Machiavelli

Richard Fester

MACHIAVELLI.

VON

RICHARD FESTER.



STUTTGART
FR. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF)
1900.

Dem Andenken

des

Fürsten Otto von Bismarck.

Vorwort.

Studien über den Machiavellismus des ausgehenden Mittelalters, vornehmlich in dem deutschen Territorialstaate, haben mich auf das Studium Machiavellis geführt. Aus den Studien wurde im Sommersemester 1895 eine Vorlesung. Aus der Vorlesung ist allmählich ein Buch geworden. An Machiavellistudien hat es in Deutschland nie gefehlt. Ein Buch scheint neben Pasquale Villaris dreibändiger Biographie immerhin ein Wagnis. Ob ich zu viel gewagt, ob ich auch den Fachgenossen etwas zu sagen habe, ob ich den grösseren Leserkreis dieser Sammlung befriedigen werde, mag mir das Echo verraten. Mit Villari zu wetteifern, lag mir fern. Genug, wenn mein Buch daneben bestehen kann, wenn der Altmeister der italienischen Historiker selbst es als eine bescheidene Gabe zu seinem vierzigjährigen Professorenjubiläum annehmen möchte.

Erlangen, September 1899.

Richard Fester.

Inhalt.



Das Problem.

Im dritten Teile seines König Heinrich des Sechsten lässt Shakespeare den Herzog von Glocester zum erstenmale in einem längeren Monologe seine schwarzen Pläne enthüllen. Noch stehen drei Anwärter zwischen Richard III. und dem Throne, noch trägt sein Bruder Eduard die Krone Englands. Jeder andere würde daran verzweifeln, das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen. Er aber hat längst einen Entschluss gefasst, der seiner äusseren Missgeschaffenheit würdig ist. Mit blutiger Axt will er sich freie Bahn machen.

„Kann ich doch lächeln und im Lächeln morden,
Und rufen: schön! zu dem, was tief mich kränkt,
Die Wangen netzen mit erzwungnen Thränen,
Und mein Gesicht zu jedem Anlass passen.
Ich leihe Farbe dem Chamäleon,
Verwandle mehr als Proteus mich und nehme
Den mörderischen Machiavell in Lehre“.

Obwohl der letzte Jork längst bei Bosworth gefallen war, obwohl sich die englische Königskrone längst in unangefochtenem Besitze des Hauses Tudor befand, als Machiavellis „Principe“ erschien, spricht Shakespeares Richard III. den Vorsatz aus, „so set the murderous Machiavel to school“. Wollen wir darin nicht einen der bekannten Anachronismen Shakespeares sehen, so kann er bei jenen Worten nur an eine völlig skrupellose Staatskunst gedacht haben. Anstatt des „Principe“ wird der Autor genannt. Der mörderische Machiavelli steht in einer Reihe mit andern von Glocester angerufenen Vorbildern, wie Odysseus und Nestor. Er ist die fleischgewordene Politik des Tyrannen, wie Nestor grösste Beredsamkeit, Odysseus erfinderischste List repräsentiert. Denn das

Konkrete schickt sich für den Dichter besser als der abstrakte Begriff.

Immerhin scheint es ein anderes, ob typische Charakterfiguren wie jene beiden griechischen Helden oder ein Politiker, der zugleich Historiker und Komödiendichter war, an die Stelle eines Begriffes treten. Die Frage scheint unabweisbar, warum der Dichter und der Historiker Machiavelli so ganz hinter dem Politiker Machiavelli zurücktritt. Wer wüsste nicht, dass Friedrich der Grosse als Kronprinz eine „Widerlegung des Fürsten Machiavells" geschrieben hat. Der ursprüngliche Titel ist vergessen. Als „Antimachiavell" steht der Fürstenspiegel des Hohenzoller an der Spitze einer polemischen Litteratur, die es recht eigentlich mit der zu einem Begriffe gewordenen Person des Florentiners zu thun hat. Erst im vergangenen Jahre ist ihr von deutscher Seite noch ein „Promachiavell" entgegengesetzt worden.

Auch daran dürfen wir in diesem Zusammenhange wohl erinnern, dass in Goethes Egmont der Regentin der Niederlande, Margaretha von Parma, ein Machiavelli zur Seite steht. Obwohl uns ein Machiavelli hier sogar leibhaft gegenübertritt, ist jeder Gedanke an den historischen Machiavelli ausgeschlossen. Margaretha hat in der That einen Rat dieses Namens gehabt. Aber unabsichtlich hat Goethe den Namen, den er bei Strada fand *), gewiss nicht gewählt. Auch ist es gewiss nicht zufällig, dass sein Machiavelli durchaus nicht mörderisch erscheint, sondern das drohende Blutvergiessen durch treuen Rat abzuwenden sucht. Ob das Bild des volksfreundlichen Politikers dem Urbilde entspricht, dürfen wir vorläufig dahingestellt sein lassen. Nur soviel steht fest, dass auch für Goethe der Name ein Begriff ist. Bei Shakespeare und Friedrich dem Grossen erweckt der blosse Name die Vorstellung einer unsittlichen politischen Klugheitslehre, während Goethe

*) De bello Belgico decades duae. Moguntiae 1651. pag. 205: (Margarita) „Machiavellum aulicum suum legat ad regem.

darunter die Incarnation der politischen Wissenschaft versteht. „Du siehst zu weit, Machiavell — urteilt Margaretha über ihren Rat — du solltest Geschichtsschreiber sein: wer handelt muss fürs Nächste sorgen.“ Der Dichter des Egmont könnte den Manen Machiavellis keine feinere Huldigung erweisen, als indem er den bescheidenen Berater der Regentin mit scharfem Blicke die verhängnisvollen Folgen der verrannten Politik Philipps II. von Spanien voraussehen lässt.

Es bedarf keiner weiteren Beispiele, um zu dem Schlusse zu gelangen, dass der Name Machiavellis ein politischer Begriff geworden ist, der zu dem eisernen Inventare der neueren Zeiten gehört. Wir reden von Machiavellismus und beachten zu wenig, dass zwei sehr verschiedene Dinge, die politische Theorie des „Principe“ und die dieser Theorie entsprechende politische Praxis in Eins zusammenfliessen. Einer kommt dabei notwendig zu kurz: der Mann selbst in seiner reinmenschlichen und in seiner wissenschaftlichen Totalität. Auch sonst giebt es Geistesheroen, die uns ganz hinter ihren Werken zu verschwinden scheinen. Von Shakespeare wissen wir recht wenig, und dieses Wenige ist noch dazu nur dem kleinsten Teile seiner Verehrer bekannt. Den meisten ist er ebenfalls nur ein Begriff, aber wie gewinnt dieser Begriff Fleisch, Blut und Farbe durch die Gestaltenfülle, die uns aus seinen Werken entgegendrängt. Wir können die genauere Bekanntschaft mit dem Leben des grossen Briten füglich entbehren, weil wir den ganzen Mann in seinen Dramen haben. Bei Machiavelli ist das wesentlich anders. Sein Wirken geschah, wenn auch an relativ bescheidener Stelle, im vollen Lichte des Tages. Sein bedeutendster Biograph Pasquale Villari hat eher über eine Ueberfülle des Materiales als über Stoffmangel zu klagen gehabt. Man sollte denken, dass der Phantasie angesichts dieses Lebens kein Spielraum gelassen sei, und muss doch gestehen, dass sich ein einziges seiner Bücher und nicht einmal das umfang-

reichste zwischen den Autor und die Nachwelt geschoben hat. Die ungeheure Verbreitung des „Principe“ in allen Ländern Europas, an Fürstenhöfen wie in Gelehrtenstuben, seine Uebersetzung in alle Sprachen der civilisierten Welt, endlich seine Popularisierung, die ganze kaum übersehbare Machiavellilitteratur, die sich wie ein breiter, trüber Strom durch die folgenden Jahrhunderte wälzt, dies alles trug dazu bei, die Gestalt des Florentiners ins Riesenhafte zu vergrössern. Wie in fernen Wolkengebilden unsere Phantasie uns die verschiedensten Gestalten sehen lässt, erschien aus der Ferne der Zeiten gesehen der Verfasser des „Principe“ den einen als der leibhafte Satan, den andern als der grösste politische Denker seit den Tagen des Aristoteles. Die einen kamen immer wieder darauf zurück, dass sich die mit der Gelassenheit des Naturforschers niedergeschriebenen politischen Beobachtungen des „Principe“ in keiner Weise mit der christlichen Ethik vereinigen liessen. Die andern glaubten, in den beanstandeten Sätzen, ohne sie an sich zu billigen, nur das in aller Welt Geübte in getreuer Spiegelung wieder zu erkennen.

Bedenken wir, dass das Thema des „Principe“ der Absolutismus ist, so werden wir es für keinen Zufall halten, dass man erst am Ende der Weltepoche des Absolutismus, erst im Zeitalter der französischen Revolution Machiavelli gegenüber eine neue Stellung einnahm. So viel ich sehe, gebührt Herder die Priorität, im 58. seiner „Briefe zur Beförderung der Humanität“ eine Lanze für den Verfasser des „Principe“ gebrochen zu haben. Niemand wäre berufener gewesen, den Machiavellimythus in Geschichte zu verwandeln als dieser Pfadfinder der historischen Studien unseres Jahrhunderts. Nicht umsonst hatte er in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ mit dem flachen, unhistorischen Rationalismus der Aufklärung gründlich aufgeräumt. Nicht umsonst hatte er gelehrt, dass jedes Zeitalter verdiene, an sich gewürdigt zu werden. Lange vor Hegel nahm er die relative

Vernünftigkeit für jede, auch für die scheinbar dürftigste Epoche der Menschengeschichte in Anspruch. Eindringlich hielt er dem Grössenwahne eines auf seine Aufklärung stolzen Jahrhunderts die unbestreitbare Thatsache vor, dass ärmere Jahrhunderte in Wahrheit reicher waren, dass jede Epoche vor andern ihre eigentümlichen Vorzüge habe. Es war daher nur die weitere Verfolgung eines von ihm schon öfter gestreiften Lieblingsthema, als er in jenem Briefe auseinandersetzte, zur Auffindung untrüglicher historischer Massstäbe müsse man vor allem die „Geschichte der Meinungen, der praktischen Grundsätze der Völker" erforschen und in ihrem Werdegange verfolgen. An Machiavellis Schicksal wies er nach, dass man auf der ausgefahrenen Heerstrasse der historischen Forschung den „Schlüssel zur Thatengeschichte" niemals finden werde. Mit Fug und Recht durfte er die Frage aufwerfen, ob Friedrich der Grosse seinen „Antimachiavell" wohl geschrieben haben würde, wenn er geahnt hätte, auf welchem Punkte zur Zeit des Florentiners „das Verhältnis der Politik und Moral stand". Wie Herder ihn versteht, ist der „Principe" weder „eine Satire, noch ein moralisches Lehrbuch, noch ein Mittelding beider", sondern „ein rein politisches Meisterwerk für italienische Fürsten seiner Zeit", ein Buch „nach ihrem Geschmack und ihren Grundsätzen". Ohne Hass oder Liebe, ohne Anpreisung oder Tadel habe Machiavelli, da „er die ganze Geschichte als eine Erzählung von Naturbegebenheiten ansah", auch den Fürsten als ein Geschöpf seiner Gattung nach den Neigungen, Trieben und dem gesamten Habitus, der ihm beiwohne", geschildert.

Uns interessiert an dieser Stelle weniger das Urteil als die Wandlung des Urteils, die Vertauschung des moralischen mit einem historischen Problem. Herders Ideen sind auf fruchtbaren Boden gefallen. Angesichts der Saat, die in ungeahnter Fülle aufgieng, erinnerten sich bald nur wenige des geistesgewaltigen Mannes, dem wir sie wesentlich verdanken. Im vorliegenden

Falle erkennt man schon in Goethes Wertschätzung des Florentiners die Anregung des älteren Freundes. Mit sichtlicher Anlehnung an Herder hat der erste Darsteller der neueren Historiographie Ludwig Wachler 1812 Machiavelli gewürdigt*). Als Frau von Staël nach dem Sturze Napoleons das Wesen der napoleonischen Staatskunst der Welt enthüllte, bewies sie zugleich, dass sie das in Weimar Gelernte nicht vergessen hatte, und nahm Machiavelli gegen den in Schutz, den man seinen grössten Schüler genannt hat**). Auch das Wiederaufleben des Absolutismus in dem Militärdespotismus des korsischen Imperator hatte jene Wandlung des Urteils nicht aufzuhalten vermocht. Die Scheidewand, die der „Principe“ zwischen dem Autor und der Welt gezogen hatte, schien beseitigt zu sein.

Aber Herders Charakteristik enthielt noch einen Nachsatz. Den Schlüssel zum Verständnis des „Principe“ fand er in dem letzten Kapitel des Buches, in dem Aufrufe zur Befreiung Italiens von den Barbaren. Indem er jene Scheidewand einriss, führte er selbst eine neue auf. Wie die meisten seiner Ideen wurde auch dieser Gedanke Herders bald zu einem Gemeingut des neuen Jahrhunderts. Keiner griff ihn lebhafter auf als Leopold Ranke. In der Kritik neuerer Geschichtschreiber, die er 1824 seinem Erstling, den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1515“ folgen liess, fasste er die Ergebnisse seiner Machiavellistudien in die Worte zusammen: „Machiavelli suchte die Heilung Italiens, doch der Zustand desselben erschien ihm so verzweifelt, dass er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben“. Wenn auch der Widerspruch nicht ausblieb, wenn sich auch die um den historischen Machiavelli gelagerten Nebel dank dem Aufschwunge der historischen Studien mehr und mehr zerstreuten, war doch eine neue

*) Geschichte der historischen Forschung und Kunst 1, 167.

**) Betrachtungen über die französische Revolution. Aus dem Französischen mit einer Vorerinnerung von A. W. von Schlegel. Heidelberg 1818. 2, 444.

Parole gegeben. Besser als alle Kommentatorenweisheit des 17. und 18. Jahrhunderts schützte jenes Schlusskapitel seinen Verfasser gegen alle auch jetzt nicht aufhörenden Angriffe. An die Stelle des moralpolitischen Begriffes trat die nationale Abstraktion. Machiavellis Name wurde gleichbedeutend mit einer zum äussersten entschlossenen Vaterlandsliebe, wurde das Losungswort aller italienischen Patrioten. Den Kämpfern um Italiens Befreiung schritt der Schatten des Florentiners über Blut und Männerleichen voran. Als sich die provisorische Regierung Toskanas konstituierte, glaubte sie (1859) sich ihrer Dankesschuld gegen den Verfasser des „Principe" nicht besser entledigen zu können, als indem sie eine Neuherausgabe seiner schon so oft gedruckten Werke beschloss. Diese Revolutionäre wünschten ja keinen Bruch mit ihrer nationalen Vergangenheit. Den stolzen Schatz historischer Erinnerungen hat sich dieses edle Volk durch allen Jammer der neueren Zeiten, durch alle Erschütterungen der Jahrhunderte hindurch ungeschmälerter als irgend eine andere Nation zu bewahren gewusst. Aber es war doch ganz unausbleiblich, dass nun auch die Gegenwart in die Vergangenheit mächtig zurückgriff, dass der klare Spiegel der neugewonnenen historischen Erkenntnis durch die Leidenschaften des Tages aufs neue getrübt wurde.

Unsre schicksalsverwandte Nation hat ähnliche Wandlungen des Urteils durchgemacht. Als es sich noch darum handelte, Preussens deutschen Beruf einer ungläubigen Welt darzuthun, erschien den tapferen Männern, die um die nationale Einigung schwer zu ringen hatten, auch die eigene Vergangenheit in wesentlich anderem Lichte als uns Nachgeborenen. Der grosse Kurfürst und Friedrich der Grosse mussten deutsche Politik treiben, obwohl sie nie etwas anderes als preussische Politik getrieben haben. Sie standen auf gleicher Linie mit Bismarck, obwohl sie nur in übertragenem Sinne, als Schöpfer eines starken reindeutschen Staates, auch zu den Baumeistern des deutschen Reiches zu rechnen sind. Seitdem haben Italiener und Deutsche

das heissersehnte, in jahrhundertelangen Kämpfen immer wieder vergeblich erstrebte Ziel erreicht. Des teuer erkauften Besitzes froh dürfen wir leidenschaftsloser, wenn auch nicht gleichgültiger an die Erforschung unsrer nationalen Einheitskämpfe herantreten, ja es ist unsere Pflicht, mit aller Nüchternheit und Besonnenheit vorzugehen, weil es gilt, die alten Fehler zu vermeiden, das von den Vorfahren ererbte Gute zu erhalten und weiterzubauen. Die letzte Scheidewand zwischen Machiavelli und der Nachwelt ist für Deutsche und Italiener seit 1870 gefallen. Was mit unsern nationalen Kämpfen zusammenhängt, ist uns Vergangenheit. Das nationalpolitische Problem ist zum historischen geworden.

Nur Uebelwollen könnte darin Ueberhebung der Gegenwart über die Vergangenheit sehen. Auch vor 1870 ist Unvergängliches über Machiavelli gesagt und geschrieben worden. Auch nach 1870 ist der Machiavellismus nicht aus der Welt geschwunden. Kein Einsichtiger wird in Abrede stellen, dass die Gefahr, ein Abstractum an die Stelle eines Concretum zu setzen, heute geringer ist, als sie es noch vor einem Menschenalter war*). Aber ebenso gewiss haben nicht wir, sondern die Generationen Herders und Goethes, Cavours und Bismarcks uns dahin gestellt, wo wir jetzt stehen.

Fragen wir, was historisch wirksamer gewesen ist, der historische Machiavelli oder der zum Begriff gewordene Verfasser des „Principe“, so kann wohl kein Zweifel bestehen. Bonaparte und der Bonapartismus wiegen als historische Faktoren gleich schwer, während in der neueren Geschichte Europas vom Machiavellismus sehr oft, von dem florentinischen Staatssekretär kaum die Rede ist. In seiner wunderlichen Weise durfte Thomas Carlyle sich über die Plage ereifern, welche die Welt „mit dem kleinen Niccolò

*) Eine von Dilettanten, Journalisten und unreifen Burschen in letzter Zeit hochgepriesene historiographische Ausnahme bestätigt nur die Regel.

Machiavelli und seinem verkehrten kleinen Büchlein gehabt" habe. Lassen wir es zunächst noch auf sich beruhen, ob nicht am Ende das Urteil des Biographen Friedrich des Grossen verkehrter war als jenes „Büchlein", so möchte vielleicht auch heute noch mancher mit Carlyle fragen: was soll mir Niccolò? Niemand aber wird, ohne sich lächerlich zu machen, sagen können: verschont mich mit der Geschichte jener „Plage", schweigt mir vom Machiavellismus, er müsste denn von der Geschichte der letzten Jahrhunderte überhaupt nichts wissen, sie überhaupt nicht verstehen wollen. Wer aber jene „Plage", wer die Genesis des Begriffes und seine Wandlungen verstehen will, wird sich doch nicht entbrechen können, mit dem „kleinen Niccolò" zu beginnen.

In seinem ersten Teile ist das Problem ein historisch-kritisches. Es gilt, den Mann und die Dinge zu sehen, wie sie waren; es gilt festzustellen, was eigentlich geschrieben steht. Dann, aber auch erst dann wird sich ermitteln lassen, was aus dem Manne und den Dingen in der Folge gemacht worden ist, wird, was mir noch wichtiger dünkt, das Ephemere und das Bleibende sich sondern lassen. Denn es stünde schlimm um uns, wenn wir hundert Jahre nach Herder und Kant uns bei der nackten Empirie ganz und gar beruhigen wollten.

Erstes Buch.

1. Das Italien Machiavellis.

Für Italien wie für Deutschland fängt die politische Leidensgeschichte mit dem Sturze der Staufer an. In England und Frankreich haben die Geburtswehen des modernen Staates etwa drei Jahrhunderte gedauert, in Italien und Deutschland nahezu sieben. Namentlich die französische Entwicklung zeigt bis zum Ausbruche der Revolution eine fast logische Folgerichtigkeit, während das deutsche Volk noch mehr Irr- und Zickzackwege zurückgelegt hat als das italienische.

Auch nach den Zeiten des Zwischenreiches besass Deutschland bei alledem in der geheiligten Person des römischen Königs einen anerkannten Mittelpunkt. Durch Kurfürstencollegium und Reichstag blieb in dem Deutschordensritter und in dem schwäbischen Reichsstädter ein Gefühl der Zusammengehörigkeit lebendig, das ein vorläufig durch nichts zu ersetzendes Gegengewicht gegen den immer schroffer werdenden Kastengeist, gegen die feindliche Haltung der verschiedenen Berufsgenossenschaften bedeutete. Es mag paradox klingen und ist doch unleugbar, dass bei dem Fehlen eines festen Kernes für den Einheitsstaat gerade die Vielheit der Reichsstände das Ganze vor dem Auseinanderfallen in die einzelnen Teile, vor der Auflösung der Gesellschaft in ihre Atome bewahrt hat. In Schwaben und am Rhein war allerdings die städtische Kultur vorzugsweise entwickelt. Im Osten ballten sich bereits grössere Territorien zusammen. Doch lag in dieser Gruppierung noch keine Gefahr, dass eine einzelne Berufsgenossenschaft, etwa die Städte oder der Fürstenstand, des Sieges sicher sein durfte, sobald sie nur die Solidarität ihrer Interessen erkannte. Auch im Osten

fehlte es nicht an städtischem Leben. Der räuberische Adel der Holsten wurde durch die aufblühende Hansa in Schach gehalten. Auch im Westen des Reiches hatte die reichsstädtische Zersplitterung ihre Grenzen. Kleinere aber doch immerhin geschlossene Territorien wie die Kurpfalz, Württemberg und Baden, vor allem Vorderösterreich, verhüteten die völlige Republikanisierung Südwestdeutschlands.

Ganz anders in Italien. Nur scheinbar war hier die Zersplitterung dieselbe. Thatsächlich war schon in der späteren Stauferzeit die politische Gruppierung fertig, welche die Halbinsel in der Hauptsache in die neueren Zeiten mit hinübernehmen sollte.

In Unteritalien hatte der Staufer Kaiser Heinrich VI. die Erbschaft der Normannen angetreten. Heinrichs Sohn, Friedrich II., schuf hier den ersten centralisierten absoluten Staat, den die neuere Geschichte kennt. Halb Polizei-, halb Schutztruppe hielten die Sarazenen Friedrichs in Nocera und Luceria die Unterthanen dieses Reiches im Zaume. Der Sklavensinn der stark mit orientalischen Elementen vermischten Bevölkerung gewöhnte sich rasch an die harte Bevormundung. Die Usurpation Karls von Anjou konnte sich ohne Systemwechsel vollziehen. Die politische Rolle des mittelalterlichen Feudalismus war ausgespielt.

Um so üppiger schoss das Feudalwesen in Mittelitalien ins Kraut, als die Päpste in der Folge ihre Residenz nach Avignon verlegten. Nicht der Oberlehnsherr, sondern die ehemaligen Vasallen oder kecke Emporkömmlinge wurden hier die Staatengründer. Umsonst hatte der grösste der mittelalterlichen Päpste, Innocenz III., seinem Schüler und Gegner Friedrich von Hohenstaufen ein mittelitalisches Reich bedrohlich zur Seite gestellt. Das Patrimonium Petri zerfiel wieder in eine Menge von Stadtrepubliken und Territorien, die in mehr oder minder lockeren Beziehungen zur Curie und zum Reiche standen. Hier war das Land der kleineren Tyrannen, die erst die Mörderfaust Cesare Borgias hinwegmähen sollte.

Wiederum eine andere Physiognomie zeigte Oberitalien. Die Lombardei und Toskana waren ausschliesslich das Land der Städte. Wie im Altertum die griechischen Städte und Rom, wie die deutsche Reichsstadt des ausgehenden Mittelalters hatte auch die lombardische und die toskanische Stadt die Tendenz, sich zum Stadtstaate zu erweitern, sei es in der Form des Synoikismos, sei es durch Unterwerfung des flachen Landes, die meist zur gründlichsten Unterdrückung wurde. Das Gegengewicht eines Territorialfürstentumes, an dem der Bauer einen Rückhalt finden konnte, das Gegengewicht eines Staates, der wenigstens die ferne Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens von Adel, Bürger- und Bauernstand darbot, fehlte hier vollständig. Stadtstaaten blieben diese Republiken, einerlei ob eine Tyrannendynastie oder ein grosser und kleiner Rat mit einem Gonfaloniere oder wie der höchste Exekutivbeamte heissen mochte, das Staatsschiff lenkten: Stadtstaaten, mit einer vorwiegend städtischen Interessenpolitik, die auch durch die dynastischen Interessen ihrer Tyrannen immer hindurchschimmerte.

Deutschland wurde zusammengehalten durch seine Reichsverfassung, die immerhin bis 1806 gehalten hat. Dem italienischen Staatengewimmel fehlte jeder Mittelpunkt, so sehr es bei der skizzierten Gruppierung eines solchen bedurft hätte. Das aus dem Kampfe mit den Kaisern siegreich hervorgegangene Papsttum überliess die Halbinsel sich selbst. Das eitle Possenspiel Cola Rienzis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bewies nur, wie sehr Rom aufgehört hatte, die Hauptstadt der Welt zu sein. Der letzte Römerzug in mittelalterlichem Sinne, jene fast wie ein Anachronismus erscheinende Episode Kaiser Heinrichs VII., hatte für das zersplitterte Land nur eine Folge: die Wiederbelebung des alten Parteihaders der Guelfen und Ghibellinen, der die besten Kräfte der Nation auch dann noch in seine Strudel hineinriss, als er längst aufgehört hatte, einen Sinn zu besitzen.

Was die Italiener des ausgehenden Mittelalters noch zusammenhielt, war einzig und allein das Band der durch Dantes Gedicht für immer geadelten Sprache. Wir Deutsche sind vor den Befreiungskriegen doch keineswegs allein durch die Sprache Luthers und durch unsere Denker und Dichter daran erinnert worden, dass wir eines Stammes seien. Der Reichsverband war fünf Jahrhunderte lang ein Anachronismus, eine immer baufälliger werdende Ruine, und doch eine sichtbare Realität. Der Italiener besass nichts Aehnliches. Das Fundament seiner Kultur, das staatliche Band, war mehr als ein Anachronismus, war Vergangenheit, Staub und Asche. Je mehr ihm der Boden unter den Füssen zu wanken schien, desto lebhafter erneuerte sich ihm die Erinnerung an die antike Grösse. Kein einsichtiger Kopf leugnete den Verfall, aber man glaubte, ihm durch die Wiedererweckung der Alten zu steuern.

Naturgemäss bot der Reichtum der grossen städtischen Centren und das wohlverstandene Interesse aller Usurpatoren seit den Tagen des Pisistratus jenen Renaissancebestrebungen die meiste Aussicht auf Erfolg und Befriedigung innerhalb des Bereiches der Kunst und der Litteratur. Reichtum und Schönheit haben vielleicht nie wieder eine so innige Verbindung eingegangen wie in dem Italien des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Wenn es uns angesichts der schier unerschöpflichen Kunstdenkmäler der italienischen Renaissance, angesichts dieser durch nichts übertroffenen Offenbarungen einer aufs höchste entwickelten Kunst wie Schuppen von den Augen fällt, wird sich der denkende Betrachter immer wieder die Frage vorlegen: woher nahm die heute so arm dastehende Nation, woher nahm das Volk der Nobili, Priester und Bettler das für die bildende Kunst leider so unentbehrliche Geld. Auch der Reichtum vermag mit seinem goldenen Schlüssel nicht alle Thüren zu öffnen. Hier aber, im Lande massvoller Schönheit, vergisst man, dass der Name Medici die Firma eines der ersten Bankier-

häuser Europas war. Das klassische Zeitalter edelsten Mäcenatentums nahm seinen Anfang.

Bei Kunst und Litteratur machte indessen das rinascimento nicht Halt. Auch für alle anderen Seiten des menschlichen Lebens erhoffte man von den Alten alles. Wo, wie im politischen Leben, die bestehenden Zustände der Renaissance keinen Erfolg verhiessen, liebte man es wenigstens, in patriotischen Phantasieen nach antiken Mustern zu schwelgen. Der Renaissancemensch hatte die Vormundschaft der scholastisch-mittelalterlichen Weltanschauung abgestreift, um an der Hand der Alten seinen eignen Weg gehen zu lernen. Es hat einen tiefen symbolischen Sinn, dass der grosse Heide Virgil dem Dichter der göttlichen Komödie im Inferno zum Führer dient. Der alten Vormundschaft war man ledig, aber sie war nur mit einer neuen vertauscht. Keinem Denker der italienischen Renaissance sollte es möglich sein, völlig voraussetzungslos an sein Geschäft zu gehen.

Ohne politischen Halt giebt es in der menschlichen Gesellschaft kein sociales und moralisches Gleichgewicht. Auch die lebhafteste Vergegenwärtigung entschwundener Grösse kann ihn nicht ersetzen. In dem freien Spiele der Kräfte, in den schrankenlosen Interessenkämpfen der nur durch ihre Sprache und Kunst vereinigten Italiener wurde die neue, freiere Bildung nur zu oft zu einer vergifteten Waffe. Die Menschen gleichen schönen, aber tückischen Raubtieren. Sprache und Schrift scheinen nur dazu da zu sein, die Gedanken zu verbergen. Illegitime, ja niedere Abkunft verschlägt nichts. Zur Herrschaft bestimmt in diesem Lande der demokratischen Sitten nicht der Zufall der Geburt, sondern der Stärkste und Klügste, wohl auch der Verruchteste fühlt sich dazu berufen.

An die Selbstschilderung des Herzogs von Glocester in jenem zu Eingang citierten Monologe werden wir mehr als einmal erinnert. 1478 haben die Pazzi in Florenz mit heimlicher Unterstützung Papst Sixtus des IV. den Versuch

gemacht, die Vorherrschaft der Medici zu stürzen, natürlich nur, um die eigne an deren Stelle zu setzen. Im Dome erfolgte während des feierlichen Hochamtes der Mordanfall auf die mediciäischen Brüder. Giuliano erlag den Streichen der Mörder. Lorenzo entrann, und die Verschworenen fanden ein blutiges Ende. Machiavelli hat im achten Buche seiner florentinischen Geschichte das Attentat ebenso ausführlich wie packend erzählt. Mit Recht findet er es denkwürdig, dass Francesco dei Pazzi und sein Mitverschworener Bernardo Bandini „beherzt und hartnäckig genug waren, ihren Hass und ihre Mordgedanken zu verbergen". Er erzählt, wie sie Giuliano dei Medici auf dem Wege zur Kirche „mit Scherzen und jugendlichem Geplauder" unterhielten. „Francesco versäumte nicht, Giuliano, als ob er ihn liebkose, mit Händen und Armen zu drücken, um sich zu überzeugen, ob er durch einen Panzer oder sonstwie geschützt sei". Fürwahr, Machiavelli hatte Recht, das Benehmen der Verschworenen für denkwürdig zu halten. Shakespeare macht seinen Richard III., um ihn glaubhafter erscheinen zu lassen, zum missgeschaffenen Scheusal. Jene Judase, schlimmer als der Erzverräter, waren stattliche, blühende Jünglinge, wie die griechische Kunst die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton darzustellen pflegte.

Auch diesseits der Alpen sass der Dolch in der Scheide locker. Der Blutgeruch ist kein spezifisches Merkmal der italienischen Renaissance. Mit sichtlicher Genugthuung sah Philipp von Commines in den 80 Erschlagenen aus dem Königsgeschlechte Englands einen Beleg für seine Beobachtung, dass man sich nicht nur in Frankreich „um die Güter und Ehren dieser Welt" zerfleische*). Ein Unterschied ist wohl vorhanden, aber er war nur ein gradueller. Gäbe es eine Statistik der politischen Morde des Zeitalters, so würden wir freilich Italien an erster Stelle finden. Ein französischer Theologe rief 1408 die scholastische Methode

*) Livre 1, chapitre 6, Michaud-Poujoulat 14.

zu Hülfe, um den Tyrannenmord aus Anlass der Ermordung Ludwigs von Orléans zu rechtfertigen. Der italienische Bewunderer des Altertums hätte das verschmäht. Den natürlichen Tod eines so ruchlosen Kaisers wie Septimius Severus weiss sich Machiavelli nur so zu erklären, dass ausserordentliches Glück und ausserordentliche Tüchtigkeit seine Lebensbegleiter waren. Glück und Tüchtigkeit, meint er, fänden sich nur selten zusammen. An der Personalunion von Tüchtigkeit (virtù) und Ruchlosigkeit (scelleratezza) nahm man in dem Italien jener Zeiten keinen Anstoss.

Jenen moralischen Gradunterschied würde allein schon der Factionsgeist erklären, der auf der appeninischen Halbinsel durchgebildeter war als in irgend einem andern Lande Europas. Nur darf man sich den Unterschied nicht allzugross denken. Wie wenig wissen wir doch über das Thun und Treiben des Volkes jener Zeiten. Für Deutschland muss sich der Kulturhistoriker seine Quellen mühsam zusammensuchen. Wer einen deutschen Fürstenhof um das Jahr 1400 schildern will, muss auf eine farbenreiche Schilderung von vornherein verzichten. Stimmungsvolle zeitgenössische Charakteristiken fehlen fast ganz. Ein Bild der öffentlichen Meinung, wie Herder es verlangte, gewinnen wir kaum aus den zeitgenössischen Chroniken, nur selten aus diplomatischen Correspondenzen. Wie ganz anders in Italien. Die Kunst der Menschenbeobachtung ist hier bis zur höchsten Virtuosität ausgebildet. Jeder der Hunderte von Diplomaten jenes vielstaatigen Landes freut sich, seine Berichte mit Schilderungen des ganzen Menschen schmücken zu können. Freilich nur des Menschen, der zu den oberen 10,000, zu den regierenden Klassen insbesondere gehört. Vom übrigen Volke ist wenig die Rede. Und wenn nun alle diese Berichte, Relationen, Chroniken, Memoiren und Briefe dem moralisierenden Historiker wie eine einzige grosse Anklageschrift gegen die Nation erscheinen möchten, dürfen wir doch nicht übersehen, dass die andern Nationen nicht besser zu sein brauchten, weil ihre denkenden Köpfe

denkfauler und unmitteilsamer waren. Der beste Kenner der italienischen Renaissance, Jakob Burckhardt, hat sich nicht entschliessen können, der ganzen Nation die moralische Gesundheit abzusprechen. Wollten wir es dennoch thun, so hätten wir damit auch den übrigen romanisch-germanischen Völkern in jenem Zeitraum das Urteil gesprochen. Der Fehler, dessen sich so viele Schilderungen des Italiens Machiavellis schuldig gemacht haben, wäre dann wenigstens vermieden. Die erste Forderung historischer Gerechtigkeit, Gleichartiges nicht mit zweierlei Mass zu messen, wäre dann erfüllt, wenn auch noch lange nicht Burckhardts beherzigenswerte Mahnung, „die Völker mit Generalsentenzen in Ruhe zu lassen“.

2. Jugend und Jugendeindrücke.

Was wir über Machiavellis Jugendjahre wissen, beschränkt sich auf wenige trockene Notizen. Wir wissen, dass sowohl der Vater Bernardo di Niccolò Machiavelli als die Mutter Bartolommea altflorentiner Familien angehörten, dass viele seiner Ahnen zu den höchsten Würdenträgern der Republik gehört hatten. Vom Vater ist ferner bekannt, dass er ein Rechtsgelehrter war, von der Mutter, dass sie Hymnen auf die Jungfrau Maria verfasst hat. Auch das Vermögen Bernardos kennen wir aus dem städtischen Kataster von 1498. Nach heutigem Geldwerte warf es eine Jahresrente von etwa 3200 bis 4000 Mark ab*). Es gewährte somit dem am 3. Mai 1469 geborenen Niccolò ein anständiges Auskommen. Immerhin war auch der Sohn in dieser Kaufmannsrepublik, in der sich Ansehen und Stellung wesentlich auf das Vermögen des cittadino gründete, wenn er Carriere machen wollte, auf sein Talent angewiesen. Memoiren hat er nicht geschrieben, man wird sich daher nicht wundern, dass wir erst seit 1498, dem Jahre seines

*) 4—5000 Lire nach Villaris Schätzung. I II, 310.

Eintritts in den Staatsdienst, über seine Lebensschicksale genauer unterrichtet sind, und da wir ihn alsbald in der Fülle der politischen Geschäfte kennen lernen, haben wir vor allem auf die Hauptdarsteller der politischen Bühne, die der Achtundzwanzigjährige betrat, einen Blick zu werfen.

Noch immer war Oberitalien das Land der Stadtstaaten, Mittelitalien das gesegnete Land der Kleinstaaterei, Unteritalien das unterwürfige Land der monarchischen Gewalt. Im Norden waren um das Jahr 1492 die vorwaltenden Mächte Florenz unter den Medici, Mailand-Genua unter den Sforza, Venedig unter seiner Adelsherrschaft, im Süden das arragonesische Königreich Neapel. Unter den Machthabern Mittelitaliens ragte naturgemäss vermöge seiner Doppelfunktion als Dynast und als Oberhaupt der Christenheit der Statthalter Christi auf Erden hervor. Ein eigentlicher Mittelpunkt fehlte. Jeder Tag brachte neue politische Combinationen. Nur der klugen weitschauenden Politik des florentinischen Machthabers, Lorenzo il Magnifico, verdankte Italien ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte. Da starb 1492 Lorenzo, und als ob alle Geister der Zwietracht und des Verderbens nur auf ihren Herrn und Meister gewartet hätten, bestieg gerade jetzt der Spanier Roderigo Borgia den päpstlichen Thron.

Alexander VI., wie der neue Papst sich nannte, war 61 Jahre alt, als er der Nachfolger Innocenz des VIII. wurde. Obwohl er bereits als Kardinal den Becher des Lebens bis auf die Neige geleert hatte, fühlte er sich gesund und kräftig genug, im Besitze der heissersehnten höchsten Würde der Christenheit gleichsam von vorn anzufangen. Aus der Zeit seines Kardinalats sind sieben Kinder bekannt. Vier: Giovanni, Cesare, Lucrezia und Gioffré hatte er mit Vanozza dei Catani gezeugt. Diese 1442 geborene Dame war inzwischen eine Matrone geworden, und wurde daher, überreichlich versorgt, in den Ruhestand versetzt. An ihre Stelle trat die schöne fünfzehnjährige

Giulia Farnese, die Gemahlin Orsino Orsinis, die ihre eigene Schwiegermutter Adriana, die Pflegerin Madonna Lucrezias, ihrem Verwandten Roderigo Borgia selbst verkuppelt hatte. Das fünfzehnte Jahrhundert ist die Blütezeit der päpstlichen Nepotenwirtschaft, aber erst Alexander VI. hat seine Kinder öffentlich als solche bezeichnet und aus seinem Concubinat mit Giulia Farnese kein Hehl gemacht. Ein simonistisches, verworfenes Treiben begann. Selbst die längst an das nil admirari gewöhnte ewige Roma hatte in ihren Mauern nichts Aehnliches gesehen.

Wir besitzen über den Pontifikat Alexanders VI. ausser den Berichten italienischer Diplomaten das Tagebuch des päpstlichen Ceremonienmeisters Burchard, eines gebornen Elsässers*). Die Gesandten schreiben, was sie hören. Auch der Deutsche mag übereifrig manchen Klatsch gebucht haben. Im grossen Ganzen ist die Zuverlässigkeit seiner trocknen Notizen unbestreitbar. Da finden wir nun den Papst, der ohne Souffleur keine Messe lesen konnte. Wir sehen ihn in spanischer Kleidung einhergehen, gestiefelt und gespornt, den Dolch an der Seite, das Barett stutzerhaft auf dem Haupt. Wir müssen gestehen, dass dieser Papst an Schamlosigkeit nur von seinen Kindern übertroffen wird. „In sero — trägt Burchard zum 31. Oktober 1501 ein — fecerunt cenam cum duce Valentinense in camera sua, in palatio apostolico 50 meretrices honestae, cortegiane nuncupate, que post cenam coreaverunt cum servitoribus et aliis ibidem existentibus, primo in vestibus suis, deinde nude“. Der Papst, Cesare und Lucrezia schauen dem Bacchanal zu und verteilen an die Zügellosesten Preise. Der Vatikan wurde der Schauplatz unerhörter Orgien und Gräuel. Lucrezia war seit 1493 mit Giovanni Sforza, Herrn von Pesaro, vermählt. 1497 löst ihr Vater die Ehe wegen Impotenz des

*) Aus Haslach bei Molsheim in Unterelsass. Schon Leibniz hatte Bruchstücke herausgegeben. Eine vollständige, kommentierte Ausgabe in 3 Bänden hat L. Thuasne 1883 85 veröffentlicht unter dem Titel: Johannis Burchardi Argentinensis Diarium 1483—1506.

Gatten auf. Lucrezia erklärt sich bereit, zu beschwören, dass sie noch Jungfrau sei. Neun Monate später schenkt sie einem unehelichen Knaben das Leben, dessen Spur alsbald verschwindet. Drei Jahre später taucht plötzlich ein dreijähriger Giovanni Borgia auf. Alexander VI. nennt ihn in einem Breve, das ihn legitimiert, einen natürlichen Sohn Cesares, um ihn drei Tage darauf für seinen eignen Sohn zu erklären*). Die Ausstreuungen des geschiedenen Gatten Lucrezias finden gläubige Hörer. Wie die Tiberstadt denkt, spricht ein Epigramm Sannazaros offen aus:

Ergo te semper cupiet Lucretia Sextus?
O fatum diri nominis hic pater est.

In der That erinnerte nur das Verhältnis Alexanders VI. zu seinen Kindern an den entheiligten Vaternamen. Für seine Kinder wird er zum Räuber und Mörder, und die allen Borgias gemeinsame sinnlose Verschwendungssucht gestattet auf dieser Bahn keinen Einhalt. Von dem Vizekanzellariat der Kirche her, das er als Kardinal verwaltet hatte, verstand er sich vortrefflich auf die simonistischen Finanzkünste der ganz verweltlichten Curie. Ein schwungvoller Handel mit kirchlichen Würden, namentlich mit dem am höchsten im Preise stehenden Kardinalspurpur wurde eröffnet. Als auch diese Einnahmequellen nicht mehr genügten, öffneten Gift und Dolch dem unersättlichen Papste die wohlgefüllten Truhen der Kardinäle. Wenn auch nicht alle plötzlichen Todesfälle im Kardinalscollegium den Borgias zur Last gelegt werden dürfen, wenn auch das berüchtigte weisse Pulver des Stadtgesprächs nur dem allezeit lebhaften Bedürfnis des Volkes nach pragmatischen Schauerromanen seine Entstehung verdanken mag, empfing doch der einmal rege gewordene Argwohn unablässig neue

*) Wenn den Papst irgend etwas entlasten kann, ist es der Eintrag Burchards (Thuasne 3, 170): „Johannem Borgiam, filium suum, quem in pontificatu habuit cum quadam Romana". Gravierend für Lucrezia ist der Umstand, dass sich alle Giovanni betreffenden Dokumente in ihrem Privatarchiv befanden. Vgl. Villari 1, 276.

Nahrung, weil kein Kardinal in Rom die Augen schloss, ohne dass die päpstlichen Schergen sofort sein ganzes Vermögen mit Beschlag belegten.

„Die Heiligkeit unseres Herrn ist von Natur gemein und conscius sui criminis“, schreiben 1494 die Gesandten Pieros von Medici. Schlau und furchtsam nennt ihn Federigo von Arragon, und in dem Berichte des Venezianers Paolo Cappello über seine römische Gesandtschaft heisst es (1500): „Er ist 70 Jahre alt, wird jeden Tag jünger, seine Gedanken überleben keine Nacht, er ist heiterer Natur und thut, was ihm nützlich ist“. Die Renaissance liebte es, zwischen gemeinen und grossen Verbrechern zu unterscheiden. Die Einreihung dieses Papstes könnte danach nicht zweifelhaft sein, und wir verstehen es, dass er mit der Zeit von Cesare Borgia völlig abhängig wurde.

Auch Cesare vereinigte Prunkliebe und Wollust. Weiter gieng die Aehnlichkeit nicht. Dem impulsiven, sanguinischen Temperament und der senilen Schwatzhaftigkeit des Vaters entsprach bei dem Sohne unergründliche Verschlossenheit. Mit keinem Zucken einer Wimper hätte er verraten, was in ihm vorgieng. Keiner konnte sich rühmen, in seine geheimsten Gedanken eingeweiht zu sein. Erst nachdem sie zur That geworden, erfuhr sie die Welt. Den Vater hatte raffinierteste Genusssucht verweichlicht. Der Sohn hat Furcht nie gekannt. Wie er in der Arena einmal eigenhändig sechs Stiere nach allen Regeln spanischer Kunst erlegte, schreckte er vor keiner Blutthat zurück, wenn sie nur seinen persönlichen Zwecken diente. Mit scheuer Bewunderung blickte Alexander VI. auf diesen „Virtuosen des Verbrechens“, wie ihn Ranke genannt hat. Es eröffnet einen Blick in die tiefsten Abgründe der menschlichen Seele, wenn wir dieses zärtliche Verhältnis auch dann noch fortbestehen sehen, nachdem lähmendes Entsetzen an die Stelle der Bewunderung getreten war.

Im Juni 1497 wird Cesares älterer Bruder Giovanni, Herzog von Gandia, mit neun Wunden an Kopf und Rumpf, aber

unberaubt, aus dem Tiber herausgefischt*). Der Papst ist „bis ins innerste Eingeweide“ erschüttert. Menschenscheu schliesst er sich in seinen Gemächern ein, weist Speise und Trank zurück. Sich selbst und seinen Gedanken kann er doch nicht entfliehen. Als er sich wieder zeigt, redet er mit allen Anzeichen wirklicher Bussfertigkeit von einer Reform der Kirche an Haupt und an Gliedern. Seine Reden und Anordnungen lassen erkennen, dass er etwas betäuben will. Die offizielle Untersuchung verläuft ergebnislos. Der Papst selbst widerlegt einige der umherschwirrenden Gerüchte. Ein ungelöstes Rätsel wird erst lösbar, als gehäufte Frevel den Frevler enthüllen. Ein Verdacht, den anfangs Niemand auszusprechen wagt, ist nach Verlauf von drei Jahren auf aller Lippen Nur Einer kann die That gethan haben: Cesare, der offenkundige Mörder seines Schwagers

*) Den gegenwärtigen Stand der Forschung übersieht man am bequemsten bei Pastor 3, 355—69. Pastor ist nach Höflers und Knöpflers Vorgang von der Schuldlosigkeit Cesares überzeugt. Anlage und Zweck meines Buches schliessen eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Ueberlieferung und Kritik aus, doch will ich nicht verhehlen, dass Pastor mich nicht überzeugt hat. Vor allem glaubt er diesen Italienern viel zu viel aufs Wort. Wäre etwa Ascanio Sforza der Mörder gewesen, so dürfte man doch in seinen Briefen an seinen Bruder Ludovico Moro keine Aufschlüsse erwarten. Wenn der Papst im Consistorium von den verdächtigen Orsini schwieg und Giovanni Sforza für schuldlos erklärte, lässt sich daraus höchstens folgern, dass er den Verdacht auf die Orsini lenken wollte. Warum hätte er beispielsweise Giovanni Sforza, obwohl er jene Erklärung abgab, Ascanio Sforza, obwohl er ihn beruhigte, nicht für schuldig halten können? Die offizielle Haltung der Borgias, Cesares eherne Stirn beweist gar nichts, jedenfalls weniger als die gewaltige Erschütterung des Papstes und sein feierliches Besserungs- und Reformgelübde. An Cesares Thäterschaft hat man allerdings erst später, als neue Frevel hinzugekommen waren, geglaubt, doch würde kein Untersuchungsrichter Bedenken tragen, einen anerkannten Verbrecher auch wegen einer noch unaufgeklärten älteren Mordthat zur Rechenschaft zu ziehen. Das Schlussresultat ist ein Non liquet auf der einen, der dringendste Verdacht gegen Cesare auf der andern Seite. Ueber die subjektive Gewissheit seiner Thäterschaft können wir mit dem bekannten Quellenmateriale nicht hinauskommen.

Alfonso von Bisceglia. Der Herzog von Gandia war seiner Absicht im Wege, den geistlichen Stand mit dem weltlichen zu vertauschen. In Alfonso hasst der Politiker den natürlichen Sohn Alfonsos II. von Neapel. Auf der Treppe der Peterskirche von Bravi angefallen, kommt Alfonso mit dem Leben davon. Seine Gattin Lucrezia und seine Schwester pflegen ihn in einem Zimmer des Vatikan. Vor Gift können ihn seine Pflegerinnen bewahren, vor Cesare nicht. Durch Cesares Henker Don Micheletto, der seinem Herrn wie ein Flügeladjutant folgt, wird der wunde Mann im Bette erdrosselt*).

Völlig isoliert sinkt Alexander VI. zu einer willenlosen Kreatur seines Sohnes herab. Die Politik der Borgias ist in den letzten Jahren seines Pontifikates lediglich die Politik des duca Valentino, wie Cesare fortan nach seinem französischen Lehen Valentinois genannt wird, nachdem er 1498 den Kardinalspurpur mit dem weltlichen Kleide vertauscht hat. Der Papst gewöhnt sich an den Gedanken, in Cesare seinen Universalerben zu sehen. Valentinos Erfolge beglücken und berauschen ihn, als ob es seine eigenen seien.

Was dagegen die letzten Ziele der Politik der Borgias waren, ist von jeher eine vielumstrittene Frage gewesen, auf die wir noch zurückkommen müssen. Nur soviel ist gewiss, dass es nicht die Kirche war, an die Alexander VI. dachte, dass sein Familiensinn auch die Triebfeder seiner äusseren Politik gewesen sein muss. Niemand wird von diesem Papst eine Politik grossen Stiles erwarten. Ob er

*) Ganz wunderlich ist Pastors Versuch (3, 429), auch hier die Orsini wenigstens als Veranstalter des ersten Attentats hinzustellen. Die Glaubwürdigkeit Paolo Cappellos bezweifelt er, benutzt aber den ersten Bericht über die That vom 18. August, der doch nur die Version Cesares und seiner Leute wiedergiebt. Vgl. Cappellos Relation vom 28. Sept. 1500 bei Sanuto, Diarii 3, 845: „il ducha have a dir, averlo fato amazar, perchè lui havia tramato amazarlo lui"; die Berichte des Florentiners Francesco Cappello im Anhang zu Burchardi Diarium 3, 436 ff.

es nun mit den römischen Faktionen der Orsini und Colonna zu thun hat oder ob er in die europäischen Händel eingreift, durchgängig wird er der Eintagspolitik der kleinen Mittel den Vorzug geben. So wäre sein Pontifikat vielleicht doch ohne eine erhebliche Erschütterung des bisherigen Gleichgewichtszustandes Italiens verlaufen, wenn nicht ein Geistesverwandter Alexanders VI. mit der Vermessenheit des Hazardspielers sich unterfangen hätte, ohne innere Berechtigung Politik grossen Stiles zu treiben.

Dieser Mann war Ludwig, nach seiner schwärzlichen Gesichtsfarbe der Mohr genannt, ein Bastard des Sforzaschen Hauses, der seinem Neffen Giovanni Galeazzo die Herrschaft über Mailand entrissen hatte. Von Ludovico Moro wird man nicht sagen können, dass er gemein von Natur war. Wäre er das gewesen, so hätte er nicht den dauernden Ruhm des glänzendsten Renaissancefürsten davongetragen. An Unsittlichkeit wird er Alexander VI. kaum etwas nachgegeben haben, doch adelt ihn sein näheres Verhältnis zu einem Bramante und Lionardo da Vinci. Neben der groben Sinnlichkeit des Spaniers entbehrt seine Genusssucht nie eines geistigen Anfluges. Burckhardt nennt ihn die vollendetste fürstliche Charakterfigur des Zeitalters; er vergleicht ihn einem Naturprodukt, dem man nicht ganz böse sein kann. Wie Cesare Borgia Usurpator, hat er doch nicht gewagt, die letzte Konsequenz seiner Usurpation zu ziehen. Obwohl er die mailändischen Ansprüche der arragonesischen Gemahlin Giovanni Galeazzos, Isabella, und ihres Söhnleins, Francesco Sforza, fürchtet, wagt er es nicht, sich an beiden zu vergreifen. Anstatt sich — ein zweiter Richard von Jork — mit blutiger Axt seinen Weg zu hauen, schleudert er die Brandfackel in die ganze Halbinsel. Aus Schwäche ruft er die Franzosen nach Italien und giebt das Signal zu einem immer weitere Kreise ziehenden europäischen Kriege. Denn Schwäche, nichts anderes ist es, wenn er noch 1496, zwei Jahre nach dem ersten Einfalle der Franzosen im Vollgefühl seiner

geistigen Ueberlegenheit sich rühmt, der Papst sei sein Kaplan, der Kaiser sein Condottiere, Venedig sein Kämmerer, Frankreich sein Courier*). Im Grunde belügt er nur sich selbst, wenn er prahlt, jene Mächte müssten sämmtlich nach seinem Belieben kommen und gehen. Wie ein Hazardspieler wagt er Einsatz auf Einsatz, bis er schliesslich alles verliert. In französischer Gefangenschaft ist er gestorben.

Als Ludovico Moro die Franzosen 1494 gegen Neapel zu Hülfe rief und Karl VIII. einlud, das Erbe der Anjous in Neapel und Sizilien den Arragonesen zu entreissen, hatte er keineswegs gedacht, das Heft aus der Hand zu geben. Schon aus seinem Einladungsschreiben an den Franzosenkönig glaubt man herauszuhören, wie sich der Betrüger über den Betrogenen, der Realpolitiker über den Träumer lustig macht. Die Italiener haben sich in ihrer Weise an dem ersten der barbarischen Eindringlinge bitter gerächt. Die kalte berechnende Tyrannennatur Ludwigs XI. von Frankreich konnten sie noch verstehen. Nicht ohne Respekt hatten sie zugesehen, wie „die grosse Spinne" ihre Netze stellte. Dass man Sizilien nur als eine Etappe auf dem Wege nach Konstantinopel und Jerusalem ansehen könne, war ihnen schlechthin unverständlich. Sie glaubten wohl an das Rittertum in den Epen Bojardos und Ariosts, doch fiel es ihnen deshalb nicht ein, die Grenze zwischen der wirklichen und einer erträumten Welt zu verwischen. Mit der Ironie, die auch über Ariosts Heldengedichte schwebt, sahen sie den hässlichen tölpischen Mann auf dem französischen Königsthron sich als Kreuzfahrer gebärden. In den Berichten ihrer Diplomaten erscheint

*) Burckhardt nach Malipiero. Eine etwas andere Fassung bei Machiavelli, frammenti istorici (ed. Passerini 2, 120): nella quale [sc. reputazione] era venuto in tanto, che con livree, con strani proverbii mostrava la guerra d'Italia essere per finire a sua posta, et udiva volentieri chi ne lo esaltava, et infra gli altri un buffone che gli diceva: „questo glorioso principe ha per spenditore i Viniziani, per capitano il re die Francia e per corriere lo imperadore".

Karl VIII. als ein vollendeter Schwachkopf. Auch Ludovico Moro hat ihn nicht anders taxiert. Zur Verjagung der Arragonesen aus Unteritalien war diese Marionette eben recht. Wie ihr Auftreten glaubte er ihr Abtreten leiten zu können.

In ganz Europa war man damals einig, dass in keinem Lande romanisch-germanischer Zunge der Wille eines Einzigen so viel bedeute wie in Frankreich. Franz I. heisst bei den Venezianern kurzweg il re delle bestie. Kaiser Maximilian I. hat den Nachfolger Hugo Capets König der Tiere genannt. Einsichtigen Franzosen wollte es scheinen, als ob sich der rex Francorum in einen rex servorum verwandelt habe. Ringsum blühten alte und neue Dynastien. Dynastische Interessen standen allenthalben im Vordergrund. Der absolute Charakter der französischen Monarchie wurde richtig erkannt, ihre nationale Grundlage doch keineswegs nach Gebühr gewürdigt. Ein grösserer Rechenkünstler als Ludovico, Kaiser Karl V., hat später zu seinem Schaden geglaubt, in dem Gefangenen von Pavia ganz Frankreich in der Hand zu halten. Auch in Ludovicos Berechnungen spielte die französische Nation keine Rolle. Sizilien hatte den Anjous nur ganz kurze Zeit gehört. Seit der sizilianischen Vesper (1282) war es mit der Krone Arragon vereinigt. In Neapel sass seit 1435 eine arragonesische Seitenlinie. Der letzte Anjou hatte 1481 an Ludwig XI. von Frankreich nicht mehr als seinen verstaubten Titel und leere Ansprüche vererben können. Unter Ludwig XI., der gewiss ein nationaler König war, hatte sich keine Hand dafür gerührt. Es genügte, Karl VIII. für das neapolitanische Abenteuer zu gewinnen. Die französische Nation hatte, wie es schien, an diesem dynastischen Handel kein Interesse. Es liess sich daher erwarten, dass sie willenlos ihrem geborenen Führer, der Drahtpuppe des Mailänder Herzogs, folgen werde, ob er sie nun nach Unteritalien hinein oder wieder herausführe.

Man kann wohl sagen, dass diese Betrachtungen auch die Geschichtschreibung bis auf den heutigen Tag bis zu einem gewissen Grade beherrscht haben. Namentlich französische Historiker räumen ein, dass Frankreich in Unteritalien nichts zu suchen hatte. Mit den Anfängen der italienischen Verwicklungen soll es sich nicht viel anders verhalten als mit der Entdeckung Amerikas. Columbus segelt nach Westen, um einen kürzeren Weg nach Ostindien zu finden und entdeckt dabei einen neuen Weltteil. Karl VIII. und seine Nachfolger machen in Italien dynastische Erbansprüche geltend und geben dadurch den Anstoss zu einer völligen Umgestaltung europäischer Diplomatie und Kriegführung. Der Ausgangspunkt ist dynastischer, persönlicher Ehrgeiz, das Endergebnis das erst zwei Jahrhunderte später erreichte relative Gleichgewicht der grossen Mächte Europas. Der nächste Anlass zum Ausbruche des Krieges von 1494 war nun allerdings die romantische Prädisposition Karls VIII. und Ludovicos Aufforderung, doch fehlt es, wenn ich nicht irre, nicht an entfernteren Ursachen, die ihn keineswegs als den ersten europäischen Kabinetskrieg erscheinen lassen. Es darf dabei nicht übersehen werden, dass auch die Kreuzzüge ebensosehr handelspolitischen als religiösen Zwecken gedient haben. Der letzte Zug, den das Vorbild Karls VIII., Ludwig der Heilige von Frankreich, unternommen hatte, richtete sich überhaupt nicht mehr gegen Palästina oder seine Nachbarländer, sondern gegen Tunis. Die französische Monarchie suchte, nachdem sie kaum das mittelländische Meer erreicht hatte, auf dem jenseitigen afrikanischen Ufer festen Fuss zu fassen. Erst in unserem Jahrhundert ist es den Franzosen gelungen, sich dort zu behaupten. Auf dem Wege von Ludwig dem Heiligen zu Louis Philippe und der dritten Republik bildet Karl VIII. eine Etappe. In diesem Zusammenhange betrachtet, haben seine Phantasien einen ganz realen Hintergrund.

Und nicht nur das. Seit 1474 waren die Königreiche Kastilien und Arragon, wozu Sizilien gehörte, durch den

Ehebund Isabellas und Ferdinand des Katholischen vereinigt. Seit 1492 blitzte von den Moscheen Granadas an Stelle des Halbmondes das christliche Kreuz. Im Besitze der ganzen pyrenäischen Halbinsel, bis auf Portugal, schickten Ferdinand und Isabella sich an, auch die Meerenge von Gibraltar zu überschreiten. Neapel lag innerhalb ihrer Machtsphäre. Wenn die arragonesische Seitenlinie dort ausstarb, musste das Königreich an Spanien fallen. Für das Expansionsbedürfnis der werdenden spanischen Grossmacht war so auf das ausgiebigste gesorgt. Von Unteritalien, Sizilien und Andalusien aus beherrschte sie das südwestliche Becken des Mittelmeeres. Die afrikanische Küste lag unter den Kanonen ihrer Schiffe. Wenn auch 1494 noch Niemand voraussehen konnte, dass alle diese Besitztümer und Aussichten einst unter dem Enkel Ferdinands und Kaiser Maximilians mit den burgundischen und deutschen Besitzungen der Habsburger vereinigt werden sollten, war doch schon 1494 der Einfall der Franzosen in Italien ein Schachzug gegen Spanien. Wir stossen uns heute an der unnatürlichen Personalunion zweier Lande wie Frankreich und Neapel. Allein jene Zeit kannte nun einmal keine andere Möglichkeit, einen Staat auf die Dauer in die Interessensphäre eines andern hineinzuziehen. Wir schliessen Pachtverträge und sichern uns Einflusszonen, und wir erreichen damit dasselbe, was früher nur durch Eroberung und unverschleierte Annexion erreicht werden konnte. Es ist gewiss richtig, wenn man die Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts Augenblickspolitiker genannt hat. Sie sehen in der Regel nicht allzu weit und wechseln ihre Entschlüsse mit jeder Stunde. Aber indem doch auch der Moment von dauernden Interessen mitbestimmt wird, folgen sie bewusst oder unbewusst leitenden Ideen, die mit den Interessen ihrer Länder und Nationen enger zusammenhängen, als es manche neuere Historiker Wort haben wollen.

Während England über hundert Jahre lang eine kontinentale Eroberungspolitik verfolgte, während das deutsche

Reich in den Dienst der Kaiseridee gestellt wurde; hatte sich die französische Monarchie streng auf ihre nächste Aufgabe, die Gründung und geographische Abrundung des Einheitsstaates beschränkt. Erst als diese Aufgabe in der Hauptsache gelöst war, erst nachdem Karl VIII. durch Einverleibung der Bretagne die innere Geschlossenheit Frankreichs vollendet hatte, inaugurierte sie jene so verschieden und schief beurteilte Eroberungspolitik. Den Italienern wollte es lange Zeit nicht in den Sinn, dass man in Italien noch um etwas anderes als um Italien selbst kämpfen könne. Wie Ludovico selbst freute sich die Mehrzahl seiner Landsleute, auf der durch ihr Vaterland gebildeten Bühne eine bedeutende Rolle zu spielen. Man vergass fast, dass ein Fremder, dem bald ein zweiter und dritter folgte, das schöne Land mit verwüsten half. Nicht eher giengen ihnen die Augen völlig auf, als bis sich aus dem Widerstreit vielfältigster europäischer Interessen der universalhistorische Gegensatz der habsburgischen Weltmonarchie und des nationalen französischen Königtums, die Rivalität Karls V. und Franz des I., herausgeschält hatte. Schon im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts fanden sie sich zur Statistenrolle erniedrigt. Ohnmächtig mussten sie bei Seite stehen, als jene grossen Mächte über Italiens Zukunft beschlossen. In Deutschland fiel der Anfang des dreissigjährigen Krieges in eine Zeit politischer, geistiger und wirtschaftlicher Stagnation. Die Kulturverwüstung Italiens in den 34 Jahren zwischen Karls VIII. Einzug in Rom (1494) und dem sacco di Roma (1527) war in ihrer Art schlimmer. Für Deutschland war der Krieg eine schreckliche aber unvermeidliche Operation. Den Italienern unterband er im Zeitpunkt der Reife die Lebensadern. Uns war das Ende des Krieges der Anfang der Erholung. Den Italienern geht es trotz grösserer Elasticität heute noch nach, dass sie infolge jener Kriegsnöte auf mehr als drei Jahrhunderte das Selbstbestimmungsrecht verloren haben.

Für Machiavellis Vaterstadt hatte schon die erste französische Invasion im Jahre 1494 eine Folge, die auch über sein Lebensschicksal entscheiden sollte: den Sturz der Medici und die Neuorganisation des Freistaates. Vergebens suchte Lorenzos schwacher Sohn Piero dei Medici in letzter Stunde die Franzosenfreundschaft der Florentiner zu überbieten. Ehe sein Beschützer Karl VIII. in der Arnostadt eintraf, hatte er schon fliehen müssen, und nun begann jene merkwürdige Episode der Florentiner Geschichte, die mit dem Namen des Priors von San Marco, Hieronymus Savonarola, unauflöslich verknüpft ist.

Das Lutherdenkmal in Worms zeigt Savonarola zu Füssen des deutschen Reformators. Nur zwei Jahrzehnte liegen zwischen der Wirksamkeit des grössten italienischen Predigers und dem ersten Auftreten Luthers. In Wahrheit trennt sie eine Welt. Der Reformator, „der die Kutte nicht abwirft"*), hat mit dem Augustinermönch, der den weltlichen Stand heiligt, nichts zu schaffen. Weit entfernt, aller Möncherei abzusagen, möchte Savonarola die ganze Welt in ein Kloster verwandeln. Seine Weltanschauung ist mittelalterlich, asketisch, die Theokratie, die er erstrebt, hat mit dem Gottesstaate Calvins nichts als den Namen gemein. Das Ausserordentliche einer historischen Erscheinung ist nicht immer da zu suchen, wo es in der Regel gesucht wird:

*) Ranke, Savonarola und die florentinische Republik. Werke 40/41, 259. Gothein nennt in seinem Loyola 782, 4 die Grundanschauung in Villaris Savonarala verfehlt. Soviel ich sehe, hat jedoch Villari selbst seine Ansichten in dem Savonarolakapitel seines Machiavelli bereits erheblich modificiert. Auch der Einwand Gasparys (Italienische Litteratur 2, 664) gegen Villari betont wie Gothein und Burckhardt nur den kulturfeindlichen Charakter der mönchischen Reformation Savonarolas. Das Verhältnis S's. zu Alexander VI. wird durch ihre Ausstellungen gar nicht berührt, und Pastor hat daher kein Recht, beide 3, 401 als Verteidiger Alexanders VI. auch nur im Sinne Armstrongs anzuführen. Eine sehr wertvolle Bereicherung der Savonarolalitteratur in den kirchenpolitischen Briefen vom 1. Juli August, Sept., Okt., Nov. 1898. Beilage der Allgem. Zeitung Nr. 143 169, 196, 222, 248. Nr. 196 behandelt Machiavellis Stellung.

in neuen Gedanken, Lehren und Thaten. Die Busspredigt war in dem Italien des fünfzehnten Jahrhunderts zu Hause. Die Reaktion des Christentums gegen die heidnische Renaissance war hier die natürlichste aller Reaktionen. Der Ruf nach einer Reform der Kirche war so alt wie ihre Reformbedürftigkeit, der Appell an ein Concil so alt wie die Ueberspannung und Ohnmacht des kirchlichen Absolutismus. Das Neue und Ausserordentliche an Savonarola ist nicht der Angriff, sondern das Angriffsobjekt, nicht der Kampf, sondern die Kampfesmittel. Das zu reformierende Haupt, der Gegner der conciliaren Ideen, ist nicht mehr der Papst an sich. Die Trauer über die Versunkenheit der alten Papstkirche, der mittelalterliche Kampfeseifer gegen die dämonischen Mächte der Finsternis erscheinen gewaltiger, hinreissender, seitdem das Haupt der Kirche Alexander VI. heisst. Die Hoffnung auf ein Reformconcil gewinnt ein anderes Gesicht, seitdem eine fremde Macht in den italienischen Händeln den Schiedsrichter spielt.

Savonarola ist nicht umsonst der Zeitgenosse Ludovico Moros. Beide sehen in Karl VIII. ihr Werkzeug. Der eine denkt nur an sich, der andere nur an die Kirche. Im übrigen ist ihre Kurzsichtigkeit die gleiche. Während Ludovico sich ganz auf seine Klugheit verlässt, glaubt Savonarola mit der Zuversicht des Fanatikers in Florenz fest genug zu stehen, um die Welt aus den Angeln heben zu können. Der Prior von San Marco hat von der allgemeinen Weltlage ein nicht minder lebhaftes Gefühl als der Herzog von Mailand. Von der Kanzel in alttestamentlicher Bildersprache zum Ausdruck gebracht, verschafft es ihm den Ruf und das Ansehen eines Propheten. Ludovico scheitert trotzdem, weil er die Welt für ein Schachbrett hält, Savonarola, weil er sie nur durch die Fensteröffnung seiner Mönchszelle sieht. In seiner Art so scharfsichtig wie Ludovico, ist er doch nur soweit Prophet, als ein Mönch es überhaupt sein kann.

Es zeugt von der machtvollen demagogischen Persön-

lichkeit Savonarolas, dass die neue Verfassung der Stadt am Arno wesentlich durch sein Eingreifen zu Stande kam. Schon hatte man lange hin- und hergestritten, ob man nach venezianischem Muster einen grossen Rat und einen Rat der Pregadi einrichten solle, schon war geltend gemacht worden, dass in Venedig die Einsetzung des grossen Rates nur darum ungefährlich sei, weil er sich dort lediglich aus der alleinherrschenden Aristokratie zusammensetze, als Savonarola für die Rechte des cittadino eintrat und erklärte, alle Vollbürger müssten an der öffentlichen Gewalt Anteil haben. Die Kanzel des Markusklosters wurde zum Katheder, der Prediger zum gesetzgebenden Staatsrechtslehrer. Es gelang dem Prior, auch die bisher widerstrebenden Elemente von der praktischen Durchführbarkeit seiner Vorschläge zu überzeugen. Noch ehe das Jahr 1494 zu Ende gieng, konnte die neue Verfassung ins Leben treten.

Alle Vollbürger, die das 29. Lebensjahr vollendet hatten, bildeten den grossen Rat. Wenn die Zahl der Vollbürger mehr als 1500 betrug, sollte immer nur je ein Drittel sechs Monate lang im Rate sitzen, um dann dem nächsten Drittel Platz zu machen. Es ergab sich also, da man etwa 3200 Vollbürger zählte, eine die Zahl 1000 überschreitende Kopfstärke des grossen Rates. Aus den Wahlen dieses Rates gieng der Rat der 80 hervor, die alle das vierzigste Lebensjahr zurückgelegt haben mussten und ebenfalls je sechs Monate im Amte waren. Die Funktionen des grossen Rates beschränkten sich auf die Wahl der Behörden und die debattelose Sanktionierung oder Verwerfung der Gesetze. Die Achtzig traten wöchentlich zusammen, um mit der obersten Regierungsbehörde, der Signorie, über die geheimen Staatsangelegenheiten zu beraten. Die Signorie, gebildet aus dem Gonfaloniere der Gerechtigkeit und den acht Prioren, hatte man in die neue Verfassung herübergenommen, ebenso den Rat der Zehn, denen das Kriegswesen und die innere Verwaltung oblag. Beide Behörden wurden jedoch nur noch auf je zwei Monate gewählt. Wurden die Zehn, wie

es wohl vorkam, einmal nicht gewählt, so fielen ihre Geschäfte der auch sonst eine Art Oberaufsicht führenden Signorie anheim. An eine klare Scheidung und Abgrenzung der Gewalten dürfen wir überhaupt nicht denken. Der ganze Mechanismus war noch sehr kompliziert und schwerfällig, mehr Gothik als Renaissance. . Die Behörden giengen nicht etwa aus direkten Wahlen des grossen Rates hervor, sondern man looste erst eine Anzahl Namen aus, über die dann abgestimmt wurde.

Der Einfluss Savonarolas stieg nach der glücklichen Vollendung dieser Neuordnung ungeheuer. Ihm selbst schien die junge florentinische Republik nur dazu da zu sein, die Reform der Kirche in Gang zu bringen. Die Fastenpredigten des leidenschaftlichen Mönches wurden immer heftiger und ausfallender. In der Polemik erinnert er allerdings an Luther. Das verbuhlte, käufliche, unersättliche Rom wird er nicht müde zu geisseln. Noch ehe er es ausgesprochen, ahnt jeder, dass er auf den verbuhlten, käuflichen, unersättlichen Papst hinzielt. Wenn er ausrief: „jetzt heisst es nicht mehr: meine Neffen, sondern mein Sohn, meine Tochter“, raunte ein Hörer dem andern die Namen Cesares und Lucrezias zu. Wenn er von den Huren sprach, die öffentlich zu St. Peter giengen, war der Name der schönen Giulia Farnese auf aller Lippen. Alexander VI. ward inne, dass dieser Schwärmer nicht umsonst ein Politiker geworden war. Ueber Bussprediger pflegte die ewige Roma bald zur Tagesordnung überzugehen. Hier aber handelte es sich um einen persönlichen Kampf auf Leben und Tod mit dem Schützlinge Karls VIII. Voll Arglist lädt der Papst den Prediger von San Marco mit freundlichen Worten ein, nach Rom zu kommen, das Lamm in die Höhle des Löwen. Als Savonarola sich mit Krankheit entschuldigt, untersagt er ihm das Predigen. Als sich darauf die Zehn für den Prior verwenden, macht er noch einen Versuch, ihn in seine Netze zu locken, indem er ihn auf die Verleihung des Kardinalspurpur hoffen lässt. Erst nachdem diese schmeichlerischen

Mittel erschöpft sind, schreitet er zur Exkommunikation. Und nun zeigt es sich, dass der Papst, der weit mehr seine Person als das Papsttum verteidigt, dem Zeitgeschmacke des damaligen Italien besser entspricht als die unbequeme Sittenstrenge des Mönches. Nach dem Tode Karls VIII. verschwören sich die verschiedensten, der mönchischen Bevormundung überdrüssigen Elemente in Florenz zu Savonarolas Untergange. Das Markuskloster wird gestürmt. Alexander VI. hat jetzt, da er nicht mit leeren Händen kommt, leichtes Spiel. Die Kommissare, die er schickt, sind angewiesen, den Dominikanerprior zu verurteilen, wenn er auch wie Johannes der Täufer wäre. Unter ihrer Assistenz wird Savonarola der Prozess gemacht. Am 23. Mai 1498 stirbt er auf der Piazza della Signoria den Märtyrertod.

Wenige Wochen nach Savonarolas Hinrichtung erhielt Niccolò Machiavelli unter vier Kandidaten für das erledigte Amt des Kanzlers der Zehn im Rate der Achtzig und im grossen Rate die meisten Stimmen. Am 14. Juli 1498 wurde die Wahl durch die Signorie bestätigt. Wie die Zehn zu der Signorie, stand ihr Kanzler zu dem Kanzleivorstande der Signorie in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis. Der erste Kanzler der Republik, Marcello Virgilio Adriani, der sich wie viele seiner Vorgänger im Amte in humanistischen Gelehrtenkreisen eines angesehenen Namens erfreute, konnte nebenbei am Studio Vorlesungen über Litteratur halten. Dem Kanzler der Zehn liessen die unablässigen Kriege und Kriegsgefahren des Zeitalters zu Nebenbeschäftigungen keine Zeit. Niccolòs Thätigkeit gieng in den laufenden Geschäften auf, und er befand sich da ganz in seinem Element.

An sich war der Horizont, der sich dem jungen Staatssekretär in seinem Amte eröffnete, freilich kein allzu weiter. Das Ansehen, das sich Florenz durch einen wohlgeordneten Staatshaushalt und eine hochentwickelte Kultur erworben hatte, darf uns nicht darüber täuschen, dass die politischen

Händel der Republik recht kleinliche, vielfach eintagmässige waren. Ein Jahrtausend mongolischer Geschichte gewinnt uns nicht so viel Teilnahme ab, als ein einziger Tag aus diesem so reichen und eigentümlichen Leben. Was sagt uns die unermessliche Steppe gegen dieses Weltbild im Kleinen. Erst die Umgebung, die Zeitverhältnisse machen es kleinlich. Der Stadtstaat bleibt, was er war, nur dass es uns mit Recht seltsam berührt, das politische Sinnen und Trachten der meisten Florentiner auch in den Geburtsjahren der grossen Mächte lediglich auf die Unterwerfung der Nachbarstadt Pisa gerichtet zu finden. Die Weissen und die Schwarzen, die Wütenden und die Heuler und wie alle städtischen Faktionen heissen mögen, sind uns gewiss nicht wie Hinz und Kunz jeder beliebigen Stadt. Sie haben auf unser Interesse und unsere Teilnahme gegründeten Anspruch. Das Pflaster, das sie treten, sind nicht umsonst die Steinplatten der Piazza della Signoria. Aber an den Grössenverhältnissen wird durch alles das nichts geändert. Während die Grossmächte um den Besitz Italiens ringen, tobt sich die politische Leidenschaft in den italienischen Städten nach aussen wie nach innen am liebsten gegen den nächsten Nachbar aus. Mit der Erfinderischkeit des Hasses stellt der Italiener seinen ganzen, wahrlich nicht geringen Scharfsinn in den Dienst des Faktionsgeistes.

Danach bestimmten sich nun auch die politischen Bildungselemente, mit denen der Kanzler der Zehn durch sein Amt in Berührung gebracht wurde. Auch für Machiavelli ist es ganz selbstverständlich, dass die Wiedereroberung Pisas und die Erhaltung der Integrität des toskanischen Freistaates im Vordergrunde seiner Interessen stehen, dass er die europäischen Machtverhältnisse zuvörderst in Hinsicht auf diese nächsten Zwecke betrachtet. Allein eben diese unablässig angestellten Kombinationen der Florentiner und der europäischen Händel bieten ihm doch auch wieder die Gelegenheit zur Erweiterung seines Horizontes, zu einer Bereicherung seines politischen Wissens und seiner Erfahrung,

wie sie sich etwa der Ratsschreiber einer deutschen Reichsstadt von der Bedeutung Nürnbergs gewiss nicht erwerben konnte.

Da ist es nun überaus anziehend, bis ins Einzelste zu verfolgen, wie die lokalen und die allgemeinen Interessen der Republik den politischen Denker erziehen. Eine Beobachtung reiht sich an die andere, Gedanken schliessen sich an Gedanken, die begierig aufgesogene Renaissancebildung nimmt mehr und mehr persönliche Färbung an. Durch nachdenkliche Betrachtung bemeistert Machiavelli die Dinge dieser Welt, ohne dass seine Empfänglichkeit für alles Stoffliche nachlässt. Der Kampf gegen Pisa und die kleinen Nöte der Arnostadt reifen in seinem Geiste den modernen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht. Das lange in nächster Nähe beobachtete Vergehen und Entstehen der Staaten bietet Stoff und Anlass zu einer Naturgeschichte des Staates. Durch das Studium der abgöttisch verehrten Alten und durch den berechtigten Stolz auf eine Kulturblüte ohnegleichen bildet sich in der Seele des Florentiners ein nationaler Enthusiasmus, der jenen militärisch-politischen Gedanken, so seltsam sie oft damit kontrastieren, erst die künstlerische Vollendung des Renaissancewerkes giebt. Indem er nicht aufhört, Florentiner zu sein, erwirbt sich der Kanzler der Zehn das europäische Bürgerrecht.

So hoch hatte ihn sein Amt doch nicht gestellt, dass wir aus seinem Handeln als Kanzler ohne weiteres auf den Charakter des Mannes schliessen könnten. Seine Stellung ist subaltern. In die Verantwortung teilen sich die Zehn und die Signorie. Noch bescheidener als der Machiavelli in Goethes Egmont steht er bei Seite. Mit offnen Augen und Sinnen ist er ganz bei der Sache. Seine Aufnahmefähigkeit kennt keine Grenzen. An Aussagen über seine Erziehung zum Denker ist kein Mangel. Nur der Mensch tritt zurück. Thaten sprechen, Erlebnisse sagen über das, was einer war, nur ausnahmsweise etwas aus. Es müssen schon grosse Erlebnisse sein, die dem Fragesteller Antwort geben. Das Menschliche, mit dem er in Berührung kam,

muss konzentriert und gesteigert sein, wenn sich uns das Wesen eines Menschen lediglich aus seinem Verhältnis dazu erschliessen soll. Die Pole des italienischen Lebens jener Zeit waren Savonarola und die Borgia. Für unser Gefühl ist der Mönch ein unentbehrliches Korrelat des Papstes. Der grelle Kontrast wirkt versöhnend. Wie hat sich Machiavelli dazu gestellt? Dürfen wir hoffen, durch die Antwort auf diese Frage ihm näher zu kommen?

3. Machiavelli und Savonarola.

Mit dem Prior von San Marco ist Machiavelli nicht in persönliche Berührung getreten, aber er hat ihn gesehen und gehört und sein Thun und Treiben in einem Brinfe an einen römischen Prälaten*) vom 8. März 1498 geschildert. Savonarola war damals bereits aus der Offensive in die Defensive zurückgedrängt. Ein Breve Alexanders VI. hatte seine Auslieferung verlangt, und die Zusammensetzung der neuen Signorie verhiess ihm und seinem Anhange nichts Gutes. Er zog es daher vor, seine Predigten im Dome einzustellen und nur noch in seinem Kloster, wo er sich weniger Zwang anzuthun brauchte, die Kanzel zu besteigen.

Hier in San Marco hat ihn Machiavelli gehört und die eigentümliche religiös-politische Betrachtungsweise des Mönches studiert. In eingehendem Referate über die der Form nach ganz scholastische erste Predigt in San Marco zeigt er seinem römischen Freunde den Dominikanerprior bemüht, seine Anhänger als die tugendhaftesten, seine Gegner als die gottlosesten Leute hinzustellen. Die beissende Ironie des achtundzwanzigjährigen Beobachters lässt sich

*) Tommasini, la vita di N. Machiavelli 1, 165 Anm. 2 denkt an einen der beiden florentinischen Kleriker, die in einem römischen Notariatsinstrument über ein Rechtsgeschäft Machiavellis von 1498 als Zeugen dienen. In Alvisis Ausgabe der Lettere famigliari (Firenze 1883) heisst der Empfänger Ricciardo Becchi.

mit Worten nicht beschreiben. „Am andern Morgen — fährt Machiavelli fort*) — als Savonarola den Exodus erklärte und an die Stelle kam, wo es heisst: Moses erschlug einen Aegypter, sagte er, die Aegypter seien die bösen Menschen und Moses der Prediger, der sie durch Aufdeckung ihrer Laster töte. Und er sprach: Oh Aegypter, ich will dir einen Messerstich geben. Und nun begann er Eure Bücher aufzuschlagen, Ihr Priester, und so mit Euch umzuspringen, dass die Hunde nicht mehr von Euch gefressen haben würden. Dann fuhr er fort — denn dahin zielte er —, er wolle dem Aegypter eine zweite grosse Wunde beibringen, und behauptete, Gott habe ihm gesagt, dass einer in Florenz wäre, der sich zum Tyrannen zu machen suche und nichts unversucht liesse, um zum Ziele zu gelangen. Den Klosterbruder verjagen zu wollen, den Bruder zu exkommunizieren, den Bruder zu verfolgen, wolle doch nichts andres besagen, als dass man damit umgehe, einen Tyrannen zu erheben. Man möge also die Gesetze beobachten. Und er redete so viel davon, dass die Leute danach den Tag über öffentlich einen im Verdacht hatten, der dem Tyrannen ebenso nahe steht, als Ihr dem Himmel“.

Machiavelli glaubt seinerseits nicht an die Loyalität des Mönches. So lange Savonarola für sich fürchtete, habe er der leichtgläubigen Menge mit dem Tyrannen Angst gemacht, um seinen Anhang zu verstärken. Jetzt, nachdem die Signorie den Papst um Rücknahme der Exkommunikation gebeten habe, sei die Tyrannenfurcht vergessen. Jetzt suche er alle gegen den Papst in Harnisch zu bringen**).

---

*) Ich folge Alvisis Text, dem das Konzept zu Grunde liegt.

**) In den älteren Ausgaben hiess es: di inamirgli tutti contro al summo pontefice cerca e verso lui e suoi messi rivoltarsi. Alvisi liest: di . . . . cerca, et verso lui e i suoi morsi rivoltati; d. h.: Savonarola sucht gegen den Papst alle aufzustacheln, die sowohl über ihn (Savonarola) als seine bissigen Ausfälle empört waren. Auch hier ist die Konstruktion nachlässig, aber immerhin korrekter. Die ältere Lesart ergab wohl auch einen Sinn, doch passt die neue besser in den ganzen Gedankengang.

Jetzt sage er von Alexander VI. Dinge, die man nur von dem ruchlosesten Menschen sagen könne. „Und so — schliesst Machiavelli sein Referat — richtet sich Savonarola meines Erachtens nach den Zeiten und schminkt seine Lügen“.

Als Historiker ist Machiavelli leider nicht dazu gekommen, sein letztes Wort über Savonarola zu sprechen. In den Auszügen aus den Briefen an die Zehn, einer Vorarbeit für die Fortsetzung seiner florentinischen Geschichte, urteilt er übrigens ganz ähnlich wie in jenem Briefe. Auch hier wird die Wendung gegen den Papst konstatiert und der Wechsel in Savonarolas Angriffsobjekten schliesslich damit erklärt, dass es dem Prior nicht entgangen sei, wie überdrüssig man seiner unheilschwangeren Prophezeiungen war. Uneingeschränktes Lob könnte man höchstens in einer Stelle der „Discorsi“ (I 45) finden, wo von der Gelehrsamkeit, Klugheit und Tüchtigkeit des Schriftstellers Savonarola die Rede ist. In Wahrheit ist das Lob nur der Antithese wegen da. Derselbe Savonarola, der sich als Schriftsteller so ausgezeichnet hat, war im Leben so parteilich, dass er sich selbst, wie an einem Beispiele gezeigt wird, an die von ihm ausgegangenen Gesetze nicht gehalten hat. Wenn Machiavelli an einer anderen Stelle der „Discorsi“ (I 11) meint, von einem so ausserordentlichen Manne dürfe man nur mit Verehrung reden, so liegt die Ironie auf der Hand. Die Florentiner liessen sich durch Savonarola überreden, dass er mit Gott spreche. Machiavelli will nicht entscheiden, ob das der Fall gewesen ist oder nicht, weil das die Achtung vor einem solchen Manne verbiete. Im Zusammenhange gelesen kann die Stelle ebensowenig anders gedeutet werden, als eine frühere Erwähnung des „grossen“ Savonarola. 1504 hat Machiavelli in Terzinen die Ereignisse der letzten zehn Jahre besungen. Der poetische Wert dieses „Decennale“ ist fast so gering wie der Gehalt der deutschen Reimchroniken. Um so wertvoller sind einzelne Urteile. Da heisst es nun von dem „grossen“ Dominikaner, er habe

gottbegeistert durch seine Worte die Florentiner so verstrickt, dass es für die Republik keine Rettung gab, wenn nicht das göttliche Licht in Savonarola wuchs oder durch ein grösseres Feuer ausgelöscht wurde.

Savonarola war ein Mönch, damit ist für Machiavelli alles gesagt. Als Niccolò 1521 von dem Kardinal Medici an das Generalkapitel der Franziskaner nach Carpi geschickt wird, beauftragen ihn die Konsuln der Wollweberzunft, bei dieser Gelegenheit einen Prediger für die nächsten Fastenpredigten im Dome zu erbitten. Machiavelli im Kloster, fürwahr eine lustige Laune des Schicksals! Voll Uebermuts sind die Scherze seines Freundes Guicciardini, noch übermütiger seine Antworten. Gern lässt er die „dummen Mönche“ in dem Wahne, dass er ein grosser Herr sei, empfängt die Eilboten, die ihm Guicciardinis Neckbriefe bringen, als ob es sich um Depeschen von höchster Wichtigkeit handle, und schreibt froh gelaunt seine Antwort, während die Mönche mit offenem Munde neugierig dabeistehen und aus der Länge des Briefes auf einen welterschütternden Inhalt schliessen. „Es ist wahr — schreibt er unter ihren Augen*) —, dass ich wie in so vielen andern Dingen andrer Meinung bin, als meine Mitbürger. Sie möchten einen Prediger, der ihnen den Weg zum Paradies wiese, und ich möchte einen ausfindig machen, der sie zum Hause des Teufels führte. Sie wünschen sich etwa einen klugen, redlichen und zuverlässigen Mann, und ich gäbe was darum, wenn ich einen fände, der ein grösserer Narr als Ponzo, ein grösserer Schlaukopf als Bruder Girolamo (Savonarola), ein grösserer Heuchler als Bruder Alberto wäre. Denn es schiene mir ein schönes Ding und eines so trefflichen Zeitalters (della bontà di questi tempi) wert,

*) Auch der eigentümliche Anfang des Briefes (io era in sul cesso quando arrivò il vostro messo) erscheint nur witzig in Hinblick auf diesen gaffenden „Umstand“. Der volle Wortlaut des in allen Ausgaben der Werke arg verstümmelten Briefes ist erst seit kurzem bekannt. Alvisi 422 ff.

dass man mit einem einzigen Mönche alle Erfahrungen auf einmal machte, die wir mit vielen Mönchen gemacht haben, weil ich der Meinung bin, dass man am sichersten ins Paradies gelangt, wenn man den Weg zur Hölle kennt und vermeidet. Da man überdies sieht, welchen Kredit ein Schalk hat, der sich unter dem Mantel der Religion verbirgt, kann man leicht schliessen, was wohl ein braver Kerl vermöchte, der in der Wahrheit und nicht in der Heuchelei wandelte".

Wir sehen, Machiavelli bleibt dabei: Savonarola ist ein Schlaukopf, seine Klugheit die Klugheit eines Mönches. Unbefangene Prüfung wird in seinen sämtlichen Schriften keine einzige Stelle finden, die ihn als Bewunderer Savonarolas*) erscheinen liesse. Es ist hier noch nicht der Ort, Machiavellis Stellung zur Religion und zum Christentume zu erörtern. Seine Spöttereien über das Mönchstum sagen darüber nichts aus. Seine Stellung zu den spezifisch mittelalterlichen Formen der Frömmigkeit aber glauben wir jetzt zu kennen. Savonarola ist ihm der „entwaffnete Prophet". Weit eher möchte er an die Prophetengabe eines Ludovico Moro glauben**). Was ihn abstösst, ist der Mantel der Religion in ganz weltlichen Hantierungen. Von mittelalterlicher Busse hält er nichts, ja er hasst sie, weil sie weltflüchtig macht. Wer zum Beten und Fasten ermahnt, wenn es zu handeln gilt, erweist seinen Landsleuten einen schlechten Dienst.

„Der Wahn, Gott werde Wunderwerk verrichten,
An uns, dieweil wir faul die Kniee beugen
Muss Reich und Staaten gar zu Grunde richten" ***).

---

*) Wofür ihn u. a. neuerdings Gothein hält. Ignatius von Loyola S. 83.

**) „Dicevasi ancora nella sua (Ludovicos) corte: Iddio in cielo, et il Moro in terra, sa il fine di questa guerra". Machiavelli in den frammenti istorici. Passerini 2, 121.

***) Aus Machiavellis „asino d'oro". Nach der schönen Uebersetzung von Gervinus, die poetischer, aber weniger prägnant als das Original ist. Creder, che senza te per te contrasti Dio etc.

Hier ist der Punkt, wo sich Guicciardini, Machiavelli und alle erleuchteten Geister Italiens mit Luther begegnen. Die Möncherei hat sich überlebt. Die Weltflucht gehört der Vergangenheit an. Die mönchische Reaktion ist kulturfeindlich. Möglich, dass Machiavelli, wäre Luther sein Landsmann gewesen, „das Wachsen des göttlichen Lichtes“ gefeiert hätte. An Savonarola hat er es jedenfalls nicht bemerkt. Er würde ihm vielleicht gerechter werden, wenn der Prior von San Marco ihm nicht zeitlich und räumlich zu nahe stünde. So aber übersieht er auch die historische Grösse Savonarolas, geschweige denn, dass er ihn als das unentbehrliche Korrelat eines Alexander des VI. betrachtete. Man kann vielleicht sagen, er ist nicht Künstler genug, um Savonarolas Grösse zu ahnen. Der Tiefsinn, der einen Michelangelo mächtig ergreift, lässt ihn kalt. Er ist offenbar nicht ganz ohne ein Gefühl dafür, dass die politische Leidenschaft des Dominikanerprior durch einen glühenden Patriotismus geadelt werde. Aber es fehlt ihm der Schlüssel zu Sprache und Gedanken des Mönches. Nach der Art skeptischer Weltkinder glaubt er dem politisierenden Priester ganz besonders auf die Finger sehen zu müssen. Ein Massstab, den er für sich und seinesgleichen nie anerkennen würde, wird an die Thaten des Mönches gelegt. In den demagogischen Künsten Savonarolas vermag er nur bewusste Lüge zu sehen. Dem wütenden Haufen, der Partei der Arrabiati, die den Prior zur Folterbank und zum Galgen schleppen, wird sich ein Machiavelli nicht zugesellen. Aber er atmet doch erleichtert auf, als die Hinrichtung des Demagogen in der Mönchskutte die Republik aus der gefährlichen Bahn des politischen Dilettantismus herausführt.

Soviel ist klar, für ein Demagogentum, das auch an die religiös-moralischen, an die kirchlichen Impulse der grossen Masse appelliert, hat dieser florentinische Politiker kein Verständnis. Ja es ist ihm unheimlich, weil sein unverkennbares Bedürfnis, alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens genau zu analysieren, hier vor einem Unbegriffenen,

schlechterdings Unauflösbaren Halt machen muss. Aber ebenso evident scheint es mir, dass er sich schon 1498 keineswegs zum Verteidiger der von Savonarola gegeisselten kirchlichen Missstände aufwirft. Wie es im Vatikan aussah, war ihm nicht unbekannt. Wir haben noch einen an ihn gerichteten Brief Agostino Vespuccis aus Rom vom 16. Juli 1501, in welchem der päpstliche Palast ein Hurenhaus genannt wird und die auch von Burchard gebuchten Orgien als etwas ganz Alltägliches hingestellt werden*). In jenem historischen Fragment Machiavellis heisst Alexander VI. „uomo tristo“, und wir wissen jetzt, dass „tristo“ ist, „che sotto il mantello della religione si nasconda“. Drei vertraute Dienerinnen Ueppigkeit, Simonie und Grausamkeit lässt er in dem „Decennale“ von 1504 dem Papste ins Grab folgen. Der Hörer von 1498 zweifelt nur an Savonarolas Aufrichtigkeit. Im übrigen freut er sich sichtlich, dem befreundeten Priester mitteilen zu können: Seht, so schlecht macht er Euch, dass kein Hund sein Fressen von Euch nehmen möchte. Der Schlusssatz unsres Citates aus dem Briefe vom 8. März 1498, dass der Prior seine Lügen schminke, bezieht sich nicht auf die Verunglimpfung des Papstes, sondern auf die in dem ganzen vorhergehenden Abschnitt näher charakterisierte Taktik des Mönches, der sein Angriffsobjekt je nach den Umständen wechsle; ein für die Interpretation recht erheblicher Unterschied, den mir Heinrich Leo in seiner Uebersetzung der Freundesbriefe Machiavellis durch falsche Interpunktion zu verwischen scheint.

Doch genug von diesen spärlichen, aber wichtigen Zeugnissen**). Zur ersten Orientierung über Machiavelli

*) Bei Villari I II 575 documento XIII bis. Ebenda über die römischen Zustände: „omne ius stat in armis et in questi marrani, adeo che pare necessario il Turcho, poi li Christiani non si muovono ad extirpare questa carogna del consortio humano: ita omnes qui bene sentiunt, uno ore loquuntur“.

**) Vgl. Tommasinis nur etwas abweichende Charakteristik (1, 167): „Nella prima lettera sua è cauto; ne' Decennali è ironico, ma ambiguo;

mögen sie genügen Den Schleier zu lüften, reichen sie aus. Wenn wir ihn heben wollen, müssen wir weiter forschen. Savonarola gehört für Machiavelli einer versunkenen Zeit an. In dem Italien Alexanders VI. und Ludovico Moros war er ein Fremdling. Wenn wir wissen wollen, wie Machiavelli sich zu der Staatspraxis und zur politischen Moral seines Zeitalters verhalten hat, müssen wir unsere Blicke auf die Todfeinde des Busspredigers richten. Sehen wir zu, ob Erscheinungen wie die Borgias, die so ganz auf der Höhe „dieser trefflichen Zeiten“ standen, uns die Aufschlüsse verschaffen, die wir aus der Gegenüberstellung Machiavellis und Savonarolas nicht gewinnen konnten.

4. Machiavelli und Cesare Borgia.

Seit 1499 hatte Cesare Borgia begonnen, seine Eroberungspläne ins Werk zu setzen. Mit List und Gewalt vertrieb und vernichtete er als Generalkapitän und Gonfaloniere der Kirche die Gewalthaber, die sich im Patrimonium Petri festgesetzt hatten. Die Nepoten Papst Sixtus des IV. mussten aus Imola und Forli weichen. Den Sforza wurde Pesaro, den Malatesta Rimini, den Manfredi Faenza entrissen. Cesare durfte sich mit Zustimmung des Kardinalscollegium, in welchem die Kreaturen der Borgia überwogen, Herzog der Romagna nennen. Nur das Machtwort König Ludwigs XII. von Frankreich schützte Bologna und Toskana vor thätlichem Angriff. Urbino und Camerino wurden Cesares Herzogtum einverleibt. Alle Besitzverhältnisse Mittelitaliens schienen in Frage gestellt. Auch die bisherigen Werkzeuge seiner Politik erfasste Furcht vor dem „Alles verschlingenden Drachen“. Im Oktober 1502 schlossen

nei Discorsi è schietto, ma respettivo; nell' Asino par che combatta la massima e non l'individuo; nella lettera al Guicciardini finalmente gli dà la sferzata“.

Cesares Condottieri mit den noch nicht unterworfenen kleineren mittelitalienischen Gewalthabern in Magione bei Perugia ein Bündnis zu Schutz und Trutz. Urbino fiel den Verschworenen in die Hände. Der Leibhenker Cesares Don Micheletto erlitt bei Fossombrone eine Niederlage. In Camerino zogen die eben erst vertriebenen Herren wieder ein.

So standen die Dinge, als Cesare und der Papst Florenz aufforderten, Gesandte zu ihnen zu schicken. Weder Cesare noch die Verschworenen von Magione erfreuten sich in der Arnostadt irgend welcher Sympathieen. Jene hatten verdächtige Beziehungen zu den vertriebenen Medici, dieser war unberechenbar. Cesares Bitte abzuschlagen, schien gefährlich, sie zu erfüllen, bedenklich. Man verfiel daher auf den Ausweg, keinen Gesandten der Signorie, sondern Niccolò Machiavelli im Auftrag der Zehn in das Heerlager des Herzogs in der Romagna zu schicken, während nach Rom ein Botschafter ging.

Machiavellis Auftrag war beschränkt, aber lehrreich und durchaus nicht einfach. Dem „Magen der Stadt", wie in seiner Instruktion der Handel der Florentiner genannt wird, waren die anhaltenden Unruhen nicht bekömmlich. Man wünschte einen Schutzbrief für die florentinischen Kaufleute in dem Gebiete des Herzogs und wollte es doch nicht Wort haben, wie viel Wert man darauf legte. Ein Subalternbeamter konnte weit besser als ein Gesandter das Geschäft erledigen, das dieser Kaufmannsrepublik vor andern am Herzen lag. Alle übrigen Verhandlungen mit Cesare hatten einen unverbindlichen Charakter, so lange der Kanzler der Zehn nicht von einem Bevollmächtigten abgelöst wurde. Zum Sehen, Hören und Berichten war es klüger, einen Mann zu schicken, der das Talent, aber nicht den Rang eines Gesandten hatte. Dass Machiavelli zu sehen verstand, war schon wiederholt erprobt worden. Das Mitleid der florentinischen Gesandten in Frankreich mit den Jungvermählten hielt sie nicht ab, ihm zu seiner an sich so ungelegenen Mission Glück zu wünschen. Denn der

Verstand werde schärfer, wenn man in andere Luft komme und andere Gesichter sehe, zumal solche Gesichter.

In der That kam Machiavelli gerade recht zu dem letzten Akte eines Trauerspiels, dessen Inhalt er später in dem „Decennale“ von 1504 in merkwürdiger Uebereinstimmung mit Shakespeares Richard von Glocester umschrieben hat mit dem Bilde des Basilisken*), der giftige Schlangen sanft zischend in seine Höhle locke, um sie zu töten. So oft er auch nach Hause schreiben musste, dass an diesem Hofe alles wunderbar geheimnisvoll betrieben werde, dass man Dinge, die verschwiegen werden sollten, nie höre, so kam ihm doch der Herzog mit einer gewissen schrecklichen Bonhommie entgegen. „Ich will nicht prahlen, was ich thun werde, — sagte Cesare einmal — aber wahrscheinlich dürften meine Feinde ihren Verrat an mir bereuen“. Trotzdem blieb Machiavelli bis zur Katastrophe auf Vermutungen angewiesen, während der venezianische Gesandte in Rom Antonio Giustiniani über die letzten Absichten des redseligen, stets zu Bösewichtsmonologen aufgelegten Papstes weit besser unterrichtet war.

Der Abgesandte der Zehn traf Cesare inmitten eifrig betriebener neuer Rüstungen. Er war daher nicht wenig erstaunt, als er erfuhr, dass mit den Verschworenen von Magione Verhandlungen angeknüpft seien. Dass sich Paolo Orsini nicht ganz drei Wochen nach jener Zusammenkunft am trasimenischen See in die Höhle des Basilisken wagen konnte, war ihm ein Rätsel. Denn er sah nicht ein, wie Cesare das Vergehen verzeihen, die Orsini die Furcht ablegen könnten. Ein Angriffsbündnis Cesares mit den Verschworenen gegen einen Dritten, Florenz oder Venedig, war doch zu unwahrscheinlich. Nur die lähmende Furcht vor dem Klienten Frankreichs und seinem französischen Hülfskorps konnte die abgefallenen Condottieri so blind machen,

*) I 'll slay more gazers than the basilisk. King Henry VI. III Act. III 3.

dass sie in Cesares Dienst zurücktraten und sich zur Wieder eroberung Urbinos und Camerinos erboten.

In diesen Wochen des Wartens hat Machiavelli seinen stets dienstwilligen Freund Buonaccorsi gebeten, ihm die Lebensbeschreibungen Plutarchs zu beschaffen, weil er als Schüler der Alten hoffen mochte, für die Dinge, die um ihn vorgiengen, dort einen Massstab zu finden. Uns liegt es näher, an die mit ehernem Griffel geschriebene Scene in Shakespeares König Heinrich IV. zu denken, wo Prinz Johann die Rebellen durch einen Scheinvertrag in die Falle lockt, dann entwaffnet und dem Henker überliefert. Wie bei Shakespeare der Sohn König Heinrichs seine Truppen nur zum Schein entlässt, um die Rebellen zu dem gleichen Schritte zu veranlassen, fühlten sich die ehemaligen Verbündeten von Magione durch den Abzug des kleinen französischen Hülfskorps einigermassen beruhigt. Sie trugen daher, obwohl Cesare seine Streitkräfte zusammenzog, kein Bedenken, ihm zur Einnahme Sinigaglias ihren Arm zu leihen und ihre Truppen mit den seinigen zu vereinigen.

Die sich auf diese Weise selbst ans Messer lieferten, waren aber keineswegs unerfahrene Neulinge. Nicht einer war darunter, der seine Hand nicht wiederholt in Blut getaucht hätte. Den einen, Vitellozzo, hat Cesare im Gespräch mit Machiavelli „den Feuerbrand Toskanas und Italiens“ genannt. Von Oliverotto erzählt der Verfasser des „Principe“, dass er von seinem Oheim, dem Tyrannen von Fermo, gastlich aufgenommen, diesen und die angesehensten Männer der Stadt bei einem Gastmahle ermordet hätte. Auch fehlten dieser Tragödie nicht die unheilverkündenden Auspizien. Am 22. Dezember 1502 wurde Cesares rechte Hand, Remiro de Lorqua, Statthalter der Romagna, verhaftet. Ein Rundschreiben Cesares an alle Städte seines Herzogtums klagte ihn des Unterschleifs und unerhörten Missbrauches der Amtsgewalt an*). Drei Tage später war das Urteil ge-

*) Veröffentlicht von Alvisi, Cesare Borgia (Imola 1878) S. 554.

sprochen und vollstreckt. Neben dem mit allen Abzeichen seiner Würde geschmückten Rumpfe des Gefürchteten war bis zum Abend das abgeschlagene Haupt, auf eine Lanze gespiesst, dem Volke von Cesena zum Schauspiel, auf der Piazzetta ausgestellt. Wenige Tage danach folgten die giftigen Schlangen dem Zischen des Basilisken. Am 31. Dezember bemächtigte sich Cesare in Sinigaglia seiner gleichsam betäubten Opfer.

Auf Machiavelli hat es einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, als er Vitellozzo und seine Genossen in die Falle gehen sah. Kein Tizian oder Shakespeare könnte uns den Condottiere, der den Florentinern erst im Frühjahre fast das aufständige Arezzo entrissen hätte, lebendiger veranschaulichen, als der Kanzler der Zehn. Wir glauben Vitellozzo mit eignen Augen zu sehen, wie er dem Herzog auf der Strasse von Sinigaglia nach Fano zwischen Meer und Bergen auf einem Maultier entgegenreitet, waffenlos, im verschossenen schwarzen Regenmantel mit der grüngefütterten Kapuze, blass und niedergeschlagen wie im Vorgefühl seines nahen Todes. Als man in der Stadt vor Cesares Quartier angelangt war, wurden alle Condottieri verhaftet und ihre Soldaten entwaffnet. „Meines Erachtens sind sie morgen früh nicht mehr am Leben“, schloss Machiavelli seinen ersten eiligen Bericht über das Geschehene. In einer Audienz, die er am Abend bei Cesare hatte, rühmte sich der Herzog des Dienstes, den er den Florentinern durch Beseitigung ihres Gegners erweise. Noch in der Nacht wurden Vitellozzo und Oliverotto erdrosselt. Angesichts des Todes hatten sie sich feiger gezeigt, als es Machiavelli von zwei so beherzten Banditen erwartet hätte. Die beiden Orsini, Paolo und den Herzog Gravina, liess Cesare vorläufig am Leben, weil er erst die Nachrichten aus Rom abwarten wollte.

Vgl. ebenda 353 ff. über das in Bologna umlaufende Gerücht, Remiro sei von Giovane Bentivogli, Orsini und Vitellozzo bestochen gewesen.

Inzwischen war Alexander VI. von Tag zu Tag ungeduldiger geworden. Ihm, der seinem Sohne nicht genug Geld schicken konnte, gieng alles zu langsam. Auch bei Verlesung des Friedenschlusses mit den Verbündeten von Magione machte er in Gegenwart des florentinischen und venezianischen Gesandten aus seiner Rachsucht kein Hehl. Schon am 7. November 1502 meinte Giustiniani, die Orsini könnten versichert sein, dass sie Gift genommen hätten. Nichtsdestoweniger folgte auch hier die Schlange dem Locken des Basilisken. Als ob er der einzige Blinde und Taube unter lauter Sehenden und Hörenden sei, blieb der Kardinal von Orsini in Rom, vielleicht eingeschläfert durch die gerade jetzt mit Ostentation in Scene gesetzten Lustbarkeiten und Liebesabenteuer des zweiundsiebenzigjährigen Papstes. Während Alexander VI. stündlich einen Boten Cesares erwartete, sah er anscheinend fröhlich und sorglos wie immer aus einem Fenster des Vatikan*) auf die Masken herab, die den Petersplatz mit lautem Getümmel erfüllten, „habentes nasos longos et grossos in formam priaporum sive membrorum virilium“. Da traf endlich die Nachricht von Sinigaglia ein. Eilends wurde der Kardinal Orsini in den Vatikan beschieden, mit einigen seiner Verwandten ins Gefängnis geführt und seines Vermögens beraubt. Erst nachdem dies geschehen war, liess Cesare die noch lebenden Gefangenen von Sinigaglia unter den Händen Don Michelettos sterben, während der Kardinal Orsini schon drei Wochen nach seiner Verhaftung in der Engelsburg nach der eidlichen Versicherung der ihm von Alexander VI. geschickten Aerzte eines „natürlichen“ Todes verblich**).

Und nun war es, als ob Vater und Sohn in Vorahnung

*) supra portam in logia Paulina. Burchard. Thuasne 3, 227 zum 25. Dez. 1502.

**) Burchard, der mit dem Leichenbegängnis offiziell nichts zu thun haben wollte („ego nolens plus sapere quam oporteret“) bemerkt lakonisch: „ut a vulgo affirmabatur, biberat calicem, ordinatione et jussu Pape sibi paratum“. Thuasne 3, 236 und 238.

ihres eignen Unterganges noch einmal ihre teuflische Natur austoben lassen wollten. Ganz Umbrien unterwarf sich dem Feldhauptmann der Kirche. Das „Hirn der Verschworenen“, Pandolfo Petrucci, der Tyrann von Siena, durfte sich glücklich schätzen, durch die Flucht den freundlichen Breven des Papstes und den Reitern des Herzogs zu entgehen. „Die Befriedigung der Rache“*), die hier keine vollkommene war, genoss Cesare in vollen Zügen auf einem Kriegszug gegen die aufständischen römischen Barone. Da Pfründenschacher, Kardinalskreationen und Güterkonfiskationen zur Befriedigung ihrer Habsucht nicht mehr ausreichten, griffen sie wieder zu Gift und Dolch. Am 11. April starb Kardinal Michiel nach zweitägigem Erbrechen. Selbst der Gesandte der Markusrepublik fand an diesem Tage alle Thüren des Vatikan verschlossen, „weil seine Heiligkeit mit Geldzählen beschäftigt war“. Am 13. April aber führte ihn der Papst selbst in den Saal, in welchem das Geld abgezählt wurde. „Seht, Herr Gesandter — sagte er — hier behauptet alle Welt, wir hätten von dem Kardinal 80 000 bis 100 000 Dukaten Baargeld erhalten und wir haben doch nicht mehr als die 23 832 Dukaten, die hier liegen, gefunden“. Einige Monate später begegnete es dem Venezianer abermals, dass er nicht vorgelassen wurde, weil Alexander VI. über den Tod seines am 1. August plötzlich verschiedenen Neffen, des Kardinals Giovanni Borgia, trauerte, aber Giustiniani neigte doch mehr zu der Ansicht, dass der Kummer des Papstes im Geldzählen bestehe. Da erkrankten Vater und Sohn gleichzeitig an einem Tertianfieber**), und

*) Für Cesares Sinnesart ist vielleicht nichts so charakteristisch, als die naive Voraussetzung, das Bedürfnis nach „satisfazione della vendetta“ sei bei anderen, wie etwa den Florentinern, gerade so gross, als bei ihm. Vgl. Machiavellis Bericht über seine Unterredung mit Cesare aus Torsiano vom 10. Januar 1503 (1502 nach florentinischer Zeitrechnung).

**) Vergiftung, die noch Ranke und Burckhardt annahmen, scheint ausgeschlossen, weil zwischen dem Gartenfest beim Kardinal von Corneto, nach welchem Alexander und Cesare erkrankten, und Alexanders Todestag ein Zeitraum von 8 Tagen lag.

während Cesare noch daniederlag, starb Alexander VI. am 18. August 1503. Weder Cesares noch Lucrezias Namen war über die Lippen des Sterbenden gekommen. Auch Cesare erinnerte sich seines Vaters erst wieder, als er tot war. Mit dem Dolche in der Hand zwang einer von Don Michelettos Leuten unter Drohungen den Kardinal Casanova, die Baarschaft des Papstes, etwa 100 000 Dukaten, herauszugeben. Den scheusslichen, rasch verwesenden Leichnam überliessen die Getreuen Cesares der Dienerschaft des päpstlichen Palastes. Würdelos und schrecklich wie sein Leben war seine Beisetzung*).

Nur in Kürze sei hier an das Weitere erinnert. Einer der heftigsten Gegner der Borgia, Kardinal Giuliano della Rovere, bestieg nach dem kurzen Papate Pius des III. den schmählich entweihten päpstlichen Thron. Papst Julius II. erntete die Früchte der Annexionspolitik Cesares. Valentino wurde, als er sich über Neapel nach Frankreich begeben wollte, 1504 auf Befehl Ferdinand des Katholischen festgenommen und nach Spanien gebracht. Nach zweijähriger Gefangenschaft gelang es ihm, zu seinem Schwager, König Johann von Navarra, zu fliehen. Am 12. März 1507 ist er als Johanns Helfer gegen einen abgefallenen Vasallen in offenem Kampfe bei der Festung Viana unweit Pampelona gefallen.

Es ist, wie Burckhardt bemerkt hat, etwas Irrationales in dem Wesen der Borgia, das uns nicht leicht zu einem abschliessenden Urteil über sie gelangen lässt. Machiavelli hat auf Grund seiner Erfahrungen in der Romagna Cesare Absichten auf Toskana zugetraut und dürfte sich darin schwerlich getäuscht haben**). An einem Bündnis mit Florenz oder Venedig hat dem Herzog sichtlich nichts gelegen.

---

*) Burchard. Thuasne 3. 239 ff.

**) Del modo di trattare i popoli della Valdichiana ribellati. Die Denkschrift nennt den Aufstand des Chianatals vorjährig und setzt die legazione al duca durchweg voraus. Sie kann also nur zwischen Februar und August 1503 verfasst worden sein.

Um so lieber wäre er als Condottiere in die Dienste der Arnostadt getreten, die dann freilich nach der schlagfertigen Antwort des Kanzlers der Zehn keine besondere Sicherheit darin sah, den grösseren Teil ($^3/_4$ oder $^3/_5$) ihrer Miliz Cesares Händen anzuvertrauen. Ludwig XII. von Frankreich sollte sich zu spät überzeugen, dass die Vernichtung der kleineren Tyrannen Mittelitaliens durch den Papstsohn nicht in seinem Interesse lag. Bereits im März 1503 wurde Pandulfo Petrucci mit französischer Hülfe in Siena wieder hergestellt. In dem Kampf um Neapel, der bald darauf wieder entbrannte, würden sich die Borgia nach langem Lavieren wohl auf die Seite der siegreichen Spanier geschlagen haben. Aber den Gedanken Papst Julius des II., Spanier, Franzosen und Deutsche aus der Halbinsel zu verjagen, haben sie gewiss nicht gefasst. Ueber Bologna und Toskana schweiften Cesares Gedanken zunächst schwerlich hinaus. Mit den umbrischen Städten, die er scheinbar uneigennützig für die Kirche in Pflicht nahm, und mit der Romagna vereinigt würden sie ein weltliches, mittelitalienisches Königreich gebildet haben.

Weit fragwürdiger erscheint der Ruhm des Staatengründers, wenn wir, von allen Zukunftsplänen absehend, Cesare nur nach seinen wirklichen Leistungen beurteilen. Auch andere Tyrannen haben in der Weise Valentinos gewütet, ohne dass ihre Unterthanen darunter zu leiden hatten. Cesare lässt das Gebiet von Pergola und Fossombrone verheeren, obwohl er es mit neuen Unterthanen, nicht mit Rebellen gegen eine alte Herrschaft zu thun hat. Selbst sein Rundschreiben an die Städte der Romagna hinterlässt den Eindruck, dass er gegen Remiro de Lorqua nicht eingeschritten wäre, wenn nicht die Verproviantierung seiner Armee unter dem Getreidewucher seines ungetreuen Statthalters Not gelitten hätte. Gegen Erpressungen, die in seine eigne Tasche flossen, ist er wohl ebenso nachsichtig gewesen, wie gegen die viehischen Ausschreitungen seiner Soldaten. Ihm genügt offenbar das stolze Bewusstsein, dass

ein Leonardo da Vinci sein Festungsingenieur ist, dass er über die beste Artillerie Italiens verfügt. Im Heerlager scheint er zu vergessen, dass er noch etwas anderes als ein glänzender Condottiere ist. Die Verwaltung und Rechtspflege der Romagna nach Remiros Hinrichtung wird zwar gerühmt, doch will das in Anbetracht der Kontrastwirkung nach der vorausgegangenen Schreckensherrschaft nicht allzuviel bedeuten. Auch wissen wir darüber viel zu wenig, um mit einiger Bestimmtheit sagen zu können, wie sich Cesare als Landesherr weiter entwickelt hätte.

Auf äussere Macht und ungezähmten Lebensgenuss scheint sein ganzes Wesen gestellt. Bei aller teuflischen Energie ist er nicht frei von einer Gemeinheit des Charakters, die sich nach seinem Sturze noch deutlicher offenbaren sollte. In dem Rahmen der italienischen Kämpfe seiner Zeit umgiebt seine Gestalt ein gewisser Glanz, ein Nimbus, der sofort verschwindet, als er in eine andere Umgebung versetzt wird. Unter den Tyrannen Mittelitaliens ragt er freilich um Haupteslänge hervor. Als Condottiere ist er wegen seines Versuches, Landeskinder auszuheben, bemerkenswert. Wer aber würde nach dem Kampfgenossen Navarras bei Viana fragen, wenn er nicht der Papstsohn gewesen wäre. Was in Italien gross erscheinen mochte, schrumpft zusammen, sobald wir es an den Riesendimensionen einer Grossmacht messen*). Wir müssen herabsteigen, wenn wir seinesgleichen suchen. Den fürstlichen Mordbrenner Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach könnte man etwa eine Uebersetzung Cesares in das Deutsche des sechzehnten Jahrhunderts nennen. Banditen beide: nichts weiter!

*) Gregorovius (Lucrezia Borgia 292) hält ihn auch 1507 noch für einen gefährlichen Prätendenten, und K. F. Meyer hat die Furcht vor einer Rückkehr Cesares zu einem Hauptmotiv seiner schönen Novelle „Angela Borgia“ gemacht. Das heisst doch seine Bedeutung überschätzen. Thatsächlich war er seit der Wahl Julius des II. ein toter Mann.

Und doch hat Machiavelli im siebenten Kapitel des „Principe“ diesen Cesare allen durch das Glück und die Waffen andrer emporgekommenen Usurpatoren als Muster empfohlen. Wie erklärt sich das? Verdient Machiavelli den Beinamen des Mörderischen, den er hauptsächlich jenem Kapitel verdankt? Sollte er den kleinen erbärmlichen Cesare wirklich für einen grossen Cäsar gehalten haben? Wo bliebe dann der Ruhm seines Scharfsinns? Klar ist hier zunächst nur Eines: Wenn Machiavelli einen Valentino, den er im Zenith seines Glückes, aber auch auf dem Höhepunkte seiner Verbrecherlaufbahn kennen gelernt hat, glorifiziert, so muss ein Erlebnis vorliegen, von dessen Deutung wir bedeutsame Aufschlüsse über Sein und Denken des Kanzlers der Zehn erwarten dürfen.

Es gehört zu den Modethorheiten unserer Zeit, dass vielfach scharf zwischen Theorie und Praxis unterschieden wird, dass es für unwissenschaftlich, ja für borniert gilt, Leben und Lehre eines Denkers zu einander in Beziehung zu bringen, geschweige denn Widersprüche zwischen beiden aufzudecken. Für den schlichten Verstand des Volkes sind solche Tüfteleien nicht vorhanden. Niemals wird es sich sein gutes Recht nehmen lassen, bei seinen geistigen Führern eine gewisse Uebereinstimmung zwischen Lehre und Leben vorauszusetzen. Jeder weiss, dass diese Uebereinstimmung ihre Grenzen hat. Die Theorie ist nicht immer die notwendige Konsequenz der Praxis. Die Lehre pflegt mehr zu sein, als die theoretische Umschreibung des Charakters ihres Verkünders. Theorieen und Ideen führen, losgelöst von ihrem irdischen persönlichen Ursprunge, auch ein selbständiges, in sich zusammenhängendes Leben, ohne welches keine Geschichte der Wissenschaften, keine Geschichte der Philosophie insbesondere, denkbar und ausführbar wäre. Wer aber wie der Historiker das Leben in seiner Totalität und Fülle zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht hat, wird sich auch da, wo er analysiert, scheidet und sondert, bewusst bleiben, dass im Leben des Einzelnen wie

der Gesamtheit alles Synthese ist, dass auch die in der Regel für sich betrachtete Ideenwelt ein integrierender Teil des historischen Lebens ist.

Wir werden also nicht sagen, dass das siebente Kapitel des „Principe“ eine Sache für sich sei, die als Bestandteil seiner Lehren mit dem Menschen Machiavelli nicht das mindeste zu thun habe. Aber ebenso wenig werden wir aus jenem Kapitel allein den Charakter Machiavellis herausbuchstabieren. Nach beiden Seiten ist bis auf den heutigen Tag viel gesündigt worden. Der eine Weg musste zu einem Punkte der Betrachtung führen, wo die persönliche Verantwortung schlechterdings aufhört. Noch ein Schritt weiter, und wir stehen jenseits von Gut und Böse. Der klägliche Kompromiss mit der historischen Weltanschauung, der die dem Einzelnen abgenommene Verantwortung wenigstens der Gesamtheit, dem Zeitalter, aufbürden möchte, ist dann überwunden, und Machiavelli geniesst das Herrenrecht. Auf dem anderen Wege ist man zu der absurden Vermutung gelangt, dass Machiavelli selbst dem Todfeinde seiner Vaterstadt den Tyrannenmord von Sinigaglia angeraten habe. Verständlich wären alle diese Irrgänge doch nur dann, wenn jenes Kapitel des „Principe“ Machiavellis einzige Auslassung über Cesare wäre. Ja, man würde wohl fragen dürfen, ob sich jenes Erlebnis, von dem wir sprachen, auf Grund dieser einzigen Urkunde überhaupt deuten liesse. Deuten und Aufschlüsse erwarten, können wir nur, weil mehr als eine Urkunde über Machiavellis Verhältnis zu Cesare Borgia erhalten ist.

Wie weit wir damit gelangen, wird sich freilich erst zeigen, wenn wir alle hierhergehörigen Aussagen Machiavellis aufgezählt und besprochen haben. Unser Verfahren kann auch hier, wie im vorigen Abschnitt über Savonarola, kein anderes sein, als die Sammlung, Vergleichung und Kritik aller Zeugnisse. In chronologischer Reihenfolge sind es, von gelegentlichen Erwähnungen Valentinos abgesehen, folgende:

1) Machiavellis Berichte aus der Romagna.

2) Ein längerer Bericht über die Katastrophe von Sinigaglia, den Machiavelli nach seiner Ablösung durch den florentinischen Gesandten zwischen dem 14. und 20. Januar 1503 verfasst hat, weil einige seiner Berichte, darunter der zweite am Abend des Tyrannenmords abgeschickte, in Florenz nicht angekommen waren; zum erstenmale 1875 gedruckt in der Ausgabe von Passerini 4, 254—57 nach dem leider nicht vollständig erhaltenen Autograph.

3) Die schon oben S. 54 Anm. 2 erwähnte Abhandlung über die Empörung im Chianathal.

4) Eine Erzählung der Ueberlistung der Verschworenen von Magione durch Cesare (Descrizione del modo tenuto dal duca Valentino nell' ammazare Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, il Signor Pagolo e il duca di Gravina, Orsini), verfasst nicht vor Ende Januar 1503*), wahrscheinlich um dieselbe Zeit (Februar bis August 1503) wie die unter 3 erwähnte Abhandlung.

5) Machiavellis Berichte aus Rom vor und nach der Wahl Papst Julius des II. Oktober bis Dezember 1503.

6) Das mehrfach erwähnte „Decennale“ von 1504.

7) Das siebente Kapitel des „Principe“.

Beginnen wir mit den Berichten aus der Romagna, so fällt uns schon hier neben der scharfen Beobachtungsgabe, die Machiavelli mit den meisten italienischen Diplomaten gemein hat, die nur ihm eigentümliche Neigung auf, aus Einzelbeobachtungen politische Maximen herzuleiten. Zum erstenmale sah er sich einem Charakter gegenübergestellt, an dem selbst seine Meisterschaft der Analyse zu Schanden wurde. Auch Savonarolas Erscheinung war ihm unverständlich geblieben, doch hatte er angesichts des Politikers in der Mönchskutte gar kein Bedürfnis empfunden, verstehen zu lernen. Hier aber war es kein gottbegeisterter Mönch, der sich auf himmlische Inspirationen berief, sondern ein Mensch wie andere, der seinen Scharfsinn herausforderte.

---

*) Vgl. Tommasini 1, 260.

Wir betonen das Irrationale, jeder Erklärung Spottende im Wesen der Borgia, weil wir ihren ganzen Lebenslauf im gehörigen Abstande überschauen. Für Machiavelli lag gerade im Unbegriffenen die Aufforderung, um jeden Preis zu begreifen. Tagtäglich sah er unverstandene Vorbereitungen, als deren Seele ihm der Herzog mit der undurchdringlichen Stirn gegenübertrat. Burckhardt hat den Grund der geheimen Sympathie Machiavellis für Cesare darin sehen wollen, dass, wenn irgend Jemand, Valentino der Mann war, die Quelle aller Interventionen und der Zersplitterung Italiens durch die Sekularisation des Kirchenstaates zu verstopfen. Was dem Kanzler der Zehn im Hauptquartiere Cesares so imponierte, war sicher ein anderes. Für einen politischen Denker des damaligen Italien gab es kein näherliegendes Problem, als das Entstehen und Vergehen der Staaten*). Hier aber wurde Machiavelli der Zeuge eines verwegenen Experimentes, das seine Erfahrung mehr bereichern sollte, als der Plutarch, den er sich damals von seinem Freunde ausgebeten hat. Hier fand er alles, was er am Arno vermisste: rücksichtslose Entschlossenheit und eine übermenschliche Siegeszuversicht. Völlig naiv, wie noch heute der Italiener seinen Fra Diavolo anstaunt, bewundert er in Cesare den Mann der That. Diese Kraft des Wollens war ihm neu. Ihr allein galt seine Bewunderung. Den schliesslichen Erfolg schrieb er weislich dem unerhörten Glücke des Herzogs zu**).

Was aber auch klug Ersonnenes und Niederträchtiges unter seinen Augen vor sich gehen mag, kein Wort des Lobes oder Tadels entschlüpft ihm. Mit der entsetzlichen Gelassenheit, die später alle seine Schriften auszeichnen sollte, erzählt er ohne alle überflüssigen Umschweife, was

*) . . . in questi movimenti un paese è oggi d'uno, e domani d'un altro. Machiavelli 9. Okt. 1502.

**) si vede in costui [Cesare] una fortuna inaudita, un animo, e una speranza piu che umana di poter conseguire ogni suo desiderio Bericht vom 8. Januar 1503.

ihm bekannt wird. Nichtsdestoweniger wäre es grundverkehrt, seine Teilnahme an der Tragödie von Sinigaglia nicht höher anzuschlagen als das Interesse eines Spielers an einer geschickten Schachpartie, deren Zuschauer er zufällig geworden ist. Ganz im Gegenteil dürfen wir versichert sein, dass ihm das Herz geschlagen hat, als er Cesare über seine Feinde triumphieren sah. Die zugestandene Schwäche*) der florentinischen Republik musste ihn fürchten lassen, dass auch Toskana von dem Drachen verschlungen werde. Von vornherein war das Interesse, das er dem Papstsohne widmete, das Interesse des Feindes. Nicht nur die Berichte, auch die Abhandlung über das Chianathal beweist, dass ihn der Gedanke an die Staatengründung Cesares erschreckt hat. Zu geheimer Sympathie war daneben kein Raum.

Um so eifriger finden wir ihn bemüht, vom Feinde zu lernen. Die Berichte aus der Romagna sind das Denkmal dieser Lehrzeit, die Finalrelation, der Aufsatz über das Chianathal und die Erzählung des Tyrannenmords die ersten Studien. So armselig die Händel in der Romagna auch waren, Machiavelli bringt es fertig, gedankenschwere Folgerungen daraus zu ziehen. Florenz auf der einen, Valentino auf der anderen Seite lehrt ihn, dass die Freundschaft zwischen Staaten nur durch die Waffen erhalten wird**). Die militärische Vorbereitung des Tages von Sinigaglia gibt ihm in seiner Finalrelation Gelegenheit an einem klassischen Beispiele zu zeigen, wie man den Feind über die Stärke der eigenen Streitkräfte durch getrenntes Marschieren vor der Vereinigung täuschen könne. In der Abhandlung über das Chianathal beruft er sich zwar auf Roms Behandlung der Latinerstädte, hat aber offenbar die Zerstörung Pergolas und Fossombrones im Auge, wenn er den Florentinern in Hinblick auf das stets zu Empörungen

*) debolezza vostra. Ebenda.

**) le amicizie fra i Signori si mantengono con le armi. Bericht vom 8. November 1502.

geneigte Arezzo den Vorwurf macht, sie verstünden sich nicht darauf, in der Behandlung ihrer Unterthanenstädte zweckentsprechende Unterschiede zu machen. Auch da, wo er wie in der oben an vierter Stelle genannten „Descrizione“ lediglich erzählt, springt die didaktische Absicht in die Augen.

Nur ist bei weitem nicht alles Beobachtungsmaterial der Berichte in jenen Studien verarbeitet. Machiavelli hört wohl, wie rasch die Söldnerbanden von Cesare abgefallen waren. In Imola, wo alles, bis auf die Steine von dem gefrässigen Heerwurme des Herzogs verzehrt ist, überzeugt er sich mit eignen Augen, was ein Land aushalten kann. Er sieht sodann die Früchte der Aushebung von Landeskindern und hält gelegentlich nicht mit seiner Ansicht zurück, dass das Volk in Waffen es mit jedem Söldnerheere aufnehme. Aber die praktische und theoretische Verwertung dieser Beobachtungen hat er sich doch auf andere Gelegenheiten aufgehoben. Die Hauptfrucht seiner Gesandtschaftsreise ist die Erweiterung seiner Menschenkenntnis. Das eigentliche Objekt seiner Vorstudien zu dem berüchtigten Kapitel des „Principe“ bleibt immer die Person Valentinos.

Da zeigt nun bereits die Finalrelation eine Tendenz, die den Berichten völlig fremd ist. Was dort noch als Glück erscheint, ist hier durchweg vollendete Meisterschaft der Berechnung. Obwohl wir die militärischen Details des Anmarsches auf Sinigaglia nicht kontrollieren können, haben wir doch die Empfindung, dass Machiavelli alle Zufälligkeiten hinwegretouchiert und dem Herzog nachträglich militärische Absichten unterlegt, die er niemals gehabt hat. Die Abhandlung über das Chianathal bietet zu ähnlichen Abweichungen von der historischen Wahrheit keinen Anlass. Die „Descrizione“ aber erhebt jene Empfindung zur Gewissheit. Ihre chronologischen Ungenauigkeiten erklären sich zum Teil daraus, dass Machiavelli sie offenbar aus dem Gedächtnis ohne Benutzung seiner Berichte nieder-

geschrieben hat. Die sachlichen Irrtümer erklärt lediglich die Tendenz, die Berechnung durchweg an die Stelle des Glückes zu setzen. Der Politiker der Berichte ist zum politischen Dichter geworden. Der Herzog der „Descrizione“ ist, wie Villari es ausgedrückt hat, ein imaginärer Valentino, das Urbild der grandiosen Verbrechergestalt des „Principe“. Der politische Dichter, nicht der Historiker, steht bei dem politischen Systematiker der Folgezeit Gevatter.

Wie man wohl von einem Ideale der Hässlichkeit gesprochen hat, konstruiert sich so Machiavelli das Ideal eines Usurpator zurecht. Im „Principe“ hat er nach den dazwischenliegenden Erfahrungen nur in didaktischer Absicht daran festgehalten. Die Anfänge der Idealisierung aber müssen halb unbewusst gewesen sein, weil wir sie schon in der Finalrelation an seine vorgesetzte Behörde bemerkten. Burckhardt hat den Nagel auf den Kopf getroffen, als er meinte, für Machiavelli liege die Gefahr nie in falscher Genialität, auch nicht im falschen Ausspinnen von Begriffen, sondern in einer starken Phantasie, die er offenbar nur mit Mühe bändige. Machiavelli versteht, wie alle seine Berichte zeigen, sehr wohl, sich streng an das Objekt zu halten, so lange er es vor Augen hat. Sobald er es im Rücken hat, tritt seine Phantasie in ihre Rechte. „Du siehst zu viel, Machiavelli, du solltest ein Dichter sein“, möchte man ihm zurufen.

Es bedarf indessen nur einer erneuten Konfrontierung, um ihn sofort die Dinge wieder so sehen zu lassen, wie sie sind. Als Machiavelli kurz vor der Wahl Giulianos della Rovere in Rom eintrifft, hat Cesare bereits ausgespielt. Auch jetzt ist der Kanzler der Zehn in fieberhafter Spannung, nur dass ihn weit weniger der Herzog als das Vordringen der Venezianer in der Romagna beschäftigt. Cesare hätte höchstens ein günstiger Ausfall des Conclave von den Toten erwecken können*). Mit der Erhebung seines früh-

*) ha bisogno d'essere risuscitato. Bericht vom 31. Oktober/1. Dezember 1503.

eren Feindes unter seiner eignen Mitwirkung ist auch sein Schicksal entschieden. Mit kalter Ironie konstatiert Machiavelli, dass Valentino die Versprechungen Julius II. vor der Wahl für zuverlässiger halte, als es seine eigenen Worte gewesen seien. Wenn Cesare vor ihm über Florenz, Venedig und alle Welt voll Gift und Galle herzieht und thörichte Drohungen ausstösst, wird er ungeduldig. Als ob er sich an früher Gesagtes nicht mehr erinnere, lässt er es unentschieden, ob der von allen Seiten bestätigte Wankelmut des Herzogs ein natürlicher Charakterzug oder eine Folge der letzten Schicksalsschläge sei. Der Held von Sinigaglia erscheint ihm jetzt nicht minder verächtlich als seine Opfer Vitellozzo und Oliverotto. Halb ärgerlich, halb belustigt berichtet er, dass der römische Stadtklatsch Cesare zum Condottiere der Florentiner befördert. Eine Aeusserung des durch sein Wort gebundenen Papstes, es sei ihm gleichgültig, was die Florentiner oder andere gegen Cesare thun, wird wiederholt in einer Weise gemeldet, dass man sieht, Machiavelli wolle der Signorie für alle Fälle einen Wink geben. Mit sichtlicher Freude erwähnt er endlich am 26. November 1503 das neueste Gerücht, Cesare sei auf Befehl des Papstes in den Tiber geworfen worden. „Ich bejahe es nicht — fährt er fort — und ich verneine es nicht, wohl aber glaube ich, dass es geschehen wird, wenn es noch nicht geschehen ist. Man sieht, dieser Papst fängt an, seine Schulden auf eine sehr anständige Art zu bezahlen, indem er das Tintenfass als Schwamm zum Auslöschen benutzt. Nichtsdestoweniger segnen ihm alle die Hände und werden es desto mehr, je weiter er gehen wird. Und da nun Cesare gefangen ist, sei es dass er lebt oder tot ist, so kann man handeln, ohne weiter an ihn zu denken“.

Gleichwohl machte man in Florenz Machiavelli eher einen Vorwurf daraus, dass er immer noch zu viel an Valentino denke. Die Idealgestalt, die er sich inzwischen zurechtgemacht hatte, mochte seinen Mitbürgern im Sinne liegen,

als sie aus seinen ganz unzweideutigen Berichten ein ihnen unbegreifliches Interesse an Cesare herauslasen. Selbst ein so treuer Freund wie Buonaccorsi hat offenbar nicht eingesehen, dass Machiavelli den Herzog genau so verabscheute wie alle Welt*). Erst das „Decennale“ von 1504 mochte denen, die es lasen, die Augen öffnen, wenn sie auf die Stelle stiessen, Cesare habe geglaubt, das Mitleid, das er selbst nie gekannt hatte, bei anderen zu finden. Auch für Machiavelli ist Valentino ein „Basilisk“, eine „Hydra“, ein „Rebell gegen Christus“, aber es bleibt doch charakteristisch, dass er sich den Ausdruck seiner moralischen Entrüstung auf eine der wenigen Schriften verspart hat, in denen er pathetisch geworden ist.

Immerhin hat er auch in der Folgezeit, wie der „Principe“ beweist, an Valentino gedacht. Nur war der Gegenstand seines Denkens nicht der erbärmliche entwaffnete Papstsohn, das wunderliche Seitenstück des entwaffneten Propheten Savonarola, sondern der imaginäre Valentino der „Descrizione“. Was er in jenen Vorstudien unwillkürlich aus Cesare gemacht hat, kann er nach seiner römischen Gesandtschaft nur mit Bewusstsein für ein dem Leben nachgezeichnetes historisches Charakterbild ausgegeben haben. Er hat sich ursprünglich sein Musterbeispiel nicht absichtlich für den „Principe“ geschaffen. Die Genesis ist in der Hauptsache spontan. Aber er hat das, was er geträumt hatte, am hellen Lichte des Tages ausgeführt. Der Cesare des „Principe“ ist so wenig historisch wie der Cyrus der Cyropädie Xenophons, und soll es auch, wenn wir Machiavelli recht verstehen, ebensowenig sein. Seine Freunde wussten auch später (1520) nicht recht, was sie dazu sagen sollten, als er das Leben des Tyrannen von Lucca Castruccio Castracani († 1328) noch willkürlicher für seine didaktischen Zwecke zurecht machte. Der

*) Nach seinem Briefe vom 15. November 1503 bei Villari I II, 620 documento 25.

Sinn dieser Schrift und die Absicht des Autors ist ihnen nach ihrem freimütigen Geständnis verschlossen geblieben*). Er selbst aber hat sich den Glauben an die Geschöpfe seiner Phantasie immer eingeredet, sobald es etwas zu beweisen galt. Man kann sich nichts Unbefangeneres denken als sein briefliches Geständnis**), dass auch er, wenn er ein neuer Fürst wäre, sich die Staatengründung Valentinos zum Muster nehmen würde.

Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, dass derartige didaktische Neigungen dem Historiker gefährlich sind, und wir werden noch zu sehen haben, wie Machiavelli die Aufgabe des Geschichtschreibers verstanden hat. Im Uebrigen wird man ihn kaum tadeln dürfen, wenn er in seinen politischen Schriften der Historie Gewalt anthat. In keiner Periode der Weltgeschichte liegt der Zusammenhang der Dinge so klar vor Augen, dass sich ihr die Musterbeispiele, so wie sie der politische Denker bedarf, mit Leichtigkeit entnehmen liessen. Der historische Dichter ist in der That zum Politiker besser geeignet, als der an sein Material gebundene, zum Theoretiker von Natur aus verdorbene Historiker. Was uns an Machiavellis Verfahren noch heute überrascht, ist weit mehr der kühne Griff in die Gegenwart. Das eigene Erlebnis wird ihm ebenso zweckdienlich, wie das Beispiel aus Plutarch oder Livius. Er gleicht dem

---

*) Einer der Freunde, denen diese Lebensbeschreibung gewidmet war, schreibt ihrem Verfasser darüber am 6. September 1520 u. a: „ciascuno si fermava o dubitava, et circha alla lingua et circha a l'historia, et alle explicatione de 'sensi et concetti vostri". Alvisi 415. Eine Biographie des historischen Castracani hat 1897 F. Winkler im 9ten Heft der von Ebering veröffentlichten historischen Studien (Berlin 1897) gebracht. Winkler hält S. 3 die vita seltsamerweise für eine später Machiavelli untergeschobene Fälschung, kennt also die Briefe Buondelmontis und Nerlis ebensowenig wie Villari oder einen anderen Biographen!

**) An Vettori 31. Januar 1515 (1514 florentinischer Zeitrechnung): Il duca Valentino, l'opere del quale io imiterei sempre quando io fossi principe nuovo.

Dichter, der Vorgänge aus seinem Leben auf die Bühne bringt. Wie bei diesem enthüllt sich sein Wesen in der Art, wie er das eigne Sein objektiviert. Oder sollten wir uns täuschen, wenn wir den Mann, der einen Cesare idealisierte und doch das irdische Gefäss seines Ideales so verächtlich bei Seite warf, für einen Menschenverächter halten?

Die Antwort kann uns nur Machiavelli, der Poet, geben.

5. Der Dichter der Mandragola.

Kein Autor kann sich über seine poetische Begabung bescheidener auslassen, als es Machiavelli gelegentlich*) gethan hat. Der Atem würde ihm ausgehen, wenn er den Parnass erklimmen wollte. Von den Sträuchern der Ebene hofft er sich im Vorbeigehen den einen oder anderen zu pflücken. Der Lorbeer steht ihm zu hoch. Als er aber ein Jahr nach dem Erscheinen 1517 Ariosts rasenden Roland mit Bewunderung liest, wurmt es ihn doch, unter den Namen so vieler gleichzeitiger Dichter den eignen nicht erwähnt zu finden. Ariosto soll es erfahren, dass Machiavelli ihn in seinem Epos „der goldene Esel“ nicht so behandeln wird**).

Welchen Platz er sich selbst innerhalb der Poetenzunft angewiesen hat, verrät uns die scherzhafte Unterschrift eines sehr ernsthaften Briefes an Guicciardini aus dem Jahre 1525: Niccolò Machiavelli istorico, comico et tragico. Der erste Prosaist Italiens hat ganz genau gewusst, dass es ihm versagt war, in Terzinen, Stanzen und Sonetten mit Dante, Ariosto und Petrarca zu wetteifern. Der „goldene Esel“ ist nicht umsonst in den Anfängen stecken geblieben. Setzen wir an die Stelle von tragico, da er keine Tragödien geschrieben hat, den dem Tragiker so nah verwandten politico,

*) Capitolo dell 'ingratitudine.

**) An Lodovico Alamanni. 17. Dez. 1517. Alvisi 402

so enthält jene Unterschrift auch für uns die Summe seiner Leistungen. Neben dem Historiker und dem Politiker Machiavelli hat sich allein der Komödiendichter zu behaupten gewusst.

Nicht alles, was in den Ausgaben der Werke unter seinem Namen geht, rührt von ihm her. Eine Komödie in Versen wird ihm jetzt wohl mit Recht abgesprochen. Ein Lustspiel in Prosa „il frate" hat den Stifter der Crusca Antonio Francesco Grazzini, genannt Lasca (1583—84), zum Verfasser*). Die „Andria" ist, wie schon der Titel besagt, nichts als eine Uebersetzung der gleichnamigen Komödie des Terenz. Die „Clizia" hat ausser der Fabel auch einige Scenen der „Casina" des Plautus entlehnt. Nur die „Mandragola" kann den Ruhm eines Originallustspiëles beanspruchen.

Wie seine Zunftgenossen, wie Ariosto, den er auf diesem Gebiet übertroffen hat, ist Machiavelli von der Nachahmung zur freien Nachbildung der Alten fortgeschritten. Die attische Komödie des vierten vorchristlichen Jahrhunderts erlebte ihre zweite Metamorphose. Nicht halb so gut hatte die römische Toga dem athenischen Bürger zu Gesicht gestanden, wie der Talar und das Barett des Florentiners. Was von den Roheiten der römischen Bearbeiter auf ihre italienischen Nachbildner übergieng, entsprach den Sitten der Zeit. Auch von der zweiten, italienischen Renaissance darf gelten, was Mommsen von der attischen Komödie gesagt hat**). Den einzelnen Dichter trifft kein Vorwurf, „dass er im Niveau seiner Epoche steht".

Es wird daher nur selten gelingen, diesen Komödien mehr als ein Zeitbild zu entnehmen. Die „Clizia" Machiavellis kann durch den Vergleich mit der „Casina" nur gewinnen. Für das anmutige Bild, das Ranke von dem

---

*) Vgl. Gaspary, Gesch. der ital. Litteratur 2, 610 und 697. Ueber die verlorene Nachahmung der Wolken des Aristophanes „le Maschere" Villari 1 II, 492.

**) Römische Geschichte 1 VI, 889.

Leben eines Altflorentiners entworfen hat*), ist sie die Quelle gewesen. Aber ihr Verfasser könnte eben so gut auch ein andrer sein. Hier, wo es sich nicht um die Dichtungsart und Technik im allgemeinen handelt, kommt nur die „Mandragola" in Betracht. Obwohl sie wahrscheinlich erst nach 1512 verfasst ist, dürfen wir sie wohl schon hier zur Beantwortung der am Schlusse des vorigen Abschnittes gestellten Frage heranziehen. Eine kurze Inhaltsangabe wird sofort ergeben, worin der Dichter über seine Zeitgenossen, einen Ariosto, Bibbiena, Aretino und Lasca, hinausgeht.

Ein reicher junger Florentiner Callimaco Gaudagni hat sich in die ebenso schöne wie tugendhafte Gattin eines alten Trottel, des Doktor Nicia Calfucci, dermaassen vergafft, dass er keinen andern Wunsch kennt als sie zu besitzen. Nachdem er sich lange den Kopf zerbrochen hat, wie er es wohl anfangen solle, um zu Lucrezia Calfucci zu gelangen, rät ihm Ligurio, ein auch bei Doktor Nicia verkehrender Schmarotzer, den sehnlichen Wunsch der Familie Calfucci nach Kindersegen für seinen Zweck zu benützen. Callimaco wird als Arzt verkleidet dem Doktor Nicia vorgestellt und sofort wegen der Unfruchtbarkeit Lucrezias konsultiert. Ganz entzückt über die lateinische Gelehrsamkeit des Pseudoarztes erklärt ihn Nicia für den würdigsten Mann, den man finden könnte, und seine Freude wächst noch, als ihm Callimaco empfiehlt, seiner Frau einen aus der Alraunwurzel (Mandragola) bereiteten Trank einzugeben, der am französischen Hofe und anderwärts mit bestem Erfolge erprobt worden sei. Wenn nur das Ding nicht einen Haken hätte! Der Mann, belehrt Callimaco seinen Klienten, der einer Frau, nachdem sie den Trank eingenommen hat, das erstemal beiwohnt, stirbt binnen weniger Tage an dem Gifte der Alraunwurzel. Calfuccis Sehnsucht nach Nachkommenschaft ist jedoch grösser als

*) S. Werke 33, 85.

alle Bedenken. Nach kurzem Sträuben lässt er sich von Callimaco überzeugen, dass er selbst gar keine Gefahr läuft, wenn er, Ligurio, Callimaco und dessen Diener nach Anbruch der Nacht den ersten besten jungen Kerl aufgreifen, damit er gehörig durchgeprügelt Lucrezias Lager teile. Nur Eines steht diesem Plane im Wege: die Tugendhaftigkeit der frommen Lucrezia. Ligurio macht den Vorschlag, sie durch ihren Beichtvater zur Einwilligung zu vermögen. „Wer aber — fragt Callimaco — wird den Beichtvater geneigt machen?“. „Du — antwortet Ligurio — ich, das Geld, unsre Schlechtigkeit und die der Mönche“.

Zuerst gilt es also, den Mönch, Bruder Timoteo, zu gewinnen, was Ligurio unschwer gelingt, nachdem er Timoteo in Gegenwart Calfuccis auf die Probe gestellt, ihm eine beträchtliche Summe gegeben und noch mehr in Aussicht gestellt hat. Timoteo fürchtet allerdings, es werde schwer halten, weil Madonna Lucrezia klug und tugendhaft sei. Mit der Tugend getraut er sich trotzdem fertig zu werden. „Die Weiber — sagt er sich — haben nur wenig Verstand. Weiss eine zwei Worte zu sagen, so gilt es für eine Predigt; denn im Lande der Blinden ist der Einäugige König“. Lucrezias Mutter ist „eine rechte Bestie“. Die wird ihm schon helfen, ihre Tochter zu überreden.

Und so geschieht es in der That. Schamrot, mit klopfendem Herzen tritt Lucrezia vor ihren Beichtiger. Noch ganz entsetzt über die Zumutung des Gatten sieht sie sich einer Sophistik gegenüber, die sie weniger überreden mag als das Ordenskleid ihres Verführers. Umständlich setzt ihr Timoteo auseinander, dass man das Gute aus Furcht vor dem Uebel nicht unterlassen dürfe. Wenn Lucrezia schwanger werde und dem lieben Gott eine Seele gewinne, so sei das ein gutes Werk. Wenn ihr erster Bettgenosse nach Genuss des Trankes sterbe, so wäre das zwar ein Uebel, doch sterben nicht alle daran. Immerhin sei es für alle Fälle besser, dass Lucrezias Gatte sich nicht

der Gefahr aussetze. Der Körper könne nicht sündigen, wenn der Wille lauter sei. Gehorsam gegen Nicia sichere ihr einen Platz im Paradiese. Auch von ihrer Mutter bestürmt, willigt Lucrezia endlich ein, obwohl sie fürchtet, die Nacht nicht zu überleben.

Und nun bleibt nur noch eine Schwierigkeit. Wie soll es Callimaco anstellen, dass er dem Doktor versprochenermaassen bei der Ergreifung des jungen Burschen behülflich ist und zugleich sich selbst ergreifen lässt? Auch dafür weiss Ligurio Rat. Da sich alle für das nächtliche Abenteuer verkleiden, wird der ebenfalls vermummte Bruder Timoteo dem Doktor als Magister Callimaco vorgestellt, während der echte Callimaco sich die Laute spielend in nächster Nähe des Hauses Calfucci aufpflanzt. Unter dem von Ligurio ausgegebenen, von dem Doktor natürlich nicht verstandenen Feldgeschrei: San Cuccù rücken Calfucci und seine Helfershelfer vor, packen Callimaco und führen den scheinbar Widerwilligen in die Arme der unglücklichen Lucrezia.

Der fünfte Akt beginnt mit einem Monolog Timoteos. Er hat vor Neugierde, das weitere zu erfahren, die ganze Nacht kein Auge zugethan. „Ich sprach die Frühmette, las eine Heiligenlegende, gieng in die Kirche, zündete eine erloschene Lampe an und versah eine wunderthätige Madonna mit einem neuen Schleier. Wie oft habe ich nicht meinen Mitbrüdern gesagt, sie sollten sie sauber halten. Und sie wundern sich noch, wenn die Andacht nachlässt. Ich erinnere mich, dass hier 500 Bilder waren, und jetzt sind es nur noch 20. Das ist unsere Schuld; denn wir haben es nicht verstanden, ihren Ruf zu erhalten“. Seine Betrachtungen werden indessen bald durch einen gewaltigen Lärm unterbrochen. Vor seinen Augen wird Callimaco von dem gehörnten Ehemann und Ligurio zum Hause hinausgeworfen, und er erfährt gleich darauf aus Doktor Calfuccis eigenem Munde, dass alles nach Wunsch gegangen sei. Nur habe der Hallunke, um den es üb-

rigens schade sei, am Morgen gar keine Miene gemacht, aufzustehen.

Aber auch Callimaco ist mit seinem Erfolge zufrieden. Er hat sich Lucrezia im Laufe der Nacht zu erkennen gegeben, nachdem sie sich des Unterschiedes zwischen einem impotenten alten Thoren und einem jugendlichen Liebhaber bewusst geworden war, hat ihr die Ehe versprochen, falls Nicia sterben sollte, und ist auch für die Zukunft von ihr als Liebhaber angenommen worden. Und als er nun, wiederum als Arzt und Magister, vor Doktor Calfucci tritt, da ernennt ihn dieser zum Gevatter des sicher erhofften Söhnleins und vertraut ihm sogar die Schlüssel seines Hauses an. „Wer sollte sich nicht freuen?“ entgegnet Lucreziens Mutter auf die Neckerei Bruder Timoteos über ihr verjüngtes Aussehen, und die ganze Gesellschaft begiebt sich der Einladung des Mönches folgend in die Kirche zu dem gewöhnlichen Morgengottesdienst.

Ich denke, ein so rückhaltlos, ja bis zum Cynismus ehrlicher Autor wie Machiavelli hat allen Anspruch darauf, dass wir ihm gegenüber keine Maske vors Gesicht nehmen. Gestehen wir also, dass die „Mandragola“ wegen der meisterhaften Charakteristik der Personen und wegen der nicht minder gelungenen Führung der niemals stillstehenden Handlung das hohe Lob, das ihr von Macaulay und Karl Hillebrand*) gespendet worden ist, in vollem Maasse verdient. So reichlich der Dialog auch mit Unflätereien und Zoten gespickt ist, so sieht man doch den Autor nie im Schlamme versinken. Leichtfüssig schreitet er darüber hinweg. Keine einzige Unfläterei erweckt den Eindruck, dass sie dem Verfasser Selbstzweck sei und daher ebensogut fortbleiben dürfe. Vielmehr dient jedes Wort den Zwecken des ganzen Stückes, das man eine einzige grosse in Handlung umgesetzte Zote nennen könnte. Freilich eine Zote mit dem Anspruch, ein Weltbild im Kleinen zu sein.

---

*) In den Études historiques et littéraires Bd. 1 études italiennes 369.

Und da stellt sich denn auch sofort ein Gefühl der Trostlosigkeit ein, das durch die vollendete Kunst des Dichters nur erhöht wird.

Denn die „Mandragola“ will eine Komödie sein, kein gewöhnliches Intriguenstück, in welchem die einzelnen Personen nichts anderes sind als Schachfiguren in der Hand des Dichters. Körperlich, nicht nur im Umrisse wie im Schattenspiele an der Wand bewegen sich die Handelnden vor unsern Augen. Die Komik der Charaktere und Situationen verdeckt uns auch nicht einen Augenblick die Niedertracht der ganzen Intrigue. Machiavelli weiss die tiefere Teilnahme zu wecken, ohne dass die Spannung in poetischem Sinne gelöst wird. Wir ahnen den Ernst, das Kennzeichen des echten Lustspieldichters, aber wir können ihn nicht greifen. Was wir sehen, ist mehr als eine Photographie, nichts weniger als Karrikatur und doch kein Bild für menschliche Augen.

Woran das liegt, dürfte nicht schwer zu erkennen sein. Von allen Personen der Handlung gewinnt nur Lucrezia unsere Teilnahme. Ihr Gatte Nicia verdient kein besseres Loos, nicht wegen seiner kolossalen Dummheit, sondern weil er bereitwillig auf die schändlichen Vorschläge Callimacos und Ligurios eingeht. Lucrezia aber wird uns von Bruder Timoteo als klug und tugendhaft geschildert. Nichtsdestoweniger ergiebt sie sich in ihr schmachvolles Loos und wirft sich schliesslich dem Verführer an den Hals, sodass allerdings am Ende des Stückes eine Seele, freilich nicht wie Timoteo meinte dem Himmel, sondern dem Satan gewonnen erscheint.

Dadurch beraubt sich nun aber der Dichter der versöhnenden Kontrastwirkung, die das Wesen der poetischen Gerechtigkeit ausmacht. Sein Weltbild ist nicht unwahr, aber es ist, auch philosophisch genommen, nur halbwahr. Er sieht wohl den Gegensatz von Schön und Hässlich, Gross und Gemein, aber er verkennt, dass in dieser Welt

das eine immer das andere bedingt, dass Alexander VI. und Savonarola, Miranda und Caliban recht eigentlich zusammengehören. So wie Lucrezias Charakter angelegt ist, darf sie nicht unterliegen. Mit dem Gelingen des Intriguenwerkes hört auch seine Ergötzlichkeit auf. Das Moralisieren und die Bestrafung des Lasters würden wir dem Dichter schenken, wenn nur nicht die höhere Weltmoral zu kurz käme. Ein tragischer Ausgang würde, so wenig er der Exposition entspräche, unser Gefühl weniger verletzen, als die Selbsterniedrigung eines braven Weibes.

Die geringschätzige Behandlung der Frau haben die italienischen Komödiendichter mit Plautus gemein. Machiavelli aber geht darin weiter als irgend einer seiner Zeitgenossen. In den Worten Timoteos ist auch seine Meinung enthalten. Die Lucrezia der „Mandragola“ ist die blutigste Satire auf die Schwäche des weiblichen Geschlechtes, das Machiavelli doch ebensowenig entbehren mochte, als der Verfasser der „Parerga und Paralipomena“.

Fast noch grausamer ist die Satire auf das Mönchtum mit seiner Werkheiligkeit und Nichtsnutzigkeit. Auch da steht Machiavelli nicht allein. Die italienische Komödie des sechzehnten Jahrhunderts lebte sozusagen von den stinkenden Kutten der Mönche, bis die Gegenreformation dieser an die Dunkelmännerbriefe erinnernden Treibjagd ein Ende machte. Luthers Verbrechen bestand nach Erasmus darin, dass er den Mönchen an die Bäuche rührte. Machiavelli aber hat sich auch da nicht auf die einfache Absage an alle Möncherei beschränkt. „O ihr Klosterbrüder — sagt sein Callimaco — kenne einen und du kennst sie alle“. Die Lucrezia erscheint im poetischen Sinne unglaubwürdig, ihr Beichtiger individuell genommen keineswegs. Wer diesen Timoteo erfunden hat und ihn für einen Typus erklärt, war sicherlich auch ein Verächter des ganzen Priesterstandes, ein Feind der Tonsuren und Chorröcke, ein Gesinnungsgenosse des Mannes, der zwei Jahrhunderte später das écrasez l’infâme zum Losungswort

einer weltlichen Revolution gegen das Priestertum in allen Gestalten machet.

Und betrachten wir nun die ganze übrige Gesellschaft, diesen geilen Müssiggänger Callimaco, den Schmarotzer Ligurio, den dienstfertigen Schurken von Diener, die alberne Gans von Mutter, so kann wohl kein Zweifel mehr bestehen, dass die Mienen des Autors nicht die lachenden des Possenreissers sind, dass er höhnisch, aber tiefernst seinem Publikum zuruft: seht ihr, ein so schlechtes Gesindel seid ihr, dass kein Hund das Fressen von euch nehmen möchte, ganz so wie er einst seinem römischen Freunde Savonarolas Angriffe gegen die entarteten Pfaffen mitgeteilt hatte.

Und wir? Werden wir nicht Machiavellis Urteil über seine Landsleute beipflichten müssen?

In dem Jahre, in welchem die „Mandragola“ spielt, 1504 fiel in Florenz die Hülle von dem David des Michelangelo, und ergriffen von der göttlichen Kunst des Meisters brach das Volk in einen selbst in dieser Kunststadt ungewöhnlichen Jubel aus. Rafael weilte damals am Arno, um erst später in Rom gemeinsam mit dem gewaltigen Rivalen noch grössere, erhabenere Aufgaben zu lösen. Ich denke, es genügt, daran zu erinnern, dass ein Volk, das der Menschheit zwei Geister wie diese, von andern zu geschweigen, geschenkt hat, das die göttlichen Gedichte an der Decke der Sixtina und an den Wänden des Vatikan zu fassen und zu geniessen vermochte, kein ganz gottverlassenes Gesindel gewesen sein kann.

Wenn wir also Machiavelli als konsequenten Menschenverächter kennen gelernt haben, so kann es nicht der philosophische Weltbetrachter sein, der aus ihm spricht. Wäre er das, so würde er in der Weise des Frankfurter Philosophen weltflüchtig geworden sein. Seine Weltverachtung wird vielmehr einzig und allein erklärt und gerechtfertigt durch das Weltbild, das ihm seine politische Laufbahn entrollt hat. Sein Ligurio, Timoteo und Calli-

maco atmen dieselbe Luft wie ein Oliverotto oder Cesare Borgia.

Machiavelli müsste jedoch kein wahrer Politiker sein, er wäre in der That nur der kleine Niccolò Carlyles, wenn ihn die politische Leidenschaft nicht über all den ekeln Wust in die reinen Regionen der Ideen hinwegtrüge, wenn er nicht das Zauberwort wüsste, das jene auch den Dichter verfolgenden Unholde bannt. Ihm ins Auge schauend können wir keinen andern Grund seiner Menschenverachtung entdecken als sein Verhältnis zur Politik. Sollten wir nicht auch dann auf den Politiker stossen, wenn wir ihm ins Herz schauen wollen?

6. Träume eines Patrioten.

Hätten wir von Machiavelli nur seine Gesandtschaftsberichte und den „Principe“, so liesse sich darüber streiten, ob sein furor politicus mehr gewesen sei, als ein mit Virtuosität betriebener Sport, mehr als die Leidenschaft des Spielers, den im Wechsel der Kombinationen das trügerische Verlangen einmal erfasst hat, die Gesetze des Zufalls zu ergründen. Der Leser des Schlusskapitels des „Principe“ würde sich dann erinnern, dass die Renaissance auch eine Renaissance der Worte war, dass römischer Bürgersinn und römische Vaterlandsliebe im Munde der Landsleute Machiavellis im allgemeinen nicht schwerer gewogen hat, als in den Deklamationen der Zeitgenossen des ersten Konsul Bonaparte.

Andrerseits, hätten wir von Machiavelli nur die „Mandragola“, so würde es schwer verständlich erscheinen, dass ein Mann von dieser cynischen Weltverachtung sich immer wieder unverdrossen in das Weltgetümmel stürzt, von dem leidenschaftlichen Drange erfüllt, zu raten und zu helfen.

Wenn wir also im Prolog der „Mandragola“ die Klage lesen, dass es dem Dichter verwehrt sei, sein Können durch

andere Thaten zu zeigen, so sind wir berechtigt, das so lange für eine Redensart zu halten, bis wir uns überzeugt haben, was Machiavelli unter anderen Thaten verstanden hat.

Da läge nun nichts näher, als die Vermutung, dass der Kanzler der Zehn auch während seiner Amtsthätigkeit in Wort und Schrift die zielbewusste, rücksichtslose Politik seines idealisierten Cesare Borgia gepredigt oder, wo sie ihm sonst entgegentrat, mit seinen Sympathien begleitet habe. Man ist daher nicht wenig erstaunt, Machiavelli in den zehn Jahren von der Papstwahl Julius des II. bis zur Wiederherstellung der Medici in Florenz und der Erhebung des Medicäer Leos X. auf den Stuhl Petri auf ganz anderen Wegen zu finden.

Der Mann, der Machiavellis politischem Traumbilde noch am meisten entsprach, jedenfalls mehr als der historische Valentino, war Papst Julius II. Von dem Laster der Simonie kaum minder befleckt, als sein Vorgänger und durchaus nicht makellosen Lebenswandels, erhebt sich dieser Papst zu wahrer historischer Grösse, weil er inmitten einer Welt voll Erbärmlichkeit nach Rankes schönen Worten*) „seine Tendenz nennen, sich zu ihr bekennen, sich ihrer rühmen durfte“. Alexander VI. war, indem er die fremden Mächte in der Weise Ludovico Moros gegeneinander auszuspielen gedachte, infolge der Ideenlosigkeit seiner intriguanten Politik selbst zu einem Spielball der Mächte geworden. Julius II. hätte des Gefangenen der Florentiner, Don Micheletto, nicht bedurft, um sich, wie er scherzend zu Machiavelli sagte, in der Kunst des Kirchenregimentes unterweisen zu lassen. Auf legalem Wege, durch Erbschaft, nicht durch unerlaubte Begünstigung ist der Nepot des Papstes Francesco Maria della Rovere Herzog von Urbino geworden**). Nur Pesaro erhielt er als päpstliches Lehen.

*) Päpste. S. W. 37, 37.

**) Nach Machiavellis Bericht aus Urbino vom 28. September 1506 sagte der Papst zu ihm, „che per la successione che il Prefetto suo

Staunend sah es die Welt, dass dieser Nachfolger Petri sein ganzes Sinnen und Trachten in den Dienst der Kirche stellte, freilich nicht der Gemeinschaft der Heiligen, wie sie Rafaels Pinsel verherrlichte, sondern der streitbaren, machtgierigen Kirche. In den Augen Julius des II. war das Papsttum die grösste und ehrwürdigste Dynastie der Welt. Kein Monarch hat grösseren dynastischen Ehrgeiz besessen. An körperlicher Rüstigkeit mit Alexander VI. wetteifernd, scheute der hohe Sechziger vor keiner der von dem genusssüchtigen faulen Borgia gemiedenen Strapazen zurück, wenn es Besitz und Ansehen der Kirche zu mehren galt. Weder die unerträgliche Glut des italienischen Sommers noch die Nässe und Kälte eines ungewöhnlich strengen Winters hielten den Greis dem Heerlager fern. Ungeduldig wie ein Jüngling ist er 1511 nach der Eroberung Mirandulas, bevor noch der Schutt aus der Bresche geräumt war, vermittelst einer Leiter hinübergeklettert, um in dem neuerrungenen Besitz der Curie der erste zu sein.

Mit der schleichenden, hinhaltenden und hinterlistigen Politik der Borgia hatte das jähe Ungestüm dieses Papstes nichts gemein. Die Zornesröte der Wangen strafte das Silber von Haar und Bart Lügen. Schon die Zeitgenossen verglichen ihn dem Neptun. Der Hirtenstab wurde in seinen Händen zum Dreizack. Gestählt durch das Bewusstsein, dass er nicht für sich, sondern für einen höheren Zweck Alles daran setze, fühlte er sich Manns genug, die Wogen, die er so hoch aufgeregt hatte, wieder zu glätten. Auf Rafaels Heliodor ist der Papst, auf einem Tragsessel sitzend, Zeuge der Austreibung des syrischen Tempelräubers Heliodor aus dem Tempel zu Jerusalem durch den himmlischen Reiter. Wie Heliodor wünschte er auch die Feinde der Kirche am Boden zu sehen. Aber diese Gegner waren die Feinde seiner weltlichen Schöpfung, des Kirchenstaates: die Venezianer, Franzosen, der Kaiser. Waffen und Rüst-

nipote dovrà fare in questo stato d'Urbino, stimava questo stato suo, non ostante che fussi del Duca".

zeug der Kirche hat kein Papst unbefangener und grossartiger zu weltlichen Zwecken gebraucht als Julius II. Zum erstenmal schien die Idee Ludovico Moros von der Benutzung und Vertreibung der Fremden sich verwirklichen zu sollen, als der gefährlichste Feind der Papstdynastie, der Tod, ihn, nicht zu früh für sein Alter, viel zu früh in Anbetracht seiner noch unvollendeten Entwürfe und Arbeiten hinwegrief.

Beim Tode Alexanders VI. waren die Venezianer zuerst auf dem Platze gewesen, bereit, die Erbschaft Cesares in der Romagna anzutreten, während allerorten die durch Valentinos Schreckensherrschaft niedergehaltenen Faktionen aufs neue das Haupt erhoben, und die den Henkern Cesares entronnenen Tyrannen zurückkehrten. So gestalteten sich die Anfänge Julius des II. keineswegs so günstig, als man nach Machiavellis Darstellung im elften Kapitel des „Principe“ annehmen sollte. In den Berichten des Kanzlers der Zehn hat die Sache ein ganz anderes Gesicht. Hier wie in den Depeschen des Venezianers Giustiniani sehen wir, wie der Papst anfänglich seinen Zorn nur mühsam bändigt, bis er seine Herrschaft in Rom gesichert und Cesare Borgia unschädlich gemacht weiss. Dann aber braust er los, und vor dem ungewohnten Schauspiel eines in Person zu Felde ziehenden Papstes entsinken den Händen der Usurpatoren in Perugia und Bologna, der Baglioni und Bentivogli, die Waffen. Bologna, das Ziel aller Wünsche Cesares, Parma, Piacenza, Modena und Reggio, werden dem neugeschaffenen Kirchenstaate einverleibt.

Keine allgemeine Plünderung, kein de Lorqua kennzeichnen die Anfänge des neuen Regimentes*). In Bologna begrüsst den einziehenden Papst der aufrichtige Jubel des Volkes, weil er es vor der Beutegier seiner französischen Hülfsvölker gerettet hat. Nachdem er fünf Jahre auf die Gelegenheit gewartet hatte, seine Drohungen gegen die

*) Vgl. auch Machiavellis Bericht vom 4. Okober 1506 aus Cesena über die Schreiben des Legaten aus Perugia.

Venezianer zu erfüllen, ruft er 1508 die Liga von Cambrai ins Leben. Kaum aber ist sein Zweck erreicht, kaum ist die stolze Lagunenstadt so gedemütigt, dass sie ihm nicht mehr gefährlich werden kann, als er auch schon den Schlachtruf erhebt: Fort mit den Barbaren. Der Sieg der Franzosen bei Ravenna (1512) kommt in seinen Folgen einer Niederlage gleich. Schon haben sie die ganze Lombardei bis auf wenige feste Plätze geräumt. Schon gehorcht Mailand dem Sohne des Mohren Maximilian Sforza. Schon sind die vom Papste begünstigten Medici in dem franzosenfreundlichen Florenz wiederhergestellt. Da stirbt Julius II. und hinterlässt sein Erbe dem schlangenklugen, aber kleinlichen und ängstlichen Giovanni Medici, Papst Leo X.

Wer vermöchte zu sagen, welchen Verlauf die Geschicke Italiens genommen hätten, wenn Julius II. noch ein Jahrzehnt mit ungeschwächter Kraft auf dem Stuhle Petri gesessen hätte. Das aber ist zweifellos, dass die Schöpfung des Kirchenstaates im Sinne Julius des II. eine nationale That war. Die nimmersatte Marcusrepublik war in ganz Italien verhasst. Diesen Papst bewunderte man. Auch ist es unleugbar, dass sein Aufruf zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft in den Herzen der Italiener gezündet hat. Bis auf unsre Tage ist der Ruf: Fort mit den Barbaren, das Losungswort aller italienischen Patrioten geblieben.

Wir sollten also zunächst erwarten, gerade in Machiavelli zum mindesten einen platonischen Parteigänger Julius des II. zu finden, umsomehr als seine politischen Ideen, wie vielfach behauptet wird, einzig und allein von dem Wunsche, Italien frei zu sehen, eingegeben und beherrscht sind. Allein wir dürfen nicht vergessen, dass wir es mit Italienern zu thun haben, die Päpste und Papsttum zu allen Zeiten mit wesentlich anderen Augen angesehen haben als die Völker nördlich der Alpen. Als in unserem Jahrhundert die ihrer Einigung entgegenreifende

Nation sich nach einem Führer der nationalen Bewegung umsah, da fielen ihre Augen auf den für liberal geltenden 1846 zur Tiara gelangten Kardinal Mastai Ferretti, und eine Zeit lang berauschten sich alle Patrioten von der sizilischen Meerenge bis zu den Alpenpässen in dem Rufe: eviva Pio nono. Aber die Begeisterung hielt nicht lange vor, und derselbe Papst musste es noch erleben, dass unter dem Jubel ganz Italiens Rom die Hauptstadt Vittorio Emanueles wurde. Denn so ist es dort eigentlich immer gewesen. Als Bundesgenosse gegen das Kaisertum, gegen fremde Nationen und den eignen Nachbar war dem Italiener das Papsttum stets willkommen. Auf die Dauer aber hat er doch niemals zu der weltlichen Politik der Päpste ein rechtes Zutrauen fassen können, weil ihm der Widerspruch der internationalen kirchlichen Herrschaft und der an territoriale Bedingungen gebundenen weltlichen Macht der Curie zu offen vor Augen lag. In den anderen romanischen Ländern und in Deutschland ist die Macht des politisierenden Priesters über seine Gemeinde womöglich noch grösser, als der Einfluss des einfachen Seelsorgers. In Italien sind es heute wie vor vier Jahrhunderten nicht nur die Machiavellisten, die Weltkinder und Menschenverächter, die von Priesterpolitik nicht viel halten.

Bei Machiavelli aber gesellt sich dazu noch ein anderes. Zweimal ist er persönlich mit Julius II. in Berührung gekommen. Das erstemal, als der Papst nach seinen eignen Worten auf dem Stuhle Petri noch neu war, das anderemal 1506 als Begleiter des päpstlichen Siegeszuges nach Perugia und Bologna. Die Berichte, die er aus diesem Anlass an die Zehn geschrieben hat, lassen wie immer an Treue nichts zu wünschen übrig. Der „ehrliche Choleriker“*) Julius wird uns so greifbar wie der tückische Valentino. Das kocht immerfort, bis es gelegentlich übersprudelt. Alles an diesem Alten ist Nerv, urwüchsig und gewaltig, ein

*) „natura sua onorevole e collerica“. Machiavelli aus Rom, 20. November 1503.

zweiter Lear, jeder Zoll ein König. Wie prächtig ist seine Ansprache an die Gesandten Bolognas*). In Person ist er ausgezogen, sie von der Tyrannei der Bentivogli zu befreien. Was sollen die Weitläufigkeiten? Wollen sie seine Waffen kennen lernen? Sie genügen, Italien erzittern zu lassen, geschweige denn eine Stadt. Verblüfft, nach einer Antwort ringend, schauen die Bolognesen darein. Man glaubt es dem Papste aufs Wort, dass er nicht gesonnen ist, bei seinen ersten Erfolgen stehen zu bleiben**). Dem Leser wird warm bei dieser Lektüre. Nur der Berichterstatter bleibt kühl und skeptisch. Einen Tag vor einer umsichtigen Würdigung aller Schwierigkeiten, mit denen der neue Papst zu ringen hat, meint er geringschätzig, Julius II. sei vorläufig viel zu sehr mit den Vorbereitungen glänzender Krönungsfestlichkeiten beschäftigt, als dass er sich wegen seiner Lage viele Sorgen machen werde***). Noch im Heerlager des Papstes sträubt er sich sichtlich gegen den Gedanken, dass ein Mann des Augenblicks wie Julius II. als Politiker überhaupt ernst zu nehmen sei. Man dürfe bei ihm versichert sein, ein Ding am andern Tage nicht mehr da zu finden, wo man es hingestellt habe†). Die Erfolge des Papstes machen ihn noch weniger blind, als das Glück Valentinos. Wiederholt hat er es später ausgesprochen, dass die Klugheit daran keinen Anteil hatte. Er ist der festen Ueberzeugung, dass Julius II., wenn er länger gelebt hätte, seine denn doch nicht in alle Zeiten passende Draufgängerpolitik mit seinem Sturze gebüsst haben würde.

Man sollte denken, dass den Kanzler der Zehn im Hauptquartiere des kriegerischen Papstes die Erinnerung an seine Erlebnisse in der Romagna nicht losgelassen hätte. Westlich von Perugia lag der trasimenische See, der Schau-

*) Machiavellis Bericht vom 3. Oktober aus Cesena.

**) Machiavelli am 28. August 1506 aus Civitá Castellana.

***) Berichte aus Rom vom 10. und 11. November 1503.

†) Aus Viterbo 2. September 1506.

platz der Verschwörung von Magione. Wie vor drei Jahren zog ein Staatengründer gegen die mittelitalienischen Tyrannen zu Felde. Wie damals konnte es der Arnostadt nur erwünscht sein, wenn diese gefährliche Brut vertilgt wurde. Im Guten wie im Schlimmen wusste man nie, wie man mit ihnen daran war. Pandolfo Petrucci von Siena hat den Florentinern durch Machiavelli den Rat geben lassen, es wie König Federigo von Neapel zu machen, sich jede Stunde ein neues Urteil zu bilden und danach zu handeln; „denn diese Zeiten giengen über menschlichen Verstand"*). Dieser Ehrenmann musste es wohl wissen, da er es selbst nicht anders hielt. Schon längst war Machiavelli zu der Ueberzeugung gelangt, dass man Politiker solchen Schlages, die auch als Condottieri mehr Räuber als Soldaten seien**), so lange hinhalten müsse, bis man ihnen Schranken setzen könne.

Und doch, wie ganz anders sind seine Empfindungen, als sich abermals in seiner Gegenwart ein Tyrann seinem Todfeinde ausliefert. So, wie er Gianpaolo Baglioni porträtiert, hält der Tyrann von Perugia in der Schurkerei den Vergleich mit einem Vitellozzo und Oliveretto sehr wohl aus. Auch die Situation erinnert an Sinigaglia. Die militärische Ueberlegenheit ist zunächst auf Seiten Baglionis. Der Papst hat sich dadurch, dass er ungeduldig wie immer seinem Heere mit geringem Gefolge vorausgeeilt ist, in die Gewalt Gianpaolos gegeben. Der Vergleich zwischen Cesare und Julius II. drängt sich geradezu auf. Wir erwarten von dem Erzähler des Einzuges in Sinigaglia eine ebenso beredte Schilderung des Eindruckes der schrecklichen Majestät des greisen Kirchenfürsten auf den Herrn von Perugia. Statt dessen finden wir die ironische Bemerkung, dass Gianpaolo, wenn er dem Räuber seines Staates kein Uebel zufügen werde,

*) Legazione seconda a Siena. Bericht vom 21. Juli 1505.

**) Urteil Machiavellis speziell über Gianpaolo Baglioni. Bericht aus Rom vom 29. Oktober 1503. Vgl. auch die Legazione a Gianpaolo Baglioni.

sich wohl durch seinen edlen Charakter und seine Menschlichkeit abhalten lasse*). Was hier nur angedeutet ist, sprechen die „Discorsi" später offen aus**). Dieser Gianpaolo ist ein ausgemachter Bube, ein Verwandtenmörder und Blutschänder und doch zu feig zu einem Verbrechen grossen Stiles. Pfui über die Menschen, die weder rechtschaffen böse noch vollkommen gut sein können. Bei Gianpaolo stand es, eine That zu verrichten, die ihn unsterblich gemacht hätte. Er wäre der erste gewesen, der den Pfaffen gezeigt hätte, wie wenig Achtung Leute verdienen, die so wie sie leben und regieren. Die Grossartigkeit seiner That hätte die Schande und die Gefahr, die damit verbunden waren, reichlich aufgewogen.

Wenn es auf Machiavelli angekommen wäre, würde seine Vaterstadt nach der Schwenkung des Papstes nicht lange zwischen diesem und ihren bisherigen französischen Freunden laviert, sondern sich entschlossen auf Frankreichs Seite gestellt haben. Als er 1510 aus Blois berichtet, man drohe am französischen Königshofe, geradewegs auf Rom zu marschieren und den Papst abzusetzen, fügt er weniger zurückhaltend als sonst hinzu: wolle Gott, Florenz läge wo anders, damit unsre Priester einen bittren Bissen dieser Welt kosten möchten***). Siebzehn Jahre vor dem grossen Strafgerichte über die ewige Stadt träumt er bereits von dem „viaggio infino a Roma".

Ein andrer florentinischer Diplomat, Francesco Vettori, war der Meinung, das Glück des Papstes sei grösser gewesen, als seine Klugheit, sein Mut grösser als seine Stärke, aber sein Ehrgeiz und seine Grossmannssucht hätten kein Maass und kein Ziel gekannt. Machiavelli erkennt doch wenigstens die Uneigennützigkeit Julius des II. an. Als Florentiner muss er wohl oder übel dem Zerstörer unberechenbarer Tyrannei die Hände segnen. Die Demütigung

*) Bericht vom 13. Sept. 1506 aus Perugia.

**) Buch 1, Kapitel 27.

***) 18. August 1510 aus Blois.

der Venezianer sieht er mit nachbarlicher Schadenfreude. Auch die Vertreibung der Franzosen würde seinen Beifall finden, wenn Julius II. nicht geistliche Gewandung trüge. Sein angeborener Widerwille gegen jede Art von Theokratie macht den grossen Praktiker in den Schicksalsjahren Italiens zum Doktrinär. Die Fremdherrschaft ist ihm lieber, als die Unabhängigkeit, die man einem Papste zu verdanken hätte. Er macht sich an seinem bescheidenen Teile desselben Fehlers schuldig, den er mit Recht den Nachfolgern Petri vorwerfen durfte. Die klare Erkenntnis, dass der weltliche Besitz der Curie die Einigung Italiens verhindere, ist vielleicht sein grösster Ruhmestitel, aber sie hat ihn auch über dem Weiteren das Nächstliegende verabsäumen lassen. Das ganze Schicksal Italiens liegt darin beschlossen, dass seine beiden grössten Patrioten getrennte Wege giengen.

Wie aber, dürfen wir jetzt wohl fragen, dachte sich Machiavelli in den Zeiten der Liga von Cambrai und der Schlacht bei Ravenna die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft, wenn nicht auf den von Julius II. eingeschlagenen Wegen, und die Antwort muss rundweg lauten: er hat in jenen Jahren unmittelbar gar nicht daran gedacht. Die Lage der florentinischen Republik zwischen den kriegführenden Mächten war gewiss eine schwierige. Julius II. sass ihr auf dem Nacken; Kaiser Maximilian erhob Geldforderungen, die sich nicht ohne weiteres abweisen liessen. Die traditionelle Freundschaft mit Frankreich aufzugeben, schien auch nach der Niederlage der Franzosen wegen der Veränderlichkeit des Kriegsglückes nicht ratsam. Rechnet man die stete Besorgnis vor einer medicäischen Reaktion hinzu, so begreift man, dass Florenz, wenn es sich seine „kleine Freiheit" *) erhalten wollte, alle Ursache hatte, auf der Hut zu sein und seine Kräfte zusammen zu halten.

*) „non ci restando altro che questa piccola libertà, la quale ci conviene salvare con ogni industria" heisst es in Machiavellis Instruktion nach Frankreich vom 14. Januar 1504 (1503 stili Florentini).

Aber das gerade Gegenteil geschah. Als ob sie mit Blindheit geschlagen wären, hielten die Florentiner die unruhigen Anfänge des neuen Pontifikates für den passendsten Moment zur Unterwerfung der abtrünnigen Pisaner. Die Rücksicht auf den Papst, den Kaiser, Spanien und Frankreich wird im wesentlichen durch die Hoffnung auf Förderung, durch die Furcht vor Hinderung ihres Krieges gegen Pisa bestimmt. Was wird nicht alles unternommen, um den Todfeind in nächster Nähe zu schädigen und zu bezwingen! Den Arno sucht man 1504 von Pisa nach einem Sumpfe bei Livorno abzuleiten, damit Pisa seines überseeischen Handels verlustig gehe. Nach einem ungeheuren Aufwand an Kräften, Zeit und an Geld bestätigt sich indessen nur die Warnung eines Ingenieurs, dass das Gelände, durch das der neue Kanal führt, weniger Gefäll hat, als das alte Flussbett. Das Wasser des Kanales fliesst bei niedrigem Wasserstande des Arno in das alte Bett zurück, und die Florentiner haben zum Schaden den Spott ihrer Feinde obendrein. Und als dann endlich im Juni 1509 Pisas Widerstand gebrochen ist, als Florenz triumphiert, da ist das Land in weitem Umkreis um die unterworfene Stadt in eine Wüste verwandelt, sind die öffentlichen Mittel erschöpft. In natürlicher Reaktion auf die vorausgegangenen Anstrengungen lässt die Spannkraft der Arnostadt nach. Ohne Frankreich zu befriedigen, macht sie sich den Papst und seine Verbündeten zu Feinden. Als im Sommer 1512 eine päpstlich-spanische Armee, von dem Kardinal Medici begleitet, in Toskana einrückt, findet die Republik ein rasches und unrühmliches Ende.

Während dieser Jahre von der Erneuerung des Krieges gegen Pisa bis zur Rückkehr der Medici stand an der Spitze des florentinischen Freistaates der 1502 auf Lebenszeit erwählte Gonfaloniere Piero Soderini, und Machiavelli war seine rechte Hand. Die Charakteristik Soderinis in den „Discorsi“ seines ehemaligen Untergebenen hat daher für uns ein ganz besonderes Interesse. Machiavelli preist

dort*) den älteren Brutus, dass er seine Söhne, um die Freiheit zu erhalten, hinrichten liess, und tadelt Soderini, weil er gehofft habe, die Reaktionsgelüste der medicäischen Partei durch Geduld und Güte zu überwinden. So achtungswert ihm die Scheu des Gonfaloniere vor ungesetzlichen Handlungen erscheint, so kindisch dünkt ihn doch der Glaube, Böswilligkeit durch die Zeit zu bezähmen oder durch Geschenke zu besänftigen. Er zieht daraus den Schluss: weil Soderini Brutus nicht zu gleichen verstand und seine Feinde, so lange die Macht noch in seinen Händen war, am Leben liess, verlor er Vaterland, Würde und Ehre, und mit ihm stürzte die Republik.

Beachten wir wohl, dass Machiavelli in Soderini das Muster eines uneigennützigen, nur an das Gemeinwohl denkenden Republikaners sieht. Sein Tadel gilt lediglich der Schwäche des Gonfaloniere gegen die der Republik feindlichen Faktionen. Die äussere Politik Soderinis, das Unangemessene der Konzentrierung aller Kräfte auf den Kampf gegen Pisa lässt er unerörtert und er thut wohl daran, weil er sonst sich selbst richten würde.

Nicht als ob ihm die bedrängte Lage seiner Vaterstadt entgangen wäre. Jede seiner zahlreichen Legazionen erinnerte ihn an die bittere Notwendigkeit, dass Florenz in seiner Ohnmacht sich ducken und schmiegen müsse. Allein er sucht das zu vergessen. Ein anderes Problem beschäftigt ihn ganz. Der Krieg gegen Pisa soll ihm die Handhabe zur Verwirklichung seiner Pläne bieten. Mögen der Papst und andere die Fremden im Bunde mit den Fremden zu verjagen suchen, ihm scheint es wichtiger, die Sache von unten anzufangen. Sein Studium der alten Geschichte lehrt ihn, dass die Grösse der altrömischen Republik ihren Grund in ihrer Heerverfassung gehabt hat. Mit der Mehrzahl seiner Landsleute ist er von dem Condottieri- und Söldnerwesen wenig erbaut. Auch teilt er nicht mehr die

*) Buch 3, Kapitel 3.

weitverbreiteten Bedenken gegen Milizen, seitdem er in der Romagna sich überzeugt hat, was Cesare Borgia mit den häuserweise ausgehobenen Landeskindern auszurichten vermochte. Und so macht er denn für den Gedanken des Volkes in Waffen Propaganda mit einem Feuereifer und mit einer ungeheuchelten Begeisterung, dass wir an jeden andern eher, als an den Dichter der „Mandragola“ denken.

„Ihr werdet euch selbst noch überzeugen — schliesst eine Denkschrift Machiavellis über die neue Einrichtung*) —, dass es etwas anderes ist, ausgehobene Landeskinder, keine ungeratenen Söhne und Hurenkinder unter der Fahne zu haben. Wer eine ehrbare Schule und eine gute Erziehung hinter sich hat, wird als Soldat sich und seinem Vaterlande Ehre machen“. Der grosse Skeptiker und Menschenfeind bekennt sich zu dem Glauben, dass es wesentlich der moralische Faktor ist, der das Volk in Waffen zu einer der stärksten Säulen des Staates macht. Aber mehr als ein Geistesgruss aus der Ferne ist sein Gedanke doch nicht, und wir werden sofort wieder an den ungeheuren Unterschied der Zeiten erinnert, wenn wir hören, dass Machiavelli als Exerziermeister der aus Vaterlandsliebe zur Fahne eilenden Landessöhne den privatisierenden Leibhenker Valentinos, Don Micheletto, empfiehlt, seine Hoffnung also auf das Ehrgefühl der dem Kommando eines Ehrlosen unterstellten Milizen setzt. Auch darin zahlt Machiavelli seiner Zeit seinen Tribut, dass er die Unvereinbarkeit einer nationalen Heerverfassung mit der Natur des Stadtstaates nicht einsieht und sich daher mit gekünstelten Vorschlägen abquält. Das Wenigste ist noch das bald zerstreute Bedenken, der Gonfaloniere könne die Volksbewaffnung zur Errichtung einer Tyrannis benutzen. Politische Rechte hat allein die Hauptstadt. Aber Distriktstädte wie Arezzo, Pistoja, Volterra, Cortona und andere haben ihre frühere politische Selbständigkeit und die frühere Herrschaft über

*) Villari I, 655 ff. documento XXXIX u. Opere (ed. Passerini-Milanesi) 6, 330 ff.

das sie umgebende flache Land nicht vergessen. Es wäre daher politischer Selbstmord, wenn man sie bewaffnen wollte, weil die Stimmung in Toskana nach Machiavellis eigenen Worten wie die eines Mannes ist, der keinen Herrn mehr haben will, sobald er merkt, dass er auf eigne Faust leben kann. Die Distrikte müssen also von vornherein aus dem Spiele gelassen werden. Florenz selbst stellt die Kavallerie. Die Infanterie ist aber fürs erste wichtiger. Die Aushebung hat sich daher nach dem Vorschlag des Kanzlers der Zehn zunächst auf das engere Stadtgebiet von Florenz und die Unterthanen-Distrikte ohne grössere Orte, wie Mugello und Casentino, zu beschränken.

Ueber alle Schwierigkeiten hinwegsehend, ruhte Machiavelli nicht eher, als bis er Soderini und die Signorie ganz für seine Ideen gewonnen hatte, wobei ihm die allen geläufigen antiken Reminiscenzen doch sehr zu statten kamen. Am 6. Dezember 1506 wurde für das neue Milizwesen eine eigene Verwaltungsbehörde, die Neun der Miliz, geschaffen, und Machiavelli übernahm, ohne das Kanzleramt der Zehn niederzulegen, zu allem Uebrigen auch noch die Riesenarbeit des ersten Sekretärs der Neun. Der Mann der Feder erhielt die langersehnte Gelegenheit, seine Begabung von einer ganz neuen Seite zu zeigen. Da mag es ihm denn wohl einmal begegnet sein*), dass er sich stundenlang in der stechenden Sonnenhitze vergeblich abmühte, einem Berufssoldaten mit 3000 Mann ein von ihm ersonnenes Manöver vorzuführen, bis der Condottiere ungeduldig mit einem Trommelsignal die Ordnung wiederherstellte. Warum sollte auch der florentinische Kriegsminister in Civil die schwierige Kunst des Exercierens im abgegrenzten Raume besser verstanden haben als der Durchschnitt unserer Reserveoffiziere. Unter Praktikern mochte er wohl als Dilettant erscheinen. Auf dem Felde

*) Nach der Einleitung zu einer Novelle Bandellos. Vgl. Villari 1, 521.

der Organisation nahm er es getrost mit den Männern vom Handwerke auf.

Wie sehr in jenen Jahren das Militärwesen im Vordergrund seiner Gedanken stand, kann man aus zwei Gelegenheitsschriften Machiavellis ersehen. Die eine, ein Bericht über Deutschland (rapporto di cose della Magna) ist nach venezianischem Muster 1508 sofort nach der Rückkehr von einer diplomatischen Mission bei Kaiser Maximilian verfasst und mehrfach umgearbeitet worden. Die andere, über Frankreich (ritratti delle cose di Francia) aus dem Jahre 1510 verdankt ihre Entstehung der letzten Reise Machiavellis an den Hof König Ludwigs XII. Keine der beiden ist frei von den Schwächen aller im Fluge angestellten Reisebeobachtungen. Dem Kenner der deutschen und französischen Dinge sagen sie überhaupt nichts Neues. Sie interessieren uns, wie uns jede Auslassung eines kenntnisreichen, geistvollen Ausländers über unsere Nation interessiert, wegen des Standpunktes und der Stellungnahme des Beobachters. In Frankreich ist Machiavelli immerhin öfter und länger gewesen. Auch gehen seine Notizen über dieses Land mehr ins Einzelne. In Deutschland aber ist er nicht über Konstanz hinausgekommen. Näher kennengelernt hat er da eigentlich nur Tyrol durch längeren Aufenthalt in Innsbruck, Bozen und Trient. Wenn es im „rapporto“ heisst, der Deutsche verlange vom Leben nicht mehr als reichliche Nahrung und im Winter ein gutgeheiztes Zimmer, wird jeder in diesem Porträt die konstanten Züge des Tyroler wiedererkennen, ohne dass wir genötigt wären, darin eine Nachahmung der Germania des Tacitus zu sehen. Der florentinische cittadino überschätzt die politische Bedeutung der deutschen Städte. Von der Natur des deutschen Territorialfürstentums hat er offenbar keine rechte Vorstellung. Aber alle diese Beobachtungsfehler werden durch die klare Erkenntnis aufgewogen, dass dieses deutsche Volk mit seiner wunderlichen monströsen Reichsverfassung ein seiner Stärke nicht bewusster Riese ist. Auch seine viel weniger

schmeichelhaft ausgefallene Charakteristik des französischen Nationalcharakters leidet bei klarster Einsicht in das Wesen der französischen Monarchie an dem Fehler der Verallgemeinerung. Als wahrer politico kennt Machiavelli keine politische Sentimentalität. Sein Tadel der französischen Freunde ist ebenso unbefangen wie die naive Beichte, dass ein Italiener am französischen Hofe nur dann auf gut Wetter hoffen dürfe, wenn er nichts mehr zu verlieren habe und sein Segel aufs Geradewohl stelle.

Auch andere Relationen sind auf die von Machiavelli berührten Dinge eingegangen. Dem „rapporto“ und den „ritratti“ aber ist es gemeinsam, dass ihr Verfasser alles aus dem militärischen Gesichtswinkel betrachtet wie ein Kriegsminister auf einer Studienreise. An den deutschen Städten interessiert ihn sichtlich am meisten die Frage der Verproviantierung für den Fall einer Belagerung. Die militärische Erziehung der Schweizer überträgt er verallgemeinernd auf ganz Deutschland und rühmt, dass sich an Festtagen die ganze männliche Bevölkerung der Städte, anstatt des Spiels zu pflegen, mit dem Feuerrohr und der Pike übe. Sorgfältig wird Sold und Montierung der französischen Bogenschützen und der Garde zu Fuss notiert. Umständlich lässt er sich über die ihm unbekannte Einrichtung der Quartiermacher aus und verfehlt nicht, zum Beweise der wunderbaren Ordnung der Fouriere hinzuzusetzen, dass bei der Ankunft des französischen Hofes an einem Orte jeder, sogar die Huren, sein Quartier habe.

Man sieht, seine Gedanken bewegen sich in dem Umkreise seiner Lieblingsschöpfung, der florentinischen Miliz. Schon 1506 im Hauptquartier des Papstes fand er, dass sie sich neben der Infanterie des Herzogs von Urbino sehr wohl sehen lassen könne. Noch in den Jahren 1511—12 hat er ihr eine von ihm selbst im Stadtgebiete ausgehobene leichte Kavallerie hinzugefügt. Sein Glaube an die im Volke schlummernden Kräfte war nur gewachsen, als er sich selbst überzeugte, wie treu und zäh die Bauern der

venezianischen terra ferma auch im Unglücke zur Markusrepublik hielten. Ganz in seine organisatorischen Arbeiten vertieft vergass er nur Eines, die nicht minder wichtige Aufgabe, tüchtige Führer seiner Milizen heranzubilden. Venedig besass in San Marco einen unvergleichlichen Führer. Kein Feldhauptmann hätte die zerstreuten Kräfte dieses Staates rascher wieder um sich sammeln können, als dieses Symbol einer weisen Regierung. Die Venezianer wussten, warum sie in den wiedereroberten Orten ihren Schutzpatron mit dem Schwerte, nicht mit dem Buche in der Hand malen liessen. Auch ihnen war, wie Machiavelli meinte, die Erkenntniss aufgegangen, dass Studien und Bücher zur Erhaltung der Staaten nicht genügen*). Ihm selbst aber dünkte ein Don Micheletto zum Stadthauptmann seiner Vaterstadt eben recht**). Obgleich der Krieg gegen Pisa mehr in Verwüstungen als in blutigen Scharmützeln bestanden hatte, befestigte er in verhängnisvoller Weise das Vertrauen Machiavellis zu der doch keineswegs erprobten Kriegstüchtigkeit der toskanischen Landwehr. So stürzte sein ganzes Gebäude in Trümmer, als die schlachtengewohnten spanischen Heerhaufen des Vicekönigs von Neapel gegen Florenz anrückten. Am 29. August 1512 endigte der patriotische Traum Machiavellis mit der Erstürmung Pratos und der Niedermetzelung seiner feige auseinandergestobenen Milizen.

7. Unter den Medici.

Lorenzo il Magnifico soll über seine drei Söhne Piero, Giovanni und Giuliano geäussert haben, der älteste sei ein Narr, der zweite sei klug, der dritte gut. Die Thorheit Pieros hatte 1494 den Sturz der medicäischen Herrschaft

*) Legazione seconda a Montova. Aus Verona 7. Dezember 1509.

**) Ueber Don Michelettos Ende Villari 2, 64. Der deutsche Uebersetzer macht aus der casa lo Chaumont den französischen Feldherrn Chaumont!

verschuldet. Für das Geschlecht war es fast ein Gewinn, dass er 1503 im Garigliano ertrank. Erst nach achtzehnjähriger Verbannung, neun Jahre nach Pieros Tod gelang es der Klugheit Giovannis, sich und den Seinen die alte Stellung wiederzugewinnen. Die Erstürmung Pratos öffnete ihnen die Thore der Arnostadt, während der Gonfaloniere Soderini in die Verbannung gieng. Ein halbes Jahr später, am 11. März 1513, vertauschte Giovanni den roten Kardinalshut mit der Tiara. Aus dem Kardinal Medici wurde Papst Leo X., aus dem Herrn von Florenz das Oberhaupt der katholischen Christenheit.

Auch auf dem Stuhle Petri hat Giovanni nicht vergessen, dass die Nachkommenschaft Cosimos und Lorenzos die Grösse und den Kredit des Hauses der Verbindung mit Florenz verdankte. Die geistlichen Familienmitglieder, der verschwenderische Papst und sein geiziger Vetter Kardinal Giulio, ein Bastard des 1478 ermordeten Giuliano, blieben den kaufmännischen Traditionen der Medici getreuer als die weltlichen. Leos X. Bruder Giuliano hatte sich in der Verbannung der engen Verhältnisse seiner Vaterstadt ziemlich entwöhnt. Pieros Sohn Lorenzo lernte Florenz überhaupt erst kennen. In alter Nepotenweise glaubten der Bruder und der Neffe des Papstes sich höhere Ziele stecken zu dürfen, als sie ihnen am Arno winkten. Giuliano ist schon 1516 als Titularherzog von Nemours gestorben. Seine Hoffnung auf die Krone Neapels nahm er mit ins Grab. Michelangelo hat ihm in der Kapelle von San Lorenzo nur den Kommandostab des Gonfaloniere der Kirche in die Hand geben können*). Lorenzo brachte es nach der Depossedierung des Nepoten Julius des II. bis zum Herzog von Urbino. Weitere Entwürfe schnitt auch ihm 1519 ein früher Tod ab. In Florenz ist keiner der beiden recht heimisch geworden.

*) Nach H. Grimm (Leben Michelangelos 1 v, 505 u. 2, 519—50) soll der „Pensiero“ Giuliano vorstellen, doch stützt sich seine Berichtigung Vasaris lediglich auf die geistreiche, aber novellistische Deutung eines von Giuliano verfassten Sonettes.

Was dem Papste die Klugheit eingab, war bei Giuliano und Lorenzo ausgesprochene Gleichgültigkeit. Wie ihr Ahnherr Cosimo hatten alle Medici nichts dagegen, dass der Schein der Florentiner Freiheit gewahrt bleibe, wenn nur das Familienhaupt das Heft in der Hand behielt. So wurde im wesentlichen die unter Lorenzo il Magnifico zu Recht bestehende Verfassung wieder eingeführt mit einer Balia, in die natürlich nur Anhänger der Medici Aufnahme fanden.

Gleich so vielen seiner Mitbürger hätte sich Machiavelli mit dieser Neuordnung der Dinge ohne Zweifel gern abgefunden. Im Herzen ist er immer Republikaner geblieben und hat daraus nie ein Hehl gemacht. Als Vater von drei Kindern — ein viertes und fünftes folgten nach —, als schlechter Haushalter und als ein sehr bescheidener Kapitalist war er nicht so glücklich, auf ein Amt verzichten zu können, das ihn und seine Familie genährt hatte. Sein Vorgesetzter, der Kanzler der Signorie, Marcello Virgilio, blieb ruhig im Amte, ohne deshalb die Achtung seiner Mitbürger einzubüssen. Auch er wäre wohl geblieben, wenn ihn nicht sein vertrautes Verhältnis zu dem vertriebenen Gonfaloniere verdächtig gemacht hätte. Am 7. November 1512 entsetzte ihn ein Beschluss der Signorie aller Aemter. Zu der qualvollen Gewissheit, in den besten Jahren von den Staatsgeschäften ausgeschlossen zu sein, gesellte sich peinlichstes Missgeschick. Auf einer aufgefundenen Liste vermutlicher Feinde der Medici stand auch sein Name. Als Mitverschworener gegen das Leben Giulianos wurde er in das Gefängnis geworfen. Selbst die Folter blieb ihm nicht erspart. Man zog ihn einigemal an seinen gefesselten Händen mit einem Seile in die Höhe, ohne ihm irgend ein Geständnis zu entlocken. Das Ergebnis der Untersuchung war seine völlige Reinigung von ungerechtem Verdachte, wie denn auch seine Rechnungsablage seine Unbescholtenheit glänzend bestätigte. Das stolzeste Zeugnis durfte er sich selbst ausstellen. Wenige Tage

nach seiner Entlassung aus der Haft, am 18. März 1513, schrieb er an einen Freund, er habe sein Schicksal so tapfer getragen, dass er mit sich ganz zufrieden sei. Die Armut erschien ihm weniger schrecklich als wohl den meisten seiner Mitbürger, weil er von Kindesbeinen mehr an das Darben als an leichten Daseinsgenuss gewöhnt war. In der sehnsüchtigen Erwartung besserer Zeiten vernahm er gefasst das harte Gebot, weder das Stadtgebiet zu verlassen noch das Rathaus zu betreten. Allzu sanguinisch nährte er anfangs im Stillen die Hoffnung auf Wiederverwendung im Staatsdienste, bis schmerzlichste Resignation an ihre Stelle trat. Noch 1515 hat Kardinal Giulio seinen Vetter Giuliano gewarnt, sich mit Machiavelli einzulassen. Erst nach Lorenzos Tod hat man sich seiner, wie wir noch sehen werden, erinnert.

Wunderbare Wege des Menschenlebens. Was dem starken Manne fast das Herz brach, hat den politischen Denker zum politischen Schriftsteller gemacht. Aus der unfreiwilligen Musse der nächsten Jahre ist die Unsterblichkeit seines Namens emporgeblüht. Der Florentiner Staatssekretär wäre im Drange der Alltagsgeschäfte aufgehend für alle Zeiten der kleine Nicolò geblieben, ein Charakterkopf, wie sie am Arno nicht eben selten waren, nicht die Rätselgestalt, die alle nach ihm kommenden Geschlechter immer wieder in ihren Bann gezwungen hat. Um ein historisches Rätsel ärmer würden wir auch des Schlüssels entbehren, der es erst wahrhaft lösenswert machen sollte. Auch menschlich könnten wir ihm niemals so nahe kommen, als es jetzt an der Hand seiner Freundesbriefe aus der Zeit nach seiner Entlassung möglich ist. Unschätzbare Denkmale eines Geistes, der Zeit hat, vermenschlichen sie das Dämonische, beleben das Starre, verknüpfen das Entfernte. Dem Machiavellimythus des neunzehnten Jahrhunderts kann die Unbekanntschaft mit diesen Beiträgen zur Kenntnis Niccolòs nicht mehr zur Entschuldigung dienen. Seitdem die Ausgabe der Werke von 1813 die erste voll-

ständigere Sammlung der Freundesbriefe gebracht hat, namentlich seit der vierhundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages ist der Briefschatz stetig vermehrt worden. Aus 85 Schreiben sind (1883) in der letzten Ausgabe 229 geworden. Die inhaltreichere Hälfte stammt aus den Jahren 1512 bis 1527. Auch der Freundeskreis Machiavellis ist seit 1813 mehr aus dem Dunkel herausgetreten. Einen Charakter so schief aufzufassen, wie es Heinrich Leo mit Francesco Vettori ergangen ist, wäre heute unmöglich. Wenn in diesen Briefen nicht alles verständlich erscheint, so ist das nur die gewöhnliche Begleiterscheinung der Vermehrung unserer Kenntnis fremdgewordener Zeiten. Ein Fresco wird aufgedeckt und erweckt alsbald in seinem ruinösen Zustande die Sehnsucht nach der alten Farbenfrische, während man doch bedenken sollte, dass man ein Bild sieht, wo soeben noch nichts weiter als eine übertünchte Wand war. Wer zu sehen versteht, wird die Sprünge und Löcher vergessen. Nur von uns hängt es ab, jenen Gestalten neues Leben zu verleihen.

Verschweigen wir indessen nicht, dass ein wesentlicher Teil des Bildes wohl für immer verloren ist. Wenn es wahr ist, dass das Aeussere des Menschen dem Innern entspricht, dass es ihm zum mindesten nicht widersprechen darf, so werden wir auf die Vervollständigung und Kontrolle des aus den Briefen gewonnenen Charakterbildes verzichten müssen. In dem rohen Holzschnitt der Ausgabe der Werke von 1550 wird Niemand im Ernste ein brauchbares Machiavelliporträt erblicken. Von einer früher auf Machiavelli bezogenen herrlichen Marmorbüste im Bargello wünschte man fast, dass sie den Autor des „Principe“ darstelle, wenn nicht die Jahreszahl 1495 und das Alter des Dargestellten dagegen sprächen, ganz abgesehen von der einfachen Erwägung, dass die Kostbarkeit der Arbeit auf einen reichen Besteller schliessen lässt. Eine jetzt im Besitz des Grafen Bentivoglio d'Aragona befindliche bemalte Stuccbüste gehörte früher der von Machiavellis einziger Tochter abstammenden

Familie Ricci und soll nach dem Zeugnis des Bischofs von Prato und Pistoja Scipione de'Ricci nach der Totenmaske verfertigt worden sein. Zieht man aber die Unzuverlässigkeit solcher Familientraditionen in Erwägung, so wird man der Behauptung des 1741 geborenen Abkömmlings nicht allzu grosses Gewicht beilegen. Wir sind nicht berechtigt, die Authenticität dieser Büste völlig in Abrede zu stellen. Wohl aber sind wir berechtigt, uns gegen ein solches Bild eines bedeutenden Menschen so lange zu wehren, bis bessere Beglaubigungen vorliegen. Die Revue archéologique hat 1887 in ihrem neunten Bande eine gute Heliogravure gebracht und es jedem ermöglicht, sich zu überzeugen, dass wir es da mit einem recht ordinären Menschengesichte zu thun haben. Nur ein kleiner Niccolò könnte so ausgesehen haben. Selbst von dem „mörderischen" Machiavelli ist in diesen stumpfen Zügen nichts zu entdecken. Eine dem Verfasser der Spectatorbriefe*) gehörende Bronze kenne ich nicht und kann daher nur vermuten, dass sie wie eine bemalte Holzbüste des Berliner Museum dem Typus der Bargellobüste gleicht. Die Unterschrift: „non far mai bene, non avrai mai male" deutet freilich auf eine spätere Zeit. Machiavelli hätte sich nie so ausgedrückt. Erst die Gegner des Machiavellismus konnten ihm jene Sentenz in den Mund legen. Die Gattin des Staatssekretärs hat es uns in dem einzigen von ihr erhaltenen liebenswürdigen Brieflein verraten, dass der Vater ihres Söhnleins wie dieses schwarze Haare hatte. „Weil es dir gleicht, dünkt es mir schön", fügte sie hinzu. Uns ist es zwar nicht vergönnt, ihn zu sehen, wie ihn seine treue Lebensgefährtin vor Augen hatte**), aber auch wir können das Kind mit dem Vater, die Schriften mit dem Menschen vergleichen.

Wohlverstanden mit dem Menschen, nicht mit dem Briefsteller. Oder sollten Briefe, Geburten des Zufalls und

---

*) Vgl. Seite 33 Anm.

**) Ueber die Porträtfrage vgl. Villari I II, 321 fg. Tommasini 66 ff., die übrigens beide die obengenannte Stuccbüste nicht verwerfen.

der Laune, uns das Wesen des Schreibers auf den ersten Blick schon enthüllen? Jeder weiss, dass dies nicht der Fall ist, dass es zur Gewinnung eines Charakterbildes nicht genügt, unsre Eindrücke und Beobachtungen schlechtweg zu addieren, dass wir zu sichten haben, das Zufällige ausscheiden, den Kern herausholen müssen. Wer an die Restaurierung eines alten Gemäldes geht, wird zuvor sorgfältig die Uebermalungen späterer Zeiten beseitigen. Die Uebermalungen eines Briefwechsels sind schwerer zu entfernen, weil sie von der Hand des Schreibers selbst herrühren. Der Zufall will, dass unter 100 erhaltenen Briefen eines Mannes sich 70 in traurigen Betrachtungen ergehen, und das Bild eines Melancholikers ist fertig, obwohl der Schreiber im Leben vielleicht überwiegend ein fröhlicher Bursche war und in brieflichen Ergüssen, wie es hie und da wohl geschehen mag, nur die Kehrseite seines Wesens darstellte. Wir alle wissen, dass Statistik keine Psychologie ist, und sündigen doch täglich gegen das erste Gesetz biographischer Kunst.

Gewiss, in dem Machiavelli der Briefe ist nichts von dem Ernste, der Strenge oder der medusenartigen Furchtbarkeit des Autors der „Discorsi“ und des „Principe“. Dort eine Statue, lebensvoll und doch nur ein Stein, hier alles höchste Beweglichkeit. Heftige Gestikulationen und ausdrucksvolles Mienenspiel begleiten Frage und Antwort. Blitzschnell wie der Gedanke läuft die Zunge. Alles Schwere, Nebelhafte ist abgestreift. Wer es etwa vergessen haben sollte, wird sofort daran erinnert, dass er einen Italiener vor sich hat. Was er sagt und wie er sich ausdrückt, hat mit deutscher Art nicht das mindeste gemein.

Der erste Übersetzer der Freundesbriefe ins Deutsche Heinrich Leo hat wohl gemeint, durch die Erinnerung an jene nationale Verschiedenheit die Übermalung von dem Charakterbilde des Schriftstellers zu entfernen. Die Verantwortung für die vorwaltenden Obscönitäten der Briefe würde, wenn er Recht hätte, weit mehr der italienische

Nationalcharakter zu tragen haben, als ob es nicht Zeiten gegeben hätte, in denen man von deutscher Treulosigkeit sprechen konnte, wie das Lied heute deutsche Treue feiert. Worin das Konstante im Charakter einer Nation eigentlich beruhe, dürfen wir getrost unentschieden lassen, weil wir in Art und Unart der Italiener des cinquecento einen viel verlässlicheren Maassstab für das Allzumenschliche in Machiavelli haben.

Niemand erwarte jedoch eine Untersuchung, ob die „Cikaden“ des Ponte Vecchio in Machiavellis Leben eine grössere Rolle gespielt haben, als die behenden „Lacerten“ in dem Erdenwallen des Dichters der venezianischen Epigramme. Auch den Schatten der vielgenannten Barbera mögen andere beschwören. Uns genügt es, dass sie Machiavelli seine Gönnerin nennt, dass er die Zwischenaktchöre seiner „Mandragola“ bei ihr und ihren Sängern in den besten Händen weiss. Der Historiker ist kein Novellist und verzichtet gern auf die Entscheidung zwischen der doppelten Möglichkeit, dass Dame Barbera eine junge, üppige Curtisane*) oder ein ehrbares altes Weib war. Wenn Filippo Strozzi der Barbera in Machiavellis Namen einen Kuss geben soll, kann das ernst oder ironisch gemeint, verlockend oder weniger einladend gewesen sein, aber welche Deutung man auch vorziehen möge, der Machiavelliforscher wird immer leer dabei ausgehen.

Politische Erörterungen und „Geschichtchen“ (favole) sind nach Machiavellis eigenen Worten der Inhalt seiner Briefe an Francesco Vettori. Auch nicht die leiseste Andeutung berechtigt uns, hinter diesen Geschichtchen Erlebnisse zu suchen. Oder sollten wir Machiavelli für einen Lügner halten, weil er in Beantwortung der Neckereien Francesco Guicciardinis selbst versichert hat, dass er es schon seit geraumer Zeit in der Kunst des Lügens mit

*) Wofür allerdings Guicciardinis scherzhafte Moralpredigt unter der Maske der Madonna von Finocchieto zu sprechen scheint. Opere inedite 10, 100.

den Franziskanern von Carpi aufnehmen könne? Selbst der schmutzigste seiner Briefe lässt sich unmöglich als die Beschreibung eines wirklichen Vorganges auffassen. Luigi Guicciardini hatte sich eines Liebesabenteuers gerühmt, Grund genug für den mephistophelischen Freund, dem Renommisten mit einem Walpurgisnachtstraume von der wüsten Art*) aufzuwarten (Verona 8. Dez. 1509). Nur der Geschichtenerzähler, nicht der Gatte und Vater, hat der Nachwelt Rede zu stehen.

Das Kapitel: Machiavelli als Ehemann scheint unerachtet seiner uns bereits bekannten Wertung des Weibes kein unerfreuliches gewesen zu sein. Wenn er in einer anmutigen novellistischen Plauderei den Erzteufel Belfagor auf Erden sich selbst überzeugen lässt, dass die Qualen der Hölle erträglicher sind als der Ehestand, so hat er damit gewiss nicht sagen wollen, dass Marietta Corsini ihm Unheil ins Haus gebracht habe. Zweimal, 1511 und 1522 hat er die Zukunft seiner Gattin testamentarisch sicher gestellt. Die Art, wie das geschieht, lässt auf normale Verhältnisse schliessen. Auch die Briefe bestätigen diesen Eindruck. Er selbst nennt einmal seine Familie und seine Freunde das einzige Gut, das ihm geblieben sei. Seine Korrespondenz mit einem Neffen in der Levante zeigt ihn eifrig und erfolgreich bemüht, jenen Schatz zu hüten. Der erste Brief an Vettori nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft verwendet sich für einen Freund. Auch im häuslichen Kreise, nicht nur im Dienste der Vaterstadt, erscheint er uneigennützig und opferwillig.

Der Geschichtenerzähler aber führt uns in ganz andere Kreise, an die Wechslerbank der Capponi oder in den Laden des Donato del Corno, in das Häusergewirr am rechten Arnoufer oder zum Kastell am Hügel von San Miniato. Der Begriff der Häuslichkeit, das deutsche Mittelding zwischen Oeffentlichkeit und Einsamkeit, ist ihm wie den meisten

*) Faust 1. Teil Vers 3779 ff.

Söhnen seines Volkes nicht geläufig. Von einem Landgute verlangt er, dass ein Metzger, eine Kirche, die Landstrasse und direkte Postverbindung in nächster Nähe sind*). Seine bescheidene Villa in San Andrea in Percussina liegt unmittelbar an der grossen Strada Romana. Im Notfalle nimmt er auch mit der Gesellschaft von Holzhauern und Ziegelbrennern vorlieb. Der Verkehr mit Menschen ist ihm ein Lebensbedürfnis. Wenn er es in einem andern Gelegenheitsscherze (capitoli per una compagnia di piacere) den Mitgliedern einer lustigen Gesellschaft zur Pflicht macht, zu lästern und zu klatschen, sich umschichtig zu beneiden und zu verstellen, wenn er ihnen empfiehlt, in der Kirche dafür zu sorgen, dass sie auch gesehen werden, so hält ihn diese Einsicht in das Wesen der sogenannten Gesellschaft nicht ab, mit dabei zu sein. In den „Taubenschlag“ des Donato flattern alle Neuigkeiten der grossen und kleinen, der ganzen und halben Welt. Was dort in Umlauf gesetzt wird, ist an Witz den heute mit gewaltigem Geschrei feilgebotenen Tagesblättern der Arnostadt unendlich überlegen. Die scharfe Zunge, aber auch der Formensinn des Florentiners kommen da zur Geltung. Auch der Klatsch, auch die Zote wird zur Novelle.

Es giebt edlere Arten der Geselligkeit, und Machiavelli hat sie gekannt und geschätzt. Im übrigen hat der moderne Durchschnittsbesucher des Tingeltangels und französischer Sittendramen keine Ursache, es dem Italiener des cinquecento zum Vorwurf zu machen, dass er witzig und regsam genug war, sein eigener Zeitungsredakteur und Theaterdirektor zu sein. Die Frage bleibt nur, ob solche Stegreifkomödien eine Wiederholung vertragen. In einem Phonograph aufgefangen würden sie wenigstens dem rasch verwehten und nur darum erträglichen Worte keine Gewalt anthun. Der Versuch, sie brieflich festzuhalten, wird immer missglücken.

*) Colombaja „ha tutte le comodità di chiesa, di beccajo, di strada, di posta, che può havere una villa propinqua a Firenze“. Machiavelli an Guicciardini, 3. Aug. 1525.

Shakespeare ist für die Bordellwitze Dortchen Lakenreissers und des Kupplers Pompejus nicht verantwortlich. Der Briefschreiber setzt nach unsrem Empfinden seine eigene Persönlichkeit ein. Selbst dem Talente eines Machiavelli gelingt es nur hie und da, uns in die höhere literarische Sphäre zu versetzen. In der Regel bleibt auch er auf halbem Wege stehen und erweckt so in dem modernen Leser ein begreifliches Gefühl des Ekels. Seine Geschichtchen würden auch heute noch lachende Hörer finden, während der Leser sich mit unbehaglicher Verwunderung fragt, wie nur ein Mann von dem geistigen Range Niccolòs es über sich gewann, gewagte Scherze umständlich zu Papier zu bringen in einer Form, die weder improvisiert noch literarisch genannt werden kann.

So aber sind nun einmal diese Renaissancemenschen, dass sie auch das noch für natürlich halten, was uns geschmacklos dünkt. Warum auch der Feder verwehren, was man der Zunge hingehen lässt. Der Geschichtenerzähler folgt nur der einen Tendenz, Effekt zu machen. Auch als Briefschreiber hofft er auf den Beifall wohlgewogener Hände. Selbst ein strengeres Publikum als die lachlustigen Landsleute Boccaccios wird die Vielseitigkeit seines Repertoires anerkennen müssen. Ist das derselbe Mann, der eben noch den ernsten politico agierte und im nächsten Augenblicke mit der Narrenpritsche die derben, etwas subalternen Kanzleispässe eines Buonaccorsi beantwortet? Ist es möglich, dass der muntere Vogelsteller sich so schnell in den Freund der Musen verwandle? Kann auch das Publikum so rasch die Leimruten und den Holzhandel vergessen, wenn es den Jäger und Geschäftsmann am Rande eines Pinienwaldes neben dem murmelnden Quell weltentrückt in seinen Dante oder Ovid vertieft findet? Fürwahr, hätten wir es nicht mit eigenen Augen gesehen, wie er den schmutzigen Bauernkittel mit dem purpurverbrämten Gewande vertauschte, so würden wir in dem römischen Staatsmanne, in dem Freunde des Scipio und Cato gewiss

nicht den groben Gesellen wiedererkennen, der soeben noch in der Fuhrmannskneipe von San Andrea mit Gevatter Müller und Holzfäller beim Criccaspiele um die Wette geschimpft und geschrieen hat, dass man es eine halbe Stunde weit bis San Casciano hörte.

Das Aufgehen in einer Rolle verlangt kein Opfer der Persönlichkeit, wenn es auch Rollen giebt, in denen sich das Nachempfinden und das eigene Empfinden des Charakterdarstellers decken. Auch Machiavelli ist in diesem Falle. Als Virtuos kennt und missbraucht er den niemals versagenden Galleriewitz. Aber auch bei ihm bricht zuweilen das Naturell durch die Rolle hindurch. Indem wir noch immer ein Schauspiel zu sehen glauben, sind wir zu Zeugen eines Ausschnittes aus dem Leben geworden. Auch der Darsteller denkt nur an den Rollenwechsel. Des Ueberganges von der Nachahmung der Natur zur Natur selbst, vom Spiele zur Wahrheit ist er sich kaum bewusst. In einem Schreiben an Vettori spricht Machiavelli die Vermutung aus, dass der Leser ihrer Briefe sich über die Verschiedenheit, die er darin wahrnähme, höchlich verwundern werde. „Bald würden wir ihm als ernste, für alles Grosse begeisterte, ehrbare und hochsinnig denkende Männer erscheinen, bald, wenn er weiterliest, als leichtsinnige, unbeständige und zuchtlose Müssiggänger. Mögen andere das tadelnswert finden — meint er —, mir scheint es lobenswert. Denn wir nehmen uns die Veränderlichkeit der Natur zum Muster, und wer die Natur nachahmt, verdient keinen Tadel".

Auch in Zeiten wie jenen ist es ein seltner Fall, dass ein Lebensvirtuos, wie Machiavelli, einen nur einigermaassen ebenbürtigen Partner findet. Briefe, wie sie zwischen ihm und Francesco Vettori gewechselt worden sind, schreibt man nicht, wenn auf der einen Seite nur das Verlangen, bei den Medici empfohlen zu werden, auf der andern Seite nur der Wunsch, sich zu unterhalten,

regiert*). Das Verhältnis Machiavellis zu Soderini wird durch das Vertrauen des Herrn und die Treue des Dieners, sein Verhältnis zu Francesco Guicciardini durch die gegenseitige Achtung vor dem Verstande des andern charakterisiert. Mit Vettori verbinden ihn nicht stärkere, aber zahlreichere Fäden. Auf der Schwelle seines Landhauses in San Andrea mag er an einem Augusttage des Jahres 1513 in einem Briefe aus Rom das schöne Bekenntnis des Freundes gelesen haben: „Ich liebe Florenz, seine Einwohnerschaft, seine Gesetze und Sitten, seine Mauern, Häuser und Strassen, seine Kirchen und seine Umgebung. Schon der Gedanke, dass es Drangsal leiden oder gar zerstört werden könne, peinigt mich". Nur wenige Schritte weiter sieht noch heute der Wanderer auf der römischen Strasse über den sanften Wellenlinien der nächsten Hügelreihen mit frohem Staunen Brunelleschis Domkuppel und den trotzigen Wehrturm des Signorenpalastes plötzlich emporwachsen. Wie oft hat wohl Machiavelli mit den Empfindungen Vettoris dort hinab geschaut, wie oft die Jagd am Vogelherd, die Lektüre am Quell, selbst das Studium bei trüber Oellampe darüber vergessen, wie oft seine Gedanken in eilendem Fluge nach der durch den Höhenzug noch verdeckten Stadt am Arno durch die enge, schmutzige Strasse, in der sein Wohnhaus steht, über die alte Brücke nach dem Rathause schweifen lassen. Das Wort des Freundes ist ihm ein Händedruck aus der Ferne. Ueber alle Gegensätze hinweg verbindet sie die unerwiderte Liebe zur Heimat, die Lebensmitgift aller Florentiner Patrioten seit den Tagen Dantes.

Denn auch Vettori ist damals seiner Vaterstadt nicht das, was er ihr sein möchte. Ueber seinem Thun und Lassen liegt die ewige Enttäuschung des Edelmannes, der besser in Venedig geboren wäre. Was hilft es ihm auch,

*) Villari hat (2, 566 doc. XXI und 3, 430 doc. XIV) ihre Korrespondenz durch Mitteilung einiger für das Verständnis ganz unentbehrlicher Briefe Vettoris ergänzt. Alvisi giebt davon wie öfter aus falsch angebrachter Bedenklichkeit nur verstümmelte Texte.

dass sein Bruder Paolo die Medici zurückgeführt, er selbst den Gonfaloniere zur Stadt hinausgeschafft hat. Vergebens sagt er sich selbst, dass alle Republiken und Monarchien nach der Tyrannis schmecken, dass alles auf den Herrscher, nicht auf den Namen der Herrschaft ankomme*). Sein Verbleiben auf dem Botschafterposten in Rom muss dem geistreichen Manne wie ein Hohn auf seine Verdienste um den Träger der dreifachen Krone erscheinen. Unter Julius II. hatte der Gesandte der Arnostadt etwas bedeutet. Bei dem Herrn von Florenz führt er das Leben eines privilegierten Müssiggängers. Im Vatikan, wo er sich nicht allzu oft blicken lässt, ist er froh, wenn er von seiner Heiligkeit 20, vom Kardinal Medici 10, von Giuliano 6 Worte erhascht. Auch eine Mittagseinladung zu Kardinal Giulio bietet ihm kaum den Stoff zu seinen zwecklosen Berichten an die Scheinregierung am Arno. Ein Priesterhasser wie Machiavelli kann er die reichliche Musse, die ihm bleibt, dazu benutzen, die „Ekelhaftigkeit dieser Pfaffen"**) an der Quelle zu studieren. Wenn er sich dann des Abends in die Leidensgeschichte der unseligen Herrscherin der Welt in der römischen Kaiserzeit versenkt, nimmt es ihn nicht mehr Wunder, dass dieses Rom zwei Päpste wie Alexander VI. und Julius II. ertragen hat. Der Einsiedler von San Andrea hat in der That keinen Grund, ihn wegen seiner Dienerschaft, seines Silbergeschirres und seines Marstalls zu beneiden. Der entlassene Kanzler der Zehn kann sich nicht unbefriedigter fühlen als sein von Heimweh verzehrter römischer Freund. Die Sehnsucht nach gemeinnütziger Thätigkeit frisst beiden am Leben.

*) In seinem „summario della istoria seguita in quindici anni", einer durch Klarheit und scharfsinnige Beobachtungen ausgezeichneten kurzen Zeitgeschichte der Jahre 1512—27. Archivio storico italiano. Appendice 6, 293 fg. Vgl. auch Ranke, Päpste S. W. 39 Analecten 16. Vettoris Biographie des jüngeren Lorenzo de Medici ist meines Wissens noch nicht gedruckt.

**) „sazievolezze di questi preti". Vettori an Machiavelli. 5. Aug 1513.

Machiavelli hat es selbst anerkannt, dass er Francescos Bruder Paolo sein Leben verdankte. Ohne die Fürsprache dieses Mannes wäre er schwerlich so rasch wieder auf freien Fuss gesetzt worden. Im übrigen wissen wir aus Kardinal Giulios eignem Munde, dass die Empfehlung der Vettori ihrem Schützling eher geschadet als genützt hat*). Francesco sagt die lautere Wahrheit, wenn er einmal behauptet, er könne sich selbst nicht helfen, wie viel weniger dem Freunde. Für Machiavellis Absicht, den „Principe“ Giuliano de Medici zu widmen, hat er in der Folge kein Wort der Ermunterung. Nur um seinen guten Willen zu zeigen, entschliesst er sich zu einem aussichtslosen Schritt. Leo X. hat die Gnade, aus Vettoris Händen ein Gutachten Machiavellis über die Richtlinien der päpstlichen Politik entgegenzunehmen. So objektiv es gehalten ist, lässt es doch die von dem Thesensteller geteilte Feindschaft des Verfassers gegen die römische Priesterherrschaft durchblicken. Wenn der Papst unterliegen sollte, kommt für ihn nach Machiavellis Ansicht kein anderer Zufluchtsort als Avignon in Betracht. In der Schweiz könnte er verhungern, in Deutschland würde er ausgelacht**) und in Spanien ausgeplündert werden. In der Verstellung — das sieht man — sind diese immer sachlich denkenden beiden Bittsteller wahre Kinder, die in römischer Hofluft noch etwas lernen könnten. Das Gutachten wandert von Hand zu Hand. Der Papst, Kardinal Giulio und Machiavellis Komödien dichtender Rivale Kardinal Bibbiena lesen es. Man lobt den Scharfsinn des Verfassers und schreibt nach Florenz an Giuliano jene schon erwähnte Warnung.

---

* „Questa,[das Gerücht, Giuliano habe Machiavelli in seine Dienste genommen] debbe essere inventione di Paolo Vettori“. Ardinghelli an Giuliano 14. Februar 1515. Archivio stor. ital. 19 (1874), 231.

**) 20. Dez. 1514. Alvisi 377. Die Stelle beweist auch, dass ihm die religiöse Gärung in Deutschland nicht entgangen war. Im „rapporto“ hatte er nach der ganzen Anlage dieser Relation keine Veranlassung, davon zu reden. Vgl. oben Seite 90.

Obwohl Vettori grundsätzlich alle Illusionen seines Freundes zerstört, wird Machiavelli nicht an ihm irre. Das stärkste Band zwischen beiden bildet doch die Aufrichtigkeit. Ein innerer Drang zwingt sie, zu sagen, was sie denken und für wahr halten, aber sie ertragen es auch, wenn ein Anderer diesem Drange folgt. Voll Sehnsucht gedenkt Vettori in Rom ihrer Spaziergänge auf der via dei Bardi. Auch später, nach seiner Rückkehr nach Florenz*), mögen sie noch oft diese Strasse nach dem Kastell zu gegangen sein. Der Briefwechsel ist nur eine Fortsetzung ihres Geplauders. Es mag nicht oft vorkommen, dass sich Politiker ohne Amt und Einfluss so lange Briefe politischen Inhaltes schreiben. Aber ihr Gespräch nimmt nicht immer diese Wendung. Was ihnen gerade durch den Kopf fährt, kommt zur Sprache. Der Vorhang rollt in die Höhe. Bald ist Rom, bald Florenz der Schauplatz. Die Darsteller sind überall und nirgends. Am Kamin des Speisezimmers im Palazzo des Botschafters schlägt Machiavelli seinen Polichinellenkasten auf. Zur Aufführung gelangt der allerneueste Florentiner Stadtklatsch, aber die Puppen, Bubenjäger und Mädchenfänger, zeigen die wohlbekannten Züge der Gesellschafter Vettoris, Filippo Casavecchia und Brancaccio. Die Thüren springen auf, und es erscheint Vettoris Haus-Nachbarin mit ihrem Bruder, ihrer bildschönen Tochter und ihrem Knaben, Anstandsmutter und Anstandsonkel; das Finale des ersten Aktes kann beginnen.

Doch die laute und lärmende Exposition entscheidet noch nichts. Versparen wir unser Urteil, bis der Dichter

*) Am 15. Mai 1515. Nach einer eigenhändigen Aufzeichnung seiner Aemterfolge (Arch. stor. Appendice 6, 281) ist Vettori nur noch einmal, vom Okt. 1515 bis in den August 1518 als Gesandter am französischen Hofe längere Zeit von Florenz abwesend gewesen. Es hat daher nichts Befremdliches, dass ihre Briefe seltener werden, und wir haben keine Ursache, an eine Verstimmung Machiavellis gegen Vettori zu denken.

auch Proben seiner lyrischen Begabung abgelegt hat. In beweglichem Monologe gesteht Francesco, wie gefährlich ihm die kleine Nachbarin geworden ist. Vergessen ist, dass der einundvierzigjährige Liebhaber verheiratete Töchter hat. Ein Blick auf das süsse Geschöpf wirft alle Vernunftgründe über den Haufen. Und schon lässt sich auch sein Freund und Partner vernehmen. Mache es wie ich — ruft Niccolò ihm zu — und folge dem Liebesgott, wohin er dich führt, durch Thäler und Wälder, über Felsen und Fluren. In einem Blumenhaine hat er seine von Frau Venus gewirkten Goldnetze ausgespannt. Darin fieng er mich, und ich hätte nicht den Mut gehabt, sie zu zerreissen. Auch könnte ich es jetzt nicht mehr. Denn die zarten Fäden sind stark geworden und halten mich mit unauflöslichen Knoten umschlungen. Den Fünfzig nahe achte ich nicht meiner Jahre. Die rauhen Pfade ermüden mich nicht. Das Dunkel der Nacht erschreckt mich nicht. Ich empfinde nur die Süssigkeit der Plagen. Das Gedächtnis meiner Leiden ist mir geschwunden. Mich freut nicht mehr das Studium der alten Geschichte, noch das Gespräch über die Gegenwart. Alles ist mir zu süsser Zwiesprache geworden, wofür ich Venus und ganz Cypern danken will.

Wenige Wochen zuvor hatte derselbe Machiavelli an Vettori geschrieben: „Lang kann ich es in meiner gegenwärtigen Lage nicht aushalten; denn ich reibe mich auf. Wenn sich Gott mir nicht gnädiger erzeigt, werde ich mich wohl eines Tages gezwungen sehen, mein Haus zu verlassen, Kanzleischreiber eines Feldobersten zu werden oder in irgend einem öden Nest vergraben die Kinder im Lesen zu unterrichten“. Der Ernährer ist ein Verzehrer geworden. Es ist in der That so, wie er sagt. Seine Familie würde in pekuniärer Hinsicht besser daran sein, wenn er für sie tot wäre. Ein Leid, wie das seinige, vergisst sich nicht so leicht. Die Sorge um das tägliche Brot zernagt wohl stärkere Bande als jene Liebesnetze. Das Schäferspiel ist Dichtung, der Liebhaber nichts als eine neue Rolle. Die

gemeine Wirklichkeit hat ein ganz anderes Gesicht. Aber stärker als dieser Gegensatz rührt uns die innere Wahrheit der Dichtung. Wie irrten wir doch, wenn wir Machiavelli nach seinen leichtfertigen Reden für einen Gefolgsmann der Venus vulgivaga hielten. Wie alles Treiben dieser Welt kann sie ihn wohl auf Augenblicke belustigen. Die Liebesäpfel aber schmecken ihm nur aus goldener Schale. Nicht bei der in die Unterwelt verbannten Frau Venus und ihrem sündlichen Hofstaat, sondern bei der schaumgeborenen, hehren Göttin weilen in Wahrheit seine Gedanken. Was er so unübertrefflich schön in seiner klassischen Prosa beschrieben hat, erinnert an das Dichterwort eines andern „Mannes von fünfzig Jahren“ in dem Sonett „Epoche“:

„Ich fieng nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben,
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin an's Herz getrieben“.

Man glaubt, wie auf der Venus genitrix des Neuflorentiners Arnold Böcklin unter den leisen Klängen des von der Göttin berührten Triangels die junge Saat emporspriessen zu sehen, während Amor am Brunnentrog seine Pfeile wetzt, und darüber ausgespannt den lachenden blauen Himmel Toskanas.

Wo solche Früchte reifen, muss die Sonne scheinen. Nicht jeden Tag zieht Galatheas Muschelwagen durch die purpurnen Gewässer. So liebenswürdig, formenschön und anmutig wie in jenem Briefe an Vettori hat sich Machiavelli nicht mehr gegeben. Es ist, als ob Botticelli und Rafael, der Maler des Florentiner Frühlingsbildes und der Schöpfer der Deckengemälde der Farnesina dabei Pathe gestanden hätten. Auch in Machiavellis Briefwechsel mit Guicciardini sucht man vergeblich nach Aehnlichem. Der Geschichtschreiber Italiens ist ihm fraglos mehr gewesen, als Vettori. Schon an der ganzen Haltung Niccolòs erkennt man den Einfluss dieses jüngeren Freundes. Aber auch Guicciardini hat jene Saite nicht mehr zum Klingen gebracht. Selbst

die Lustigkeit Machiavellis wird immer krampfhafter. Die Hiobspost, dass die Verschwörung des Pescara gegen den Kaiser nur eine Falle war, dass das Haupt der Verschwörer Morone gefangen ist, begleitet er dann wohl mit dem gellenden Ausruf: lasst uns einen lustigen Karneval feiern. Man glaubt es ihm nicht, dass er an die Barbera mehr denke, als an den Kaiser. Die Dämme sind zerrissen. Immer näher wälzt sich die gurgelnde Flut. Der Blumenhain ist längst von den Wogen verschlungen. Er selbst treibt hülflos dahin.

Nicht ganz so blind, wie seine Landsleute, hat Machiavelli doch nicht ahnen können, wo der Dammbruch schliesslich erfolgte. In der Zeit seines Briefwechsels mit Vettori war er von seinen militärischen Ideen so erfüllt, dass vor allem die militärische eidgenössische Republik, offensiv und eroberungslustig wie sie vor und nach den Burgunderkriegen gewesen ist, seine Besorgnis erregte. Die Gewalt dieses deutschen Stromes schien ihm eines starken Dammes zu bedürfen. Hätten sich die Eidgenossen erst einmal eingewurzelt und die Süssigkeit des Herrschens geschmeckt, so sei es mit Italien vorbei. „Die Schweizer — meinte er — sind roh, siegreich und übermütig, wir Italiener arm, ehrgeizig und feig“. Der schlaue Papst, der wetterwendische Kaiser, der ängstliche Trotzkopf auf dem französischen Königsthrone, der grosse Knauser Ferdinand der Katholische und Englands üppiger Monarch König Heinrich VIII. sind seine einzige Hoffnung. Nur der Unfriede kann in dem europäischen Konzert Italien erhalten. Erst in der Folge, erst in dem Jahrzehnt zwischen den Schlachten von Marignano und Pavia, geht die Drachensaat von 1494 völlig auf. Ganz andere Mächte beschreiten jetzt die Welt, Franz I. von Frankreich, der glänzende Sieger von Marignano und sein zäher Gegner Karl V., das junge edle Blut von Habsburg, der Enkel Ferdinand des Katholischen und Kaiser Maximilians, der seine Residenzen in Saragossa, Madrid und Valladolid, in Brüssel und Wien, in Neapel und bald auch in Mailand

hat, dem ein neuentdeckter Erdteil seine Schätze spendet, während im Osten mit jedem Tage die Türkengefahr wächst, im Norden die Ketzerei ihr Haupt erhebt und als politische Macht dem katholischen Könige Spaniens, dem Träger der Kaiserkrone, zu trotzen wagt. Neben den grossen Mächten, unter den Völker- und Geistesschlachten, welche die europäische Welt im innersten Grunde umwühlen und ihre Gestalt verändern, verschwindet der Italiener mit seinen lokalen Interessen und seinen deklamatorischen nationalen Wünschen. Ohne das volle Gefühl seiner Lage zu haben, sieht Machiavelli in einer grösser gewordenen Welt sein Volk in die Enge getrieben, auf wankendem Boden mit dem Verluste von Luft und Licht, mit Untergang und Vernichtung bedroht.

Auch die Jahre 1513—15 sind für Italien keine halkyonischen Zeiten gewesen. Wenn der Geburtstag jenes Briefes an Vettori — der dritte August 1514 — zu den glücklichsten Augenblicken Machiavellis zu zählen ist, so hat er das gewiss nicht der ihn umgebenden Welt zu verdanken gehabt. Zum erstenmale hat er sich selbst belauscht, zum erstenmale die beglückende Entdeckung gemacht, dass ihm im Gespräche mit sich selbst die Seele weiter wird. Der Haft entlassen, zieht er in der Abgeschiedenheit von San Andrea an der sicheren Hand der Alten die Summe seiner Erfahrungen. Die Speise, für die er geboren ward, ist die Arbeit an seinen Gedanken und Erinnerungen, an den „Discorsi“ und dem „Principe“. Vier Stunden mit der Feder in der Hand fühlt er keine Langeweile, vergisst sein Leid, fürchtet nicht die Armut und die Schrecken des Todes. Der nüchterne Schwärmer wird kein andrer. Die Arbeit verwandelt ihn nicht, aber sie erhebt ihn über sich selbst. Mit dem Verschimmeln bei lebendigem Leibe hat es keine Not. Durch alle Geständnisse einer nicht irrtumfreien und schuldlosen Seele leuchtet ihr unsterblicher Teil hindurch.

Der Rechnungsablage im Signorenpalast folgt eine

noch strengere Prüfung, die Rechenschaft vor sich selbst. Obwohl er in seiner untergeordneten Stellung nur auf Kosten anderer Erfahrungen sammeln konnte, überzeugt er sich, dass er die fünfzehn Jahre im Staatsdienst weder verschlafen noch vertrödelt hat. Das Gefühl, ein Künstler in seinem Fache zu sein, kann ihm nicht mehr geraubt werden. Auch ohne Auftrag weiss er, was er ist. Das Schicksal, nicht er, hat sich zu schämen, wenn es nicht anders wird. Während viele steifnackige Republikaner unter seinen Mitbürgern vor dem Medici auf dem Stuhle Petri ihren ganzen Bürgerstolz darangeben, während die Kaufmannschaft von Florenz aus dem Papate Leos X. Vorteil über Vorteil zu ziehen sucht*), bewahrt Machiavelli die Haltung des Denkers, der sich nicht wegwirft. Mit dem Nachweise seiner Befähigung will er vor diese Medici treten, um zu sehen, ob sie ihm keine Steine zu wälzen geben. Wenn es sein muss, wäre er, wie bald darauf Guicciardini, auch bereit, in die Dienste der Curie zu treten. Vorerst aber denkt er an den Bruder des Papstes Giuliano, den mutmaasslichen Gründer eines neuen Staates. Wenn irgend Jemand, müssten doch diesen seine Gedanken über das Entstehen und Vergehen der Staaten interessieren. Es ist allgemeiner Brauch**), Männern, die sich durch Adel, Reichtümer, Geist und Freigebigkeit auszeichnen, Bücher zu widmen. Kein Mensch kann es ihm verdenken, dass er sein Werkchen „de principatibus“ Giuliano zugedacht hat. Er begehrt ja keinen andern Lohn, als dass man ihm zu thun gebe. In den 44 Jahren seines Lebens hat er Niemand die Treue gebrochen. Warum sollte er sich ändern? Seine Armut zeugt von seiner Treue und Redlichkeit.

Was wüssten wir ohne Vettoris Schilderung seines römischen Müssigganges von der Entstehung der „Discorsi“

---

*) „perchè li Fiorentini sono dediti alla mercatura ed al guadagno, tutti pensavano dovere trarre profitto di questo pontificato“. Vettori im „sumario“ a. a. O. 300. Vgl. auch Nardi, Historie di Fiorenza (1582) 161. Pitti u. a.

**) Machiavellis proemio zur arte della guerra.

und des „Principe“. Keines beider Bücher ist bei Lebzeiten des Autors gedruckt worden. Die „Discorsi“ sind 1531, der „Principe“ ein Jahr später erschienen. Machiavelli hat selbst nur ein einziges Mal, am 10. Dezember 1513, in dem schönsten seiner Briefe gelegentlich der Beschreibung seines Lebens auf dem Lande von seiner Arbeit gesprochen. Der „Principe“ bedurfte damals noch der Erweiterung und der Feile. In einigen Wochen hoffte er damit fertig zu werden. Schon im Januar des folgenden Jahres konnte er an Vettori einige Kapitel schicken. Auch die Widmung, die jetzt Lorenzos Namen trägt, muss schon damals entstanden sein. In dem Briefe vom 10. Dezember wird ihr Grundgedanke paraphrasiert. Bei Giuliano würde Machiavelli sich besser in der üblichen Weise durch Darbringung von Pferden, Waffen, Goldstoff, kostbaren Steinen und Schmucksachen als durch die Ueberreichung eines politischen Traktates empfohlen haben. Selbst nach Vettoris wohlwollender Charakteristik hat dieser verschwenderischste aller Medici auch die Kunst nur von der Seite des Sportes angesehen. Der Alchymist, der berufsmässige Entdecker der im Erdinnern schlummernden Schätze stand bei ihm in derselben Gunst wie der Maler, der Bildhauer und der Architekt. Alles in allem eine passive Natur, unter den Renaissancefürsten immerhin dadurch bemerkenswert, dass kein Blut an seiner Hand klebte*).

Auch nach dem Signorenpalast führte damals der Weg über Rom. Nicht umsonst hatte Vettori den Freund zur Abfassung des erwähnten Gutachtens veranlasst. Auch er hat freilich nicht wissen können, dass der Papst seinem Neffen Lorenzo geraten hatte, Empfehlungen nur dann zu berücksichtigen, wenn der zu einem Amte Empfohlene sich weder durch Beherztheit noch durch Klugheit auszeichne. Als Giuliano sich im Januar 1515 wieder einmal in Florenz

*) Vettori a. a. O. 319. Nardi 164 nennt ihn „investigatore delle cose future“.

sehen lässt, steht alles noch auf dem nämlichen Fleck wie im Dezember 1513. Giuliano hat nicht halb soviel Sehnsucht nach einem Fürstentume als Machiavelli nach einem Amte. Das Gerücht macht den Bruder Leos X. zum Herrn von Parma, Piacenza, Modena und Reggio. Vettoris Bruder Paolo lässt im Gespräche mit Machiavelli fallen, dass Giuliano ihn zu einem Verwaltungsposten ausersehen habe. Alles erinnert an die Gedanken des „Principe". Das Problem, aus verschiedenen Territorien einen neuen Staat zusammenzuschmelzen, kann nicht anders gelöst werden als auf dem Wege der straffsten Centralisation. Ist Giuliano zu bequem, kann er sich von Rom nicht trennen, so möge er wenigstens nach dem Muster Cesare Borgias einen Regierungspräsidenten mit ausgedehntester Vollmacht ernennen. Schon sieht Machiavelli im Geiste Paolo Vettori als Statthalter des neuen Staates, sich selbst in einer Vertrauensstellung, wie sie der Kanzler der Zehn zuletzt unter Soderini besessen hatte, als Giuliano an unheilbarem Siechtume erkrankt. Der 17. März 1516, der Erlösungstag des schwindsüchtigen*) Fürsten, macht die Dynastie Medici und Machiavelli um eine auf beiden Seiten nur schwach begründete Hoffnung ärmer.

Wenn sich auch gegen Giuliano Klagen erhoben haben**), sind sie doch bald verstummt. Als ihn die Florentiner näher kennen lernten, war er bereits ein Todeskandidat. Ein Sonett, worin er mit dem Selbstmordgedanken spielt, ist wohl damals entstanden. Man sah es ihm an, dass er am Arno nichts anderes suchte als die milden Lüfte von Florenz oder etwa einen Blick von der Terrasse der Fiesolaner Badia auf die in ein sanftes Abendrot getauchte

*) mori di etica. Pitti, Storia Fiorentina im Archivio stor. Ital. 1, 116. Bei keinem der florentinischen Historiker finde ich die Notiz, dass er an der französischen Krankheit gestorben sei.

**) Bericht des Venezianers Giorgi vom 16. Januar 1516 bei Sanuto, Diarii 21, 462: „fiorentini è mal contenti dil governo di Medici, perchè il Magnifico fa molte cose che non piacino a essi fiorentini".

Stadt. Zu der Sympathie des Mitleides gesellte sich die Achtung, als es ruchbar wurde, dass sich Giuliano in dankbarer Erinnerung an genossene Gastfreundschaft noch auf dem letzten Krankenlager der Vertreibung des Herzogs von Urbino widersetzt hatte. Einen würdigen Mann nennt ihn der Venezianer Giorgi. In Florenz ist ihm der Beiname aus der Kinderzeit geblieben. Kein Mensch hätte Argwohn geschöpft, wenn der „Principe“ mit einer Widmung an Giuliano den Guten erschienen wäre. Wir wissen nicht, wann der „Principe“ vollendet, wann Lorenzos Name an die Stelle Giulianos gesetzt wurde. Lediglich aus dem Fehlen des Herzogtitels von Urbino in der Widmung können wir schliessen, dass vor August 1516 Buch und Widmung fertig waren*). Auch bleibt es eine offene Frage, ob Machiavelli die Gelegenheit zur Ueberreichung des „Principe“ gefunden hat. Nur soviel ist gewiss, dass wohl niemals ein Autor seinem Buche grösseren Schaden zugefügt hat als der Denker von San Andrea durch die Eingangsworte des „Principe“: Niccolò Machiavelli al magnifico Lorenzo di Piero di Medici.

Ein undatiertes Brieffragment Machiavellis beschäftigt sich mit der Person des letzten ehelichen Nachkommen Cosimos von Medici. Wahrscheinlich auf Anstiften Vettoris geschrieben, um dem Papste vorgelegt zu werden, kann es das kluge bürgerfreundliche Benehmen des Jünglings nicht genug loben. Obwohl die Rolle des Schmeichlers Machiavelli gar nicht zu Gesichte steht, sagt er auch hier nur die lautere Wahrheit. Auch andere**) hat Lorenzo in seinen Anfängen an seinen Grossvater erinnert, bis man sich darauf besann, dass er der Sohn Pieros sei. Den Florentinern ist eine Heerschau aus dem August 1515

*) Baumgarten. Gesch. Karls V. 1, 526. Anm.

**) Pitti a. a. O. 111. Meine Charakteristik Lorenzos beruht auf kritischer Kombination von Vettori, Pitti, Guicciardini (storia d'Italia), Nardi, Nerli (commentari de' fatti civili di Firenze) und Giorgi bei Albèri, Relazioni II, 3, 51.

immer in lebhafter Erinnerung geblieben. Als Generalkapitän ihrer Stadt hatte Lorenzo ein reich gezäumtes Streitross, ein Banner und einen Helm mit dem Lilienwappen erhalten. So glänzend das Schauspiel war, gelüstete es niemand nach einer Wiederholung. Der Argwohn gegen den Medici verwandelte sich in die Furcht vor dem Herren der toskanischen Waffenmacht. Seit seiner Festsetzung in Urbino (1516), mehr noch seit seiner Vermählung mit einer französischen Prinzessin (1518) schien er ein anderer geworden. Seine Unselbständigkeit in Krieg und Frieden, seine Abhängigkeit von seinen Kriegshauptleuten, seiner Mutter Alfonsina und ehrgeizigen Freunden, wie Francesco Vettori, trug da, wo sie überhaupt bemerkt wurde, nicht dazu bei, ihn zu entschuldigen oder beliebter zu machen. Er schien selbst dem Venezianer Giorgi auf dem besten Wege, ein zweiter Cesare Borgia zu werden. Die Florentiner wagten es nicht, den Gehorsam zu verweigern. Nur ihr Hass war noch grösser als ihre Furcht. Aus ihren Geschichtschreibern Nerli, Nardi und Pitti ersieht man, wie stark er gewesen sein muss. Als sie über jene Zeiten schrieben, trug Lorenzos einziges Kind, Katharina von Medici, die Heldin der Bartholomäusnacht, bereits die Krone Frankreichs. Selbst der frühzeitige Tod Lorenzos im Mai 1519 hatte sie gegen den ersten Tyrannen der Arnostadt, den Vorläufer des ersten Grossherzogs von Toskana, nicht versöhnlicher gestimmt.

Böswilligkeit und Neid sind noch immer und überall, am heftigsten in den engeren Kreisen des Lebens, in Familie, Korporation oder Kommune, die Feinde des Ausserordentlichen gewesen. Den David haben die zünftigen Neider Michelangelos auf dem Transport zu seinem Standort vor dem Palazzo vecchio nächtlings mit Steinen beworfen. Dem „Principe“ hat schon bald nach seiner Vollendung ein aufrichtiger Bewunderer, Machiavellis alter Kanzleikollege Buonaccorsi, ein ähnliches Schicksal geweis-

sagt. In einem Begleitschreiben zu einer eigenhändigen Abschrift des Buches fordert er einen Freund auf, es gegen alle bissigen Kritiker zu verteidigen. Der Brief ist undatiert, doch hat ihn Buonaccorsi schwerlich nach der Standeserhöhung Lorenzos geschrieben. Wenn Böswilligkeit und Neid nicht ausblieben, so erhielten sie doch eine Richtung, die kein Prophet hätte voraussehen können. Der Fürst war tot, der „Principe" lebte. Noch im Jahre 1515 wäre kein Mensch auf den Gedanken gekommen, der in der Folge die Gemüter der Florentiner beherrscht hat. Übelwollenden und Übelberatenen, dem Schwesternpaare Bosheit und Leichtgläubigkeit, erschien das handschriftlich verbreitete Büchlein Machiavellis als eine Anweisung an Lorenzo, die medicäische Herrschaft über Florenz in die vollendete Tyrannis zu verwandeln. Der vaterländischen Verleumdung gegen den vermeintlichen Volksfeind war Thür und Thor geöffnet. Seine lose Zunge, selbst seine geselligen Talente lieferten den Stoff, bis zu dem albernen Gerede über die Gefrässigkeit dieses nüchternen Geistes*). Schon in seinen letzten Lebensjahren ziehen sich die Nebel um seine Person und seinen Charakter immer dichter zusammen. Die Genesis der Machiavellimythen ist in seiner eigenen Vaterstadt zu suchen. Die Geschichte der Legende setzt unmittelbar nach der Vollendung des „Principe" ein.

Vor allem fiel dabei ins Gewicht, dass jetzt endlich die Medici den entlassenen Kanzler der Zehn zu bemerken geruhten. Der Schwager Lorenzos von Medici, Filippo Strozzi, spricht in einem Briefe vom 17. März 1519 seinem Bruder Lorenzo Strozzi seine Freude darüber aus, dass dieser Machiavelli in das Haus Medici eingeführt habe.

*) Busini an Varchi 23. Januar 1549: „fu disonestissimo nella sua vecchiaja, ma oltre all'altre cose goloso". Lettere di Busini 76. Wie das Gerücht überhaupt aufkommen konnte, wird dem Leser des Briefes an Guicciardini vom 18. Mai 1521 ohne weiteres klar werden, wenn er auf Machiavellis humoristische Schilderung seines guten Appetites an der Abtstafel stösst.

Nach florentinischer Zeitrechnung gehört der Brief in das Jahr 1520. Auch der Zusammenhang weist ihn dahin. Lorenzo von Medici sah sich nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Rom bis zu seinem Tode an ein langes Krankenlager gefesselt. Im April 1519, wenige Wochen vor ihm, starb seine Gemahlin an den Folgen ihrer Entbindung. Das Haus der Medici in der Via larga war monatelang nicht in der Lage, Gäste zu empfangen. Als sich seine Pforten wieder öffneten, hielt an Lorenzos Stelle Kardinal Giulio Hof. Nicht der Fürst, sondern ein Priester im Purpur sollte sich des Priesterhassers erinnern. Nach wie vor ist Giulio der einzige Medici gewesen, der von Machiavelli nachweisbar Notiz genommen hat.

Auch unter dem Stadtregimente Lorenzos von Medici kann es Machiavelli an Empfehlungen nicht gefehlt haben. Die sieben Bücher über die Kriegskunst sind mit einer Widmung an jenen Lorenzo Strozzi 1521 im Drucke erschienen. An den Discorsi hat er zwar noch 1521 gefeilt, doch muss er sie schon vor 1519, dem Todesjahre Cosimino Rucellais, diesem und dem Zanobi Buondelmonti überreicht haben. Francesco Vettoris Respekt vor der Urteilskraft seines Freundes hatte sich mit dem allmählichen Bekanntwerden der Studien von San Andrea weiteren Kreisen mitgeteilt. In dem Garten der Rucellai war Machiavelli ein gern gesehener, hochgeschätzter Gast geworden. „Malignità e invidia" blieben draussen vor dem Thore, wenn er unter dem Schatten mächtiger Bäume der um Cosimino versammelten Gesellschaft edler Florentiner Bruchstücke aus seinen Manuskripten vorlas. Es ist kaum glaublich, dass diese Vettori, Strozzi, Rucellai, Buondelmonti, Alamanni, sämtlich Anhänger der Medici, vor 1519 keinen Versuch gemacht haben sollten, das herrschende Geschlecht von Florenz, in erster Linie Lorenzo, für Machiavelli zu interessieren. Erreicht haben sie jedenfalls nichts. In der Widmung der „Discorsi" hat der Verfasser mit feiner Ironie auf den Unterschied zwischen fürstlich gesinnten Männern,

die freigebig sind, und Fürsten, die es sein könnten, hingewiesen. Auch 1519 würden die Empfehlungen Lorenzo Strozzis an sich nichts gefruchtet haben. Wenn Kardinal Giulio selbst das that, was er drei Jahre zuvor Giuliano widerraten hatte, muss ein anderes Motiv ausschlaggebend gewesen sein. Der Papst und sein Vicekanzler liessen sich mit Machiavelli nicht anders ein, als sie sich auch mit Martin Luther und Kaiser Karl V. eingelassen haben.

Man kann wohl sagen, dass erst der Tod seines Neffen Leo X. zum Papste gemacht hat. Die Hoffnung seines Hauses ruhte jetzt auf zwei Knaben, Ippolito und Alessandro, Bastarden Giulianos und Lorenzos. Territoriale Hauspolitik liess sich darauf nicht gründen. Ein neuer Staat brauchte einen Mann an seiner Spitze. Nur die Kirche konnte als Erbin des Herzogs von Urbino in Betracht kommen, wenn nicht alle Anstrengungen der letzten Jahre verloren gehen sollten. Solange den Medici wenigstens Florenz erhalten blieb, konnte sich noch alles zum besten wenden. Leo X. war viel zu klug, um die Todfeinde des verweltlichten, territorialen Papsttumes, den Wittenberger Mönch und den Weltkaiser, zu unterschätzen. Seit dem Tode Lorenzos aber war es doch, als ob er das Augenglas, das der Kurzsichtige auf dem von Rafael gemalten Porträt in der Hand hält, verlegt habe. Ein ganzes Jahr (1519) liess Giovanni der Kluge verstreichen, ohne die ersten Versuche, Luther zum Schweigen zu bringen, zu erneuern. Die Besorgnis vor der neapolitanischen Nachbarschaft Karls V. wurde nach dem unerwünschten Ausfalle der Kaiserwahl durch das Verlangen verdrängt, mit Unterstützung des Habsburgers auch Ferrara dem Kirchenstaat einzuverleiben. Der Herr der katholischen Christenheit wurde wieder ganz zum italienischen Kleinfürsten. In dem Kaiser sah er weniger den Bundesgenossen gegen Ketzer und Türken, als den Garanten der medicäischen Herrschaft über Florenz.

Von Giulio hat schon Francesco Vettori bemerkt, er habe nicht eher geruht, als bis aus dem grossen und ange-

sehenen Kardinal Medici der kleine, geringgeschätzte Papst Clemens VII. geworden sei. Auch Leo X. hat das Papsttum nicht ganz so, wie er wohl gemeint hatte, genossen. Das bekannte Epigramm auf seinen Pontifikat spendet ihm, ohne es zu wollen, ein unverdientes Lob, wenn es ihn wie einen Löwen regieren lässt. Noch ein, zwei Jahre und alle Welt würde erkannt haben, dass das Löwenfell eine Täuschung war. Auf die Dauer hätte sich die Fuchsnatur bei ihm ebensowenig verleugnet, als bei Clemens VII. Alle Wege dieser Medicäerpolitik führten zum sacco di Roma; ein Glück für ihn, dass er auf halbem Wege, am Vorabend des materiellen und politischen Bankerottes gestorben ist.

Verschiedene Aufgaben erheischen zu ihrer Lösung verschiedene Männer. Einer weltumspannenden massiven Politik ist weder der weichliche Leo X. noch der ängstliche Clemens VII. gewachsen gewesen. Um so mehr sollte sich die politische Meisterschaft der beiden Medici da bewähren, wo sie von alters her zu Hause war. Der kritische Augenblick beim Tode Lorenzos ging ohne Revolution vorüber. Mit raffinierter Geschicklichkeit verstand es Kardinal Giulio, die republikanischen Hoffnungen seiner Landsleute zu nähren. Wer für die florentinische Freiheit schwärmte, wurde durch jene Vorspiegelungen entweder beschwichtigt oder in den Augen der popularen Partei diskreditiert. 1516 suchten sich die Medici ihre Leute noch aus. Seit 1519 schienen sie jedermanns Freund. In den acht Jahren bis zu der grossen Katastrophe von 1527 ist in geräuschloser Arbeit die Verwandlung der verkappten Tyrannis in die erklärte Monarchie vorbereitet worden.

So wird denn auch Machiavelli aus seiner Verborgenheit endlich hervorgezogen. Papst und Kardinal wünschen zu erfahren, wie er sich unter den obwaltenden Umständen die Zukunft der Arnostadt denkt. Auch andere werden befragt, um der Gärung in der Bürgerschaft Ventile zu

schaffen. Kein einziger sagt ihnen, was sie eigentlich zu hören wünschen. Der sonderbarste Schwärmer aber ist der Verfasser des „Principe“ *). Als ob Jppolito und Alessandro Medici gar nicht auf der Welt wären, unterlässt er es, von der Monarchie, dem Principat, zu reden, weil das Werkzeug zu ihrer Einführung fehle. Für einen Staat wie Mailand mit grosser Ungleichheit der Stände, mit einem unbotmässigen Adel taugt die Monarchie. Für Florenz ist die Republik die einzige angemessene Regierungsform. Wer das verkennt, meint es nicht gut mit seiner Vaterstadt. Der Zwitterzustand der Vorherrschaft einer Familie ist auf die Dauer unhaltbar. So lange sie leben, mögen Papst und Kardinal den alten Einfluss auf die Besetzung der Magistraturen behalten, wenn sie sich nur erinnern, „dass das grösste, Gott wohlgefälligste Gute das ist, was man seinem Vaterlande erweist“. Gebt Florenz jetzt oder als Vermächtnis die Verfassung Savonarolas, Signorie und Gonfaloniere, vor allem den grossen Rat zurück, und ihr werdet sehen, „dass die vom Vaterlande freiwillig erwiesenen Ehren die höchsten sind, die Menschen erwerben können“.

Jakob Burckhardt hat diesen Verfassungsentwurf nicht unpassend einem künstlichen Uhrwerk verglichen, doch darf nicht übersehen werden, dass an der Künstlichkeit der Konstruktion nur die verzwickte Situation schuld war. Machiavelli erhitzte sich für eine Sache, die er selbst für aussichtslos halten musste. Auf die Richtung seiner Vorschläge, nicht auf die einzelnen Paragraphen seiner Konstitution kommt es an. Der ganze Mann in seiner alles Egoismus baren Wahrhaftigkeit hat sich darin ein unvergleichliches Denkmal errichtet. Filippo Strozzi hat ihn und Kardinal Giulio doch nur halb gekannt, als er meinte, Freund Niccolò sei, wenn er erst einmal das Vertrauen der

*) Discorso sopra il riformar lo Stato di Firenze, fatto ad istanza di papa Leone X. Ein zweites Gutachten aus dem Jahre 1522 in der Form eines Dekretes bei Amico, Vita di N. Machiavelli 550—55.

Medici gewinne, ganz die Persönlichkeit, emporzukommen. Der Kardinal kann nur politische Giftmischer brauchen und befördern. Der theoretische Menschenbeobachter und Menschenkenner mit dem durchdringenden Verstande und dem warmen Herzen stört seine Kreise. Das Emporkommen Machiavellis beschränkt sich darauf, dass er durch scheinbare Wohlthaten unschädlich gemacht wird. Was die Widmung des „Principe" begonnen hatte, vollendet der ihm 1520 auf Veranlassung seines neuen Gönners erteilte Auftrag, die Geschichte von Florenz zu schreiben. Der bezahlte Hofhistoriograph der Medici wird der Partei, der er innerlich am nächsten steht, immer mehr zu einem Gegenstande des Abscheus und der Verachtung.

Er selbst aber schätzt sich glücklich, dass er endlich Steine wälzen darf. Wenn er zunächst auch nur die Hälfte seiner ehemaligen Kanzlerbesoldung erhält, so ist er doch nicht mehr ausschliesslich auf die diskreten Almosen seiner vornehmen Freunde angewiesen. Kardinal Soderini bietet ihm eine glänzende Stellung an, und er hört es nicht. Der vertriebene Gonfaloniere zettelt mit Freund Buondelmonti und anderen eine Verschwörung an, und er bemerkt es nicht. Sein Sinn hat nie nach Abenteuern gestanden. Auch bei seiner neuesten Aufgabe lässt er es sich angelegen sein, vor allem der Wahrheit zu dienen. So treibt er es fünf Jahre, ohne viel von der Arbeit aufzuschauen. Schon ist er auf rüstiger Wanderschaft durch die Jahrhunderte beim Tode Lorenzo des Prächtigen (1492) angelangt, als er die Feder wegwirft. Die Schlacht bei Pavia ist geschlagen, Franz I. der Gefangene des Kaisers, Italien in Gefahr, gänzlich unterjocht zu werden. Die Gegenwart will ihr Recht. Stolz und bescheiden wie immer tritt Machiavelli vor seinen Auftraggeber. Die Ueberreichung der vollendeten acht Bücher seiner Geschichte ist ihm nur Vorwand. Zum erstenmale hört der ratlose Papst wenn auch nur halben Ohres auf seinen Rat. Mit einem päpstlichen Breve in der Tasche eilt er nach der Romagna, um den Gedanken des

Volkes in Waffen dort versuchsweise in Thaten umzusetzen. Der heftigste Gegner des Kirchenstaates muss sich von dem Präsidenten jener Provinz, seinem Freunde Francesco Guicciardini, belehren lassen, dass ein Papst das Experiment eines weltlichen Fürsten wie Cesare Borgia nicht wiederholen darf, wenn er die wilden, in zwei grosse Parteien gespaltenen Romagnolen nicht gegen sich selbst bewaffnen will. Der Beamte der Curie sagt ihm, was er selbst hätte wissen sollen. Die Kirche hat in Imola, Ravenna und Forli keine Freunde. Der Gedanke des Volkes in Waffen ist schön und richtig. Aber hier wie anderwärts in Italien steht seiner Ausführung die Abneigung der Unterthanen gegen ihre Regierungen im Wege*). Kein italienischer Staat ruht auf verlässigen Fundamenten. Kaum, dass Venedig eine Ausnahme bildet.

So nimmt denn Machiavelli die unterbrochene Arbeit wieder auf, um in Anklagen gegen Fürsten, wie Ludovico Moro seinem Herzen Luft zu machen. Die Fürsten haben Italien auf den toten Punkt gebracht. Seine Landsleute sind Memmen, sonst würden sie ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorziehen. Man wird an das Verhältnis Huttens zu Sickingen erinnert, wenn man in einem Briefe aus dem März 1526 den verzweifelten Vorschlag liest, den Führer einer Freibeuterschaar, der sogenannten schwarzen Banden, Giovanni Medici, unter der Hand so zu verstärken, dass er die Fremden aus Italien verjagen könne. Heute steht das Denkmal Giovannis vor San Lorenzo, als ob er da Wache hielte. Sein 1519 im Todesjahre Lorenzos geborener Sohn Cosimo ist der erste Grossherzog von Toskana geworden. Papst Clemens VII. hat von dieser jüngeren Linie seines Hauses nichts wissen wollen. Auch der Lebenslauf Giovannis spricht nicht dafür, dass er unter günstigeren Umständen es einem Condottiere

*) Guicciardinis Briefe an Colombo vom 16. 20. 25. Juni 1525. Opere inedite 8, 262 ff.

wie Sickingen, geschweige denn einem Wallenstein gleichgethan hätte. Der zweite Ratschlag Machiavellis taugt noch weniger als der erste. Der Papst erschrickt bei dem blossen Gedanken.

Was hilft es Machiavelli, dass er seit dem Erscheinen seines Buches über die Kriegskunst als eine militärische Autorität gilt. Auch seine Vorschläge über die zweckmässigste Befestigung seiner Vaterstadt treffen nicht die Meinung des Papstes. Eine neue Festungsbaubehörde wird geschaffen, Machiavelli im Mai 1526 zu ihrem Kanzler ernannt. Aber die Arbeiten stocken, nachdem sie kaum begonnen sind. Florenz ist nichts weniger als sturmfest, als die Kaiserlichen den Vormarsch antreten. Mit fieberhafter Spannung wartet Machiavelli im Lager der Liga ab, was aus alledem noch werden soll. Tag für Tag berichtet er nach Hause über die Bewegungen des Feindes. Seine eigenen Worte bestätigen sich. „Wenn der Himmel seine Pläne ausführen will, bringt er die Menschen dahin, dass sie keinen festen Entschluss fassen können“*). Bis in den April 1527 lässt die Sorge für Florenz den so naheliegenden Gedanken überhaupt nicht aufkommen, dass die lutherischen deutschen Landsknechte den Antichrist, die Spanier den Todfeind des katholischen Königs in seinem Fuchsbau aufsuchen wollen. Die Züchtigung der ewigen Stadt durch das beutehungrige wilde Heer des Kaisers kommt allen Prophezeiungen und Wünschen zum Trotz ihm wie seinen Landsleuten höchst unerwartet. Er hat nie einen Papst geliebt, am wenigsten diesen Schwächling, doch wäre er jetzt nicht im Stande, mit verschränkten Armen dem Unheil zuzusehen. Noch am 22. Mai finden wir ihn in Civitavecchia bemüht, den Genuesen Andrea Doria für Guicciardinis Plan zur Entsetzung der belagerten Engelsburg zu gewinnen.

---

*) Machiavellis Bericht aus Bologna vom 27. März 1527. Werke (Passerini) 6, 253.

Dann aber zieht es ihn mächtig nach Hause. Florenz ist in Aufruhr. Die medicäischen Bastarde sind geflohen. Der grosse Rat versammelt sich. Die Medici haben ausgespielt. Wie es die Denkschrift von 1519 vorausgesagt hatte, nimmt sich die Bürgerschaft bei der ersten Gelegenheit mit Gewalt, was der Papst ihr nicht schenken wollte. Alles wird, wie es von 1494 bis 1512 gewesen war. Wenn irgend einer verdient Machiavelli für Amtsentsetzung und Tortur eine Genugthuung. Fünfzehn Jahre des Grams würde er vergessen, wenn er, als ob nichts geschehen wäre, eines Morgens seinen alten Platz in der Kanzlei der Zehn im Signorenpalast wieder einnehmen könnte. Erst die Wahl eines anderen Kanzleivorstandes lässt ihn erkennen, dass er nicht mehr das Vertrauen seiner Mitbürger besitzt. Der Verfasser des „Principe“ ist in dem neuen Freistaate eine gemiedene Persönlichkeit. Jahrelang hat er es getragen, dass ihn die Medici verkannten. Dass ihn die Vaterstadt von sich stösst, bricht ihm das Herz. Zwölf Tage nach der Ernennung eines Kanzlers der Zehn, am 22. Juni 1527, verliert Florenz und Italien seinen grössten Patrioten*). Die verdienten Ehren bleiben sie ihm schuldig. Ausser Frau Marietta und den Kindern steht nur ein Mönch, Bruder Matteo, an seiner Bahre. Von der Redlichkeit des Toten zeugt seine Armut, die einzige Mitgift an seine Familie.

Wir aber können von seinem Bilde nicht Abschied nehmen, ohne uns noch einmal die Widersprüche seines Wesens zu vergegenwärtigen. Ich sehe nicht ein, weshalb man ihm mit Macaulay und Villari die Beschreibung der Pest absprechen soll. Wer den Brief aus Verona von 1509

*) Die nähere Todesursache wird man kaum aus den Worten seines damals dreizehnjährigen Sohnes Piero entnehmen können: „è morto di dolori di ventre, cagionati da uno medicamento preso il di 20“. Das Florentiner Stadtgespräch substituierte obigem medicamento das ganz harmlose von Machiavelli öfter angewandte und gelegentlich Guicciardini empfohlene Mittel zur Beförderung der Verdauung.

geschrieben hat, war wohl noch grösserer Geschmacklosigkeiten fähig als sie sich Machiavelli in seiner letzten Schrift aus dem Mai oder Juni 1527 zu Schulden kommen lässt. Das ist noch der alte Spötter, schonungslos gegen sich und andere, nur dass das alte Thema in einer Molltonart nicht eben glücklich variiert wird. Der lüsterne Mönch, die Betschwester, die trostbedürftige junge Witwe und er selbst als Tröster spielen die Komödie des Lebens, während die Totengräber vor der Gräberkirche Santa Croce nach der Melodie des Mailiedes „Willkommen oh Pest" singen. Mit dem Versprechen, in seiner Beschreibung nach der Hochzeit fortzufahren, bricht der Verfasser ab. Der Hochzeitsreigen wird ihm zum Totentanz.

So hat wohl auch Holbein den Tod des Buhlers geschaut. Man möchte aufs neue an dem Autor irr werden, wenn nicht noch andere gleichzeitige Zeugnisse über sein wahres Verhältnis zur Welt vorlägen. Der Gevatter mit der Sense zerreisst in Wirklichkeit ganz andere, heilige Bande. Aus Imola, wo er vor 25 Jahren Charakterstudien gemacht hatte, schreibt Machiavelli am 2. April 1527 an seinen sechzehnjährigen Sohn Guido: „sei fleissig in den Wissenschaften und der Musik, lerne etwas Tüchtiges, damit du mir Freude und dir selbst Ehre machst". Wie liebenswürdig erscheint bei dem Vater die Ironie des erfahrenen Mannes. Das närrisch gewordene Maultierchen soll Junker Guido nicht wie andere Narren behandeln und anbinden. „Lass es laufen, mein Sohn, dass es die Narrheit los wird. In Montepugliano ist Platz, und die Bestie zu klein, um Schaden anzurichten". Auch hier fehlt nicht der dunkle Hintergrund, aber Idyll und Wirklichkeit widersprechen sich nicht. „Grüsse die Mutter; noch nie habe ich mich so nach Florenz gesehnt, wie jetzt, aber ich kann nicht anders. Sage ihr nur, sie soll, was sie auch hören möge, den Kopf oben behalten. Denn ich werde eher als die Sorge bei euch sein". Frau Marietta verspricht, als sie dies liest, nicht mehr „a' lanziginec", will sagen, an die Landsknechte zu

denken. Guido aber freut sich, dem Vater bei der Rückkehr das erste Buch der Metamorphosen des Ovid auswendig herzusagen.

Wo es so aussieht, wird der Abschied von der Welt nicht leicht. Alle Fabeleien über Machiavellis Ende richten sich selbst. Als Papst und Kaiser ausgesöhnt und verbündet Florenz berennen, reichen sich die Geister Machiavellis und Savonarolas die Hand zu gemeinsamem Widerstand. Indem die Freiheitskämpfer von 1530 das Andenken Machiavellis ächten, ehren sie es durch die That. Erst spätere Geschlechter erkannten seinen Wert. Seine Gruft in Santa Croce ist verschollen, aber schon seit hundert Jahren liest der Besucher der florentinischen Ruhmeshalle auf einem Marmorsarkophage unter Niccolòs Namen und Todesjahr die inhaltsschweren Worte: tanto nomini nullum par elogium.

Zweites Buch.

1. Der Restaurator der Staatswissenschaft.

„Ich übergebe euch ein Geschenk“, redet der Verfasser der „Discorsi“ seine Freunde an, „das zwar meinen Verpflichtungen gegen euch nicht gleichkommt, aber zweifellos die grösste Gabe ist, die Niccolò Machiavelli euch darbieten konnte. Denn ich habe darin ausgesprochen, was ich weiss und durch lange Erfahrung und beständige Beobachtung des Weltlaufes gelernt habe“.

In Kunst, Wissenschaft und Leben sieht Machiavelli seine Zeitgenossen emsig bemüht, das klassische Altertum zu erneuern. Selbst der praktische Jurist und der Arzt gehen bei Griechen und Römern in die Schule. Die Renaissance hat den ganzen Menschen ergriffen. Nur am Staate ist sie geflissentlich vorbeigegangen. Die Anwendbarkeit juristischer Lehrsätze und medizinischer Heilmittel der Alten leuchtet jedem Laien ein. Das antike Kunstwerk getraut sich der Künstler nachzuahmen, wo nicht zu übertreffen. Die Nachahmung antiker Thaten aber wird für unmöglich gehalten, „als ob der Himmel, die Sonne, die Elemente, die Menschen in Bewegung, Ordnung und Kraftvermögen verschieden wären von dem, was sie im Altertume waren“. Solange die Renaissance nicht auch die Staatswissenschaft in ihr Bereich gezogen hat, ist sie unvollendet. Wenn Columbus suchend, durch richtige Fragestellung, zum Entdecker eines neuen Seeweges und einer neuen Welt wurde, glaubt Machiavelli sein Ziel dadurch zu erreichen, dass er Geschichte und Erfahrung zu Rede und Antwort zwingt. Er hat das volle Bewusstsein seines Platzes und Ranges in der allgemeinen Kulturbewegung seines Zeitalters. Mit dem Entdeckermute und der Ent-

deckerfreude des genuesischen Seehelden betritt er den vor ihm noch nicht begangenen Weg des Restaurators der Staatswissenschaft.

Ein anderer Florentiner hat dem neuentdeckten Weltteil seinen Namen gegeben. Dem Verfasser der „Discorsi“ sollte es nicht so gut werden. Was wir Machiavellismus nennen, ist ein Symptom, eine Krankheit im Völkerleben, keine Entdeckung. Machiavellis Geschenk ist nicht lange in Freundeshänden geblieben. Während ihm seine wissenschaftliche That kaum gedankt wurde, fand eine Rückübertragung des Namens statt, wurde Machiavelli zum personificierten Machiavellismus.

Denn nicht immer ist es einerlei, von welcher Seite wir uns einem Schriftsteller nähern. Machiavelli hat jeder Zeile von seiner Hand so sehr den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt, dass der Weg durch seine Schriften mit Notwendigkeit auf die Person des Verfassers hinführt, dass Sache und Autor durcheinander geworfen werden. Das Bedürfnis, seinen Charakter zu enträtseln, muss gestillt sein, ehe auf die Objektivität des Lesers, auf ein rein sachliches Interesse irgend zu rechnen ist. Die Kenntnis der schriftstellerischen Motive Machiavellis ist die Voraussetzung einer gerechten Beurteilung seiner wissenschaftlichen Leistung. Wir mussten ihn erst wieder so sehen, wie ihn seine Freunde Buondelmonti und Rucellai gesehen haben, um sein Geschenk nach seinem wahren Werte schätzen zu können.

Da aber zeigt sich erst eine von den Anklägern und Verteidigern des „Principe“ kaum erkannte, geschweige denn gewürdigte Schwierigkeit. Ueber Machiavelli selbst können wir die Akten schliessen, über seine Lehre niemals. Ein Mensch will gekannt, eine Lehre will verstanden sein. Jenes war möglich. Dieses wird durch die Form der Lehre zum mindesten sehr erschwert. Eine allgemeine Verständigung über den Inhalt der historisch-politischen Werke des Florentiners ist durch die Form, oder besser gesagt

Formlosigkeit seiner staatswissenschaftlichen Lehren so gut wie ausgeschlossen.

Die Rätsel eines Systemes löst die Zeit. Den Zeitgenossen mögen nebensächliche Momente bestechen oder abstossen. Der Spätergeborene weiss, dass Vorzüge oder Fehler eines Gebäudes schon im Grundrisse erkennbar sein müssen. Noch vor einem Menschenalter wäre eine Verständigung über die Philosophie Hegels unmöglich gewesen. Auch die Gegner standen unter dem Banne seiner den Makrokosmos und Mikrokosmos umfassenden philosophischen Konstruktionen. Die im Kampfe geführten dialektischen Waffen wurden nicht selten der Rüstkammer dieses Philosophen entlehnt. Heute sind wir lediglich durch die zeitliche Entfernung in Stand gesetzt, die Entwicklung des nachkantischen Idealismus vollständig zu überschauen. Die Prämissen liegen uns klar vor Augen. Die Kritik setzt nicht erst bei den Folgerungen Hegels ein. Niemand wird sich ihnen blindlings gefangen geben oder sie kurzerhand verwerfen.

Mit den ungeschriebenen Systemen hat es eine andere Bewandtnis. Die geschlossene philosophische Weltanschauung ist kein Reservatrecht des strengen Systematikers. Ein isoliert dastehendes Buch spekulativen Inhaltes kann dem denkenden Leser mehr sagen, als manches System, wenn es in der Form auch noch so unsystematisch ist. Nicht der Wert einer Lehre, nur ihre Wertschätzung wird von der Frage der Form berührt. Im Wesen des Systemes liegt es, dass zur Herstellung eines lückenlosen Zusammenhanges der einzelnen Teile eine vollständige Ausarbeitung erforderlich ist. Bei fragmentarischer Behandlung wird dem Denker selbst nur ein mehr oder weniger deutliches Bild des Ganzen vorschweben. Seine Spekulation wird sich häufig dem Systemzwange entziehen und in ungehörigen Abschweifungen die strenge Zucht folgerichtigen Denkens vermissen lassen. Objektiv genommen ist der künstlerische Geist in der ersten Conception und in der Ausführung der

nämliche. Das subjektive Kriterium kommt nicht darüber hinaus, dass Fragmentist und Systematiker, Conception und Ausführung zweierlei sind. Wenn ein ungeschriebenes System schon im Kopfe seines Schöpfers der gleichmässigen Durchbildung entbehrte, liegt es auf der Hand, dass die nachschaffenden Rekonstruktionen um so verschiedener ausfallen müssen, je origineller die spekulativen Fragmente sind. Der eine wird da, der andere dort anknüpfen. Hauptpunkte werden übersehen. Das Nebensächliche, aber vielleicht breiter ausgeführte, wird leicht zu sehr in den Vordergrund geschoben, und wenn jene Fragmente gar dem Gebiete der angewandten Philosophie angehören, so giebt schliesslich die Konfession, Parteirichtung, der Geschmack, kurzum die Persönlichkeit des jeweiligen Beurteilers den Ausschlag. Anstatt zu einer Verständigung zu gelangen, steuern wir bei jeder gemeinsamen Untersuchung oder Debatte sofort in das uferlose Meer hinaus.

Auch Machiavellis Politik gehört in die Klasse der ungeschriebenen Systeme. Man kann sich nicht klarer, präziser und folgerichtiger ausdrücken, als er es thut. Der „Principe“ und die „Arte della guerra“ liessen sich, wenn sie verloren wären, ihrem Hauptinhalte nach mit Leichtigkeit aus den „Discorsi“ wiederherstellen. Nur an den nicht eben seltenen Widersprüchen und Uebertreibungen erkennt man den Fragmentisten. Alles in allem Gründe genug, uns von dem Versuch einer Synthese nicht abschrecken zu lassen, wenn wir vorsichtig und bescheiden genug sind, von vornherein auf allgemeine Billigung zu verzichten.

Der Synthese aber hat die Analyse vorauszugehen. Wie weit wir mit jener kommen, hängt im letzten Grunde nicht von uns allein ab. Diese muss allemal gelingen, wenn sie an der richtigen Stelle angepackt wird.

Die Quellenanalyse würde uns freilich, wie so manche Untersuchung der letzten Jahrzehnte beweist, nur auf Nebenwege führen. Machiavelli ist auch im Sinne seines Zeit-

alters kein Gelehrter gewesen. Nur des Lateinischen mächtig hat er griechische Autoren in der Uebersetzung gelesen. Seine Belesenheit ging mehr in die Tiefe als in die Breite. Autoren wie Livius waren ihm so geläufig, dass er zuweilen nachweisbar aus dem Gedächtnis und infolgedessen nicht ganz wortgetreu citierte. Anklänge an antike Muster sind bei ihm ebenso unverkennbar wie unmittelbare Entlehnungen. Wo es sich um klassische Autoren handelte, sah die Renaissance kein Arg darin, wenn sich ein Schriftsteller mit fremden Federn schmückte. Die ganze Geschichtsphilosophie des zweiten Kapitels im ersten Buche der „Discorsi" ist den Fragmenten des Polybius entnommen. Der pragmatische Historiker der punischen Kriege, der griechische, nicht der florentinische Römerfreund hat den Mythos des ewigen Kreislaufes der drei guten und der drei entarteten Regierungsformen ersonnen. Das geistige Eigentum Machiavellis zeigt sich erst im Unterschied. Indem er das geschichtsphilosophische Dogma des Polybius in seiner Unbedingtheit in sein Buch herübernimmt, schränkt er es durch einige nachträgliche Bemerkungen derart ein, dass nichts davon übrig bleibt. Man wird an umgestürzte korinthische Säulenkapitäle erinnert, die etwa einem Taufbecken als Träger dienen. Die Idee der Säule und ihres oberen Abschlusses wird recht eigentlich negiert. Für das Mittelalter ist dieses, Fühlung und Abkehr vereinigende Verhältnis zum klassischen Altertum charakteristisch. Bei Machiavelli gehört eine so rohe Verwertung antiker Werkstücke schon zu den Seltenheiten. Im Allgemeinen gewinnt man doch bei ihm den Eindruck, dass die Renaissance ihre Mittagshöhe erreicht hat. Xenophon und Aristoteles, Polybius und Livius, Sallust und Tacitus, Plutarch und Diodor, Caesar und Vegetius*) verschwinden wie antike Bausteine und Ornamente hinter und inmitten einer reichen, durchaus originellen Incrustation. Der Restaurator der Staatswissenschaft führt uns über die

*) Eine Aufzählung aller von Machiavelli benutzten Autoren in der Ausgabe des „Principe" von A. Burd Seite 172.

Erdscheibe der Alten hinaus nach unbekannten Meeren und Inseln.

Ja sein Entdeckerdrang geht so weit, dass er es unterlässt, seinen klassischen Vorbildern gerade das zu entnehmen, was er am besten brauchen konnte. An die Stelle der festen politischen Terminologie des Aristoteles treten die schwankenden Begriffe der Zeit des Überganges von mittelalterlicher Autonomie zum modernen Staate. Es genügt, an den in Florenz geprägten Begriff des Staates (stato) zu erinnern, um die Verdienste der Italiener um die Terminologie der neuern Zeiten anzudeuten*). Den Ruhm der ersten Conception wird man ihnen auch auf diesem Gebiete nicht bestreiten. Die Ausführung haben sie anderen überlassen. Selbst bei ihrem grössten politischen Denker will sich der lokale Beigeschmack nicht verlieren. Der Doge der venezianischen Adelsaristokratie wurde „serenissime princeps" angeredet. „Principe" heisst bei Machiavelli bald das Staatsoberhaupt, bald der König, der Tyrann, der Senat und das souveräne Volk**). „Principato" vertritt zuweilen die Stelle von „republica" und von „stato"***). Der Stadtstaat (città) ist gelegentlich gleichbedeutend mit Staat oder Republik†). Auch da, wo ein anderer Begriff am Platze wäre, stossen wir auf die „città" mit der politischen Rechtlosigkeit aller Nichtcittadini. Die politischen Kate-

*) Ranke, Filippo Strozzi. Werke 40/41, 361.

**) Vgl. Burd in der obengenannten Ausgabe S. 175 ff. Ausserdem Discorsi I, 12: principi d'una republica o d'un regno. Disc. I, 26 un principe nuovo in una città o provincia presa da lui.

***) Disc. II, 9: Die Ursache des Krieges zwischen Römern und Samniten „è una cagione comune che nasce fra tutti i Principati potenti". II, 12 die Beispiele zu den kriegführenden „principi quasi di eguali forze".

†) Disc. II, 2: il bene comune è quello che fa grandi le città. E questo bene . . non è osservato se non nelle Repubbliche . . . . quando vi è un principe, . . . quello che fa per lui, offende la città etc. Man vergleiche auch, wie Guicciardini (Considerazioni. Opere inedite 1, 8) auf der Suche nach der besten gemischten Verfassung sofort wieder bei la cittá, das heisst bei Florenz, ist.

gorien des Aristoteles und Polybius reducieren sich für Machiavelli wie für die Mehrzahl seiner Landsleute*) auf die beiden Grundformen der Monarchie und der Republik, um sie nur zu häufig unbewusst mit den im Denken der Nation eine centrale Stellung behauptenden engeren Begriffen der Tyrannis und des Stadtstaates zu vertauschen. Francesco Vettoris Behauptung, dass alle Staaten mehr oder weniger nach der Tyrannis schmeckten, erscheint nur in diesem Zusammenhange verständlich.

Was Machiavelli der Schule der Alten verdankte, ist in den Eingangsworten der „Discorsi“ enthalten. Die Geschichte ist seine Lehrmeisterin. Zur eignen Erfahrung tritt die „Beobachtung des Weltlaufes“ hinzu. Auf zeitraubende Vorarbeiten kann er sich nicht einlassen. Sein Stoffhunger findet nur bei den Historikern und Politikern Griechenlands und Roms volle Befriedigung. Höchstens die Florentiner Geschichtschreibung kommt für ihn im weiteren Verlaufe seiner Studien daneben in Betracht. Thatsachen und Thatsachenbeobachtungen, nicht der oder jener Schriftsteller, sind seine Quelle. Schablonenhafte Quellenanalyse gleitet ergebnislos an ihm ab. Die fruchtbarere Untersuchung, was er aus seinem Stoffe gemacht hat, geht, wie ich schon früher bemerkte, weit mehr den Geschichtschreiber als den theoretischen Politiker Machiavelli an.

Weitaus am häufigsten endlich hat man sich damit abgequält, die schriftstellerische Totalität Machiavellis zu analysieren, ohne gewahr zu werden, dass sich jede derartige Untersuchung notwendig im Kreise herumdreht. Selbst Villari hat den Fehler nicht vermieden, sein Endergebnis vorwegzunehmen, anstatt es den Leser nach beendigter Untersuchung wie eine reife Frucht mitpflücken zu lassen. Jedes Fragment unsres Fragmentisten hat seine

---

*) Fr. v. Bezold, Republik und Monarchie in der italienischen Literatur des 15. Jahrhunderts. Hist. Zeitschrift 81 (1898), 433 ff.

Totalität in sich, die wir kennen müssen, ehe wir die Summe ziehen dürfen. Unsere Analyse, soweit sie überhaupt möglich und wünschenswert ist, muss sich streng an das Objekt halten. Jede Schrift ist zunächst isoliert unter die Lupe zu nehmen und in ihrer charakteristischen Besonderheit zu erfassen. Die „Discorsi" dürfen zunächst nicht durch den „Principe" oder die „Arte della guerra", diese nicht durch jene erklärt werden. Wir schliessen uns der natürlichen Gedankenfolge Machiavellis an, wenn wir die chronologische Ordnung seiner Schriften einhalten. Unser Weg führt uns von den allgemeineren politischen Erörterungen der „Discorsi" zu den im „Principe" und der „Arte della guerra" behandelten Specialkapiteln, von der Erfahrungswissenschaft dieser Schriften zu der stilisierten Erfahrung der „Storie Fiorentine". An jedem Haltepunkte soll uns nichts als die jeweilige Aussicht beschäftigen. Auf den ganzen Weg zurückzuschauen, ist am Ziele immer noch Zeit genug.

2. Die Betrachtungen über die erste Dekade des Titus Livius.

Der Zauber der römischen Historie ist selbst eines der reizvollsten Kapitel der Kulturgeschichte. In dem Rom der Renaissancepäpste versenkt sich Vettori in das Martyrologium der ewigen Stadt. Unter den Ruinen des Kapitols fasst Gibbon die Idee zu seiner Geschichte des Unterganges der alten Welt. Aus Furcht, in Neurom den Schatten der Vergangenheit nicht mehr zu begegnen, wendet der Geschichtschreiber des mittelalterlichen Rom, Gregorovius, seiner zweiten Heimat den Rücken. An der Schwelle der Renaissance steht der Tribun Rienzi, das Musterbeispiel missleiteten Erkenntnistriebes.

Der Stimmungscharakter gewisser Oertlichkeiten ist oft beobachtet worden. Goethe hat es an sich erfahren, dass

erst in Sizilien die Schiffermärchen der Odyssee wahrhaft lebendig werden. Wie eine Elegie grossen Stiles ragt die Siebenhügelstadt in die Gegenwart herein. Die Klage um die entschwundene Grösse ergreift uns nur darum so mächtig, weil die süsse Traurigkeit der Schalmei immer wieder durch den Kampfesruf des Tyrtaeos unterbrochen wird.

Auch für Machiavelli ist die römische Geschichte noch etwas mehr gewesen, als ein Repertorium der Erfahrungswissenschaft. Der Paduaner Titus Livius konnte auf die Vergangenheit Roms nicht stolzer sein, als der florentinische cittadino. Wie mit Posaunenklängen redet zu uns das Livianische Thema: „nulla umquam respublica nec maior nec sanctior nec bonis exemplis ditior fuit". Der Geschichtschreiber Roms und der Verfasser der „Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio" haben sich beide als Italiener gefühlt, als sie dazu ihre Variationen schrieben. Das Bedürfnis, wachend weiter zu träumen, nicht die gewöhnliche Schwärmerei des Humanisten, musste den entlassenen Kanzler der Zehn nach dem Sturze des florentinischen Freistaates gerade zur römischen Geschichte hinziehen. Die griechische Polis konnte ihm, fremdartig wie sie war, nur ein wissenschaftliches Interesse einflössen. In der Schrift seines grossen Landsmannes „de monarchia" *) sah ein Geist wie der seinige keine Ermunterung, sich mit dem Studium des mittelalterlichen Imperium näher zu befassen. Die werdenden Grossmächte England, Frankreich und Spanien wiesen mehr auf Gegenwart und Zukunft, als auf die Vergangenheit hin. Indem er aus der Enge der heimatlichen Verhältnisse ins Weite und Grosse hinausstrebte, fand er sich nur im alten Rom wahrhaft zurecht. Auch in der Erweiterung zum italienischen Bundesstaat und zur Weltmacht blieb Rom die italienische città. Auch als Grundlage römischer Grösse hörte die vaterländische Wehrverfassung der Söhne des Mars nicht auf, die „Ordinanza" eines Stadtstaates zu sein.

*) Sie wird Discorsi I 53 citiert.

Der römisch-italische Bundesstaat war dem Einsiedler von San Andrea, was das germanische England mit seiner parlamentarischen Verfassung deutschen Politikern der Paulskirche gewesen ist.

Ein Buch ist zuweilen wie ein Gebäude das aufschlussreichste, wenn nicht gar einzige Zeugnis seiner Baugeschichte. In Machiavellis „Discorsi“ glaubt man es mit Händen zu greifen, wie aus Lektüre und Erinnerungen Gedanken werden. Ein über das andere Mal legt er seinen Livius bei Seite, um in kürzeren oder längeren Anmerkungen an Thatsachen seine Beobachtungen zu reihen. Nachdem ihn der Verfasser der ersten Dekade erst einmal zum Reden gebracht hat, steht einer Vermehrung seiner Kollektaneen ins Unendliche nichts im Wege. Durch fortschreitende Lektüre und durch Erinnerung an Selbsterlebtes gezeugt und genährt, strömen ihm die Gedanken zu. Fragen des innern Verfassungslebens, der äusseren Politik und des individuellen Faktors im Staate führen Machiavelli, mitunter auf den weitesten Umwegen, immer wieder nach dem Rom der Decemvirn, der Samniterkriege und des Dictator Camillus zurück. Eine systematischere Ordnung, als die schon im Stoffe enthaltene, würde seine liebevoll ausgefeilten Aphorismen zur blossen Materialiensammlung herabdrücken, wäre gleichbedeutend mit einem neuen Buche. Die Einteilung in drei Bücher erlaubt ihm, seiner heuristischen Methode in der bisherigen Weise treu zu bleiben. Wie in einer Symphonie, durch leise Übergänge vermittelt, ein Thema auf das andere folgt, wie darin das Ganze durch eine Grundtonart getragen und zusammengehalten wird, ordnen sich die im Laufe der Jahre entstehenden Kapitel zwanglos unter die drei Rubriken: Inneres, Aeusseres, der Held*). In der vorliegenden Gestalt aber sind nur die beiden ersten dieser politischen Symphonien vollendet. Die Schlussredaktion des dritten Buches hat weder Cosimo Ruc-

*) Vgl. in I, 1, in der Vorrede zu II und III den Schluss.

cellai noch der Autor selbst erlebt. Die Kapiteleinteilung rührt hier schwerlich von Machiavelli her. Die Rubrik stand fest. Im zweiten Buche wird gelegentlich darauf verwiesen. Aber der Baumeister hat sie vorerst nur als Schuttablagerungsstätte benutzt. Neben einigen Nachträgen zu den vorausgegangenen Büchern erinnern lediglich einige zugehauene Quadern an die Absicht, ein drittes daneben zu setzen.

Man begreift, wie sich bei dieser Arbeitsweise einzelne Kapitel zu selbständigen Monographien auswuchsen. Wir aber haben unser Augenmerk zunächst allein auf die aus Anlass der Liviuslektüre entstandenen Betrachtungen zu richten. Wenn wir in den „Discorsi“ von vornherein eine besondere Färbung des Erkenntnistriebes wahrzunehmen glaubten, wird es das erste sein, nach den politischen Sympathien und Antipathien des Autors zu fragen. Wenn irgendwo, dürfen wir hier auf eine Antwort rechnen.

In der That lässt uns der Verfasser der „Discorsi“ keinen Augenblick darüber im Zweifel, dass seine Sympathien den Republiken gehören. Einheit und Macht, Recht und Kraft der Selbstbestimmung, die Autarkeia des Aristoteles drücken ihm das Wesen des Staates aus. Jede Verfassung wird stets zuerst darauf angesehen, ob und wie der Staat diesen Staatszweck erfüllt. Die Tyrannis erscheint ihm trotz ihrer Verbreitung in dem Italien seiner Zeit als das, was sie ist, als politische Anomalie. Unter den Staatengründern nimmt der Tyrann die letzte Stelle ein. Zeitlebens von Gefahren umringt, erntet er verdientermaassen bei Mit- und Nachwelt Tadel und Verachtung, Schmach und Schande. Auch die Erbmonarchie wird verworfen, obwohl Machiavelli gegen die Vorzüge der Monarchie im allgemeinen nicht blind ist. Indem er seine Sympathien von der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes der Nationen abhängig macht, kann er nur in republikanischen Formen die volle Gewähr der Freiheit und des Fortschrittes finden.

Für die Beurteilung der „Discorsi“ und ihres Autors ist es jedoch nicht unwichtig, darauf zu achten, in welchem Zuhammenhange (II[2]) Machiavelli zum begeisterten Lobredner republikanischer Freiheit wird. Seine Bewunderung gehört Rom, seine Sympathie den unterworfenen Italikern, Etruskern und Latinern, vor allem den Samnitern. Samniums Blüte vor dem Siege der römischen Waffen wird mit der späteren Verödung des Landes verglichen. Einst war es frei, jetzt lebt es in Knechtschaft. Damit ist Alles gesagt.

Der Leser wird sich freilich ausserdem an die schon erwähnte Vertauschung der Begriffe erinnern müssen. Machiavelli ist vorurteilslos genug, die Unterwerfung eines Landes unter eine Republik für die härteste aller Knechtschaften zu erklären. Das Livianische Dictum „crescit interea Roma Albae ruinis“ wird ihm durch das Verhältnis der Pisaner und Pistojesen zu Florenz hinreichend illustriert. Seine Behauptung wäre richtig, wenn er von der „città“ spräche. Selbst die verschiedenen Erscheinungsformen des Stadtstaates hat er sich nicht ganz klar gemacht. Die italienische Tyrannei der cittadini könnte man nicht besser schildern. Das Wesen des deutschen Stadtstaates, die Ausdehnung seiner Einflusszone durch Verleihung des Burgrechtes an Private und ganze Gemeinden, an Adel, Bürger und Bauern, ist ihm offenbar nicht recht zum Bewusstsein gekommen.

So entgeht ihm hier denn auch der Unterschied und die Übereinstimmung zwischen Stadtstaaten mit republikanischen und mit monarchischen Formen. Sein Lob des „Principe“, dass er jenes Aussaugungssystem im eigenen Interesse verschmähe, wenn er kein orientalischer Despot sei, bedarf daher noch einer weiteren Einschränkung. Dem Territorialfürsten, dem Erbmonarchen mag es zukommen, dem Principe einer italienischen città, heisse er nun Sforza oder Medici, gewiss nicht.

Der moderne Leser der „Discorsi“ hat sich also gegen-

wärtig zu halten, dass Republik und Monarchie schillernde Begriffe sind, wenn Machiavelli von der Einheit und Macht eines Landes auf republikanischer und auf monarchischer Basis spricht. Die Monarchie — wir würden sagen die absolute Monarchie — verbürgt oder ermöglicht wenigstens gleiches Unterthanenrecht für alle, aber dieses Recht ist mit Dienstbarkeit verknüpft. Die Republik — wir würden sagen die italienische città — gewährleistet ihren Bürgern die Freiheit mit allen ihren Segnungen, aber sie gewährleistet sie auf Kosten aller Nichtbürger. Der Freistaat ist, wenn wir Machiavelli recht verstehen, noch nicht entdeckt. Glücklich der Staat, der so oder so den ersten aller Staatszwecke erfüllt. Auch Italien könnte so glücklich sein, wenn nicht die römische Kirche und der Kirchenstaat wäre.

Machiavelli geht im Eifer wohl so weit, Spanier, Franzosen und Italiener im Gegensatz zu den jugendfrischen germanischen Nationen das Verderben der Welt (la corrutela del mondo) zu nennen. Nichtsdestoweniger preist er Spanier und Franzosen glücklich, weil sie Nationalstaaten angehören. „Wir Italiener — meint er — haben es der Kirche und ihren Priestern zu danken, dass wir irreligiös und böse geworden sind“. Aber sie hat sich nicht damit begnügt, uns durch ihr schlechtes Beispiel zu verderben. Zu schwach, ganz Italien zu erobern, war sie gerade stark genug, unsere Einigung zu verhindern. Unsere staatliche Zersplitterung, unsere Uneinigkeit und Schwäche, unsere absolute Wehrlosigkeit gegen jeden Angreifer ist ihr Werk.

Gesetzt nun aber, dieses Hindernis wäre nicht vorhanden oder beseitigt, so bliebe die Frage, ob die Einheit Italiens am sichersten auf republikanischer oder auf monarchischer Grundlage zu erreichen sei. Die Lösung, soweit eine solche überhaupt denkbar ist, würde dann eine zwiefache sein. Entweder eine rein theoretische, als ob es sich um ein Rechenexempel handle, oder eine praktische, so zwar, dass Machiavelli auf die Weltlage näher eingehend darlegte, wie er sich die politische Fortentwicklung zur

Einheit denke. Die Voraussetzung der Lösungsversuche aber würde doch wohl der Glaube des Autors an die wenn auch entfernte Möglichkeit der Lösung sein.

Lassen wir zunächst einen andern antworten. Nach dem Erscheinen der „Discorsi“, zu einer Zeit, als Italien bereits von dem Sieger von Pavia geknechtet war, hat Francesco Guicciardini zu dem Buche seines verstorbenen Freundes eine Reihe von Bemerkungen niedergeschrieben*). Für den modernen Leser ist es ein Genuss, zu sehen, wie manche von Machiavelli besprochene Thatsachen sich in dem Geiste dieses aristokratisch gesinnten Staatsmannes ganz anders spiegeln. Fast noch lehrreicher aber als die Kritik ist die Uebereinstimmung mit den „Discorsi“ oder auch das gelegentliche Missverstehen der wahren Meinung Machiavellis. Von der römischen Curie, meint der päpstliche Beamte, könne man gar nicht schlimm genug reden. Auch ihren verhängnisvollen Einfluss auf die Geschicke Italiens giebt er dem Verfasser der „Discorsi“ bereitwillig zu. Dann aber fährt er wörtlich fort: „Ich weiss nicht, ob es für Italien ein Glück oder ein Unglück war, dass es keine Monarchie geworden ist (il non venire in una monarchia). Denn die Einigung unter einer Republik (sotto una republica) wäre wohl für Italien ruhmvoll und für den herrschenden Stadtstaat (a quella città che dominassi) ein Glück, für alle andern ein Unglück, weil sie in Schatten gestellt keine Fortschritte machen könnten, insofern „Republiken“ die Früchte ihrer Freiheit und Herrschaft anderen als ihren cittadini nicht mitzuteilen pflegen“.

Monarchia, republica, città in einer einzigen Satzperiode zur Bezeichnung derselben Sache gebraucht — gewiss ein Machiavelli entschuldigendes Musterbeispiel einer nachlässigen Terminologie. Noch wichtiger aber ist uns das unumwundene Geständnis in den Anfängen der spanisch-habsburgischen Fremdherrschaft, dass die nationale Einigung

*) Considerazioni intorno ai Discorsi del Machiavelli. Opere inedite 1, 28.

Italiens nicht einmal wünschenswerth sei. Rom, Florenz oder Venedig an der Spitze der Nation würden von allen andern Städten in ihrer Eigenschaft als città ein zu grosses Opfer verlangen. Kein Zweifel, dass Guicciardini an seinem Teile sogar die der kommunalen Freiheit nicht so gefährliche Hegemonie der Barbaren vorgezogen hat.

Man sieht, wie sich die Wege nach anfänglicher Uebereinstimmung scheiden. Der Verfasser der „Discorsi“ denkt nicht daran, dem Erfolge zu huldigen. Mehr als einmal wird er gegen seinen römischen Gewährsmann zum Anwalt der Besiegten. In der Beurteilung der Gegner Roms verlässt ihn die historische Gerechtigkeit keinen Augenblick. Nur sein Nationalgefühl macht ihn altrömisch gesinnt. Die Freiheitsopfer schätzt er nicht geringer als Guicciardini, aber sie schrecken ihn nicht. Auch hier ist kein Zweifel erlaubt. So inbrünstig ein Patriot es nur wünschen kann, wünscht Machiavelli die nationale Einigung Italiens herbei.

Doch ein anderes ist ein Postulat, ein anderes der Glaube an die Möglichkeit einer Sache. Das Festhalten an jenem schliesst nicht aus, dass dieser fehlt. Sehr zuversichtlich lautet es jedenfalls nicht, wenn Machiavelli unter der Arbeit an den „Discorsi“ am 10. August 1513 an Vettori schreibt: „Was die Einigung der Italiener betrifft, bringt ihr mich zum Lachen. Erstens, weil bei einer Einigung hier nie etwas Rechtes herausgekommen ist, zweitens, weil die Glieder nie mit den Häuptern einig sind“. So lange nicht ein nationaler Wetteifer herrscht, werden seine Landsleute bei jeder sich darbietenden Gelegenheit keinen Schritt von der Stelle kommen. Weder 1513 noch später hat er diesen Wetteifer bemerkt. Sollte ihm das italienische Nationalproblem lösbar erschienen sein, so müsste er die Möglichkeit der Lösung in weitester Ferne gesehen haben. Die praktische Lösung kommt also ganz in Wegfall. Nur eine theoretische, construktive dürfen wir von den „Discorsi“ erwarten.

In dem wundervollen Prologe zum zweiten Buche er-

örtert Machiavelli den ewig ungeschlichteten Streit zwischen der guten alten Zeit und der Gegenwart. Das Recht der Vergangenheit und die Ansprüche der Gegenwart werden wie in Goethes Maskenspiele „Palaeophron und Neoterpe" einander gegenübergestellt. Gewissenhaft prüfend, erwägt der Verfasser, ob er nicht als einseitiger laudator temporis acti gegen sein eigenes Zeitalter ungerecht werde. In der Goetheschen Allegorie reichen sich schliesslich Jugend und Alter zu harmonischem Bunde die Hände, nachdem sie ihre Begleiter Gelbschnabel und Naseweis, Griesgram und Haberecht weggeschickt haben. In den „Discorsi" bleibt es nach reiflichster Erwägung aller entlastenden Momente bei dem vernichtenden Urteile über die in ein neues Jahrhundert herübergetretene Generation des Florentiners.

Dabei verhehlt sich Machiavelli keineswegs, dass die Vergangenheit der Gegenwart gegenüber immer im Vorteil sein wird, weil sie weder verletzen, noch Neid erregen kann. Ebensowenig übersieht er, dass wir selbst in Urteil und Neigungen nicht die gleichen bleiben, dass sich sehr häufig nur der Mensch verändert hat, wenn ohne jede vernünftige Ursache die Gegenwart getadelt, die Vergangenheit gelobt, die Zukunft herbeigewünscht wird. Auch findet er ein schiefes Urteil bei einem Rückblick auf die nächste Vergangenheit ganz begreiflich. Aus subjektiven Empfindungen würde er nie die Berechtigung geschöpft haben, über seine Generation den Stab zu brechen. Lediglich der universalhistorischen, auf die ganze Vergangenheit gerichteten Betrachtungsweise verdankt er die Zuversichtlichkeit seines Urteils.

Alles Ewige, Transscendente bleibt für ihn schlechterdings aus dem Spiel. Schon Guicciardini hat gegen die Theorie der Erbsünde Front gemacht, als er in den „Discorsi" auf die Behauptung stiess, ein Gesetzgeber müsse voraussetzen, dass alle Menschen böse seien. Die Menschen an sich — meint er — wollen unter gleichen Lebensbedingungen mehr das Gute als das Schlechte. Machiavelli aber kennt kein An sich, keine gleichen Lebensbedingungen. Sein Objekt

ist einzig und allein der geschichtliche Mensch. In gewissenhafter Würdigung aller irdischen Bedingtheiten kommt er immer wieder darauf zurück, dass eine menschenwürdige Existenz nur im Staate denkbar sei. Die ganze Art des Polybius kann ihm unmöglich zugesagt haben. Es würde ihm gewiss nicht einfallen, ihn wie seinen geliebten Plutarch „gravissimo scrittore“ zu nennen. Wenn er doch einmal die Anlehnung an den griechischen Historiker nicht verschmähte, ist es offenbar geschehen, weil er in der pragmatischen Entstehungsgeschichte des Urstaates seine Ueberzeugung von der staatlichen Bedingtheit aller menschlichen Tugenden wiedergefunden hat. Verfall der Sitten und Verfall der Staaten sind ihm daher völlig gleichbedeutend. Zum ersten Male giebt er der im Mittelalter angenommenen Aufeinanderfolge der vier Weltmonarchien eine moralpolitische Deutung. Bei den Assyrern, Medern, Persern und endlich im höchsten Maasse bei den Römern bemerkt er die staatenbildende Kraft, deren Erlöschen jedesmal auch den Verlust der Vormachtstellung, ja den Untergang zur Folge gehabt hat. Auch nach der Auflösung der römischen Universalmonarchie ist die „Tugend des Menschengeschlechts“, wie er jene staatenbildende Kraft nennt, nicht ganz erloschen. Franken, Sarazenen, Türken, das Sultanat von Ägypten und die Deutschen seiner Zeit haben ihr Grosses verdankt. Der Deutsche und der Osmane hat deshalb keine Ursache, die Vergangenheit über die Gegenwart zu stellen. Italiener und Griechen aber sind wohl im Recht, wenn sie es tadelnswert finden, dass bei ihnen Religion und Gesetze nicht beobachtet werden, dass ihr Heerwesen gänzlich darniederliegt.

Auch wer Machiavelli nicht beistimmen möchte, wird danach zugeben, dass sein obenerwähntes briefliches Urteil im festen Zusammenhange einer historischen Weltanschauung steht. Wohlfeilen Tadel überlässt er andern. Er selbst will lediglich klarsehen. Auch den Tadel würde er sich sparen, wenn er nicht die antike Anschauung teilte, dass

die Tugend ein Wissen und als ein solches lehrbar sei. Indem er bemüht ist, das Wesen der Vergangenheit zu ergründen, giebt er die Hoffnung nicht auf, dass das Glück sich dereinst den Wissenden günstiger erweise, dass die Saat seiner Gedanken noch aufgehen werde. Die stille Sammlerfreude wird Niemand dem Verfasser der „Discorsi" absprechen wollen. Er kann und darf sich seines Scharfsinns freuen, wenn er einem spröden Stoffe eine Antwort nach der andern abringt. Aber ebenso unverkennbar überwiegt die national-pädagogische Tendenz, so zwar, dass Beobachtungen und Ratschläge fortwährend in einander übergehen.

Die Folge ist, dass auch die schlichte Beobachtung zuweilen in der Form des Ratschlages auftritt. Sehr lehrreich erscheint in dieser Hinsicht das Kapitel über die Verschwörungen (III, 6). Ein anderer würde sich begnügen, die Ursachen des Gelingens und Misslingens der Verschwörungen zu erörtern. Machiavelli dagegen wendet sich unwillkürlich an ein Auditorium von Verschwörern und Tyrannen. Seht ihr, sagt er zu jenen, so müsst ihr es anfangen, wenn euer Vorhaben gelingen soll. Ihr aber, fügt er, an diese das Wort richtend, hinzu, habt jene Verschwörerbande nicht zu fürchten, wenn ihr den euch gegebenen Verhaltungsmaassregeln immer folgen werdet. Wenn irgendwo, haben ihn hier seine heissblütigen jungen Hörer im Garten der Rucellai daran erinnert, dass Lunte und Pulverfass ein übles Paar sind. Nicht ungewarnt werden wir an beide herangeführt.

So einfach aber liegen die Dinge doch keineswegs, dass das Gift, so wie es hier geschehen ist, jedesmal durch ein Gegengift unschädlich gemacht werde. Auch die von praktischer Bedeutung am weitesten entfernten wissenschaftlichen Erörterungen Machiavellis sind nur scheinbar kühl und gelassen. In Wahrheit atmet jede Zeile die verhaltene Leidenschaft des Politikers. Der Totaleindruck des Buches ist bei der mitunter entsetzlichen Didaktik ein

rätselhafter. Wir sagen uns zwar nach Lektüre des Verschwörerkapitels, dieser Mann hätte es fertig gebracht, an einer Universität nacheinander mit Verbrechern und Polizisten ein kriminalistisches Praktikum abzuhalten, aber wir können auch nicht in Abrede stellen, dass er den Staatengründern und Staatenlenkern mehr als einmal nicht nur unmoralische, sondern direkt verbrecherische Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke empfohlen hat. Fehlt das Gegengift, was die Regel ist, so wird sich im einzelnen Falle schwer entscheiden lassen, wohin die Meinung des Autors zielt; ob er uns für einen bestimmten Zweck eine bestimmte Maassregel anrät oder ob er nur, durch sein südliches Temperament und seine lebhafte Phantasie verführt, seine Staatslehre dramatisiert; ob wir den Politiker vor uns haben, ob er gegebenenfalles selbst wie eine bestimmte historische Person handeln würde, oder ob nur der Dichter in ihm sein eignes Dasein erweitert, indem er alles Menschliche und Unmenschliche nachfühlend zu verkörpern und nachzuschaffen weiss. Nicht minder schwer aber fällt die Scheidung seiner politischen Ratschläge in solche, die sich an ein ideales Publikum, an Mitwelt und Nachwelt wenden, und in solche, die allein an seine italienischen Landsleute gerichtet sind. Klar ist nur soviel, dass alle seine Betrachtungen, von Rom ausgehend, immer wieder nach Italien hinstreben. In der Ausführung aber verschwimmen die Grenzen zwischen Beobachtung und Didaktik, zwischen Weltsprache und Landessprache, zwischen europäischem und italienischem Publikum.

Immerhin wird man es mit den nötigen Vorbehalten wagen dürfen, die italienischen Ratschläge auszuscheiden. Nicht ohne anfängliche Verwunderung wird der Leser der „Discorsi“ in dem Freunde Vettoris und Guicciardinis einen abgesagten Feind des Adels kennen lernen. Edelleute nennt man nach seiner Definition alle diejenigen, welche müssig vom Ertrage ihrer Besitzungen im Ueberflusse leben. Haben sie zu ihrem Güterbesitz gar noch Burgen und Unter-

thanen, so sind sie eine wahre Landplage. Man könnte sich an die wunderlichen Vorstellungen des Bewohners industrieller Bezirke von dem bösen, junkerlichen Agrarier erinnert fühlen, wenn Machiavelli seine Behauptung nicht weiter ausführte und begründete. Die venezianischen Nobili sind in seinen Augen gar keine Edelleute. Ihre grossen Reichtümer bestehen nicht in Einkünften aus Ländereien, sondern in Kaufmannsgütern und beweglichem Eigentum. Sie besitzen keine Burgen und keine Gerichtsbarkeit. Man nennt sie nur Nobili, um schon durch den Namen ihre ausschliessliche Aemterfähigkeit anzudeuten. Demokratische Antipathien liegen der Adelsfeindschaft Machiavellis nicht zu Grunde. Auch hier wieder steht bei ihm alles in festem Zusammenhange. Die mit der neuen Gesellschaftsordnung noch nicht ausgesöhnten Herrn vom Stegreife sind ihm die eigentlichen Träger des Feudalsystems. Die feudale Ordnung hat sich seiner innersten Ueberzeugung nach überlebt. Die gedeihliche Fortentwicklung der Staaten hängt von ihrer völligen Beseitigung ab. Nicht als ob es damit auf die Nivellisierung der bürgerlichen Gesellschaft abgesehen wäre. Mit der égalité der französischen Revolution hat der Gleichheitsbegriff Machiavellis nicht das mindeste zu thun. Was er im Adel bekämpft, ist lediglich der Staat im Staate, die staatsfeindliche, isolierte politische Existenz. Das Unkraut findet vor den Augen des Gärtners keine Gnade.

Wenn er nun findet, dass im Königreich Neapel, im Kirchenstaat, der Romagna und der Lombardei jenes adlige Unkraut auf das üppigste wuchere, kommt er zu dem Schlusse, dass es für diese Länder ausser der Monarchie kein Heil gebe, und er meint damit die absolute Monarchie, deren universalhistorische Mission er mit prophetischem Blicke voraussah. Wie er sich aber die Ausführung seines Gedankens vorgestellt hat, ob ihm die Vereinigung der genannten Provinzen unter einem einzigen monarchischen Zwingherrn, ob ihm vier selbständige, isolierte oder miteinander verbündete Königreiche vorgeschwebt haben, lässt

sich aus den „Discorsi“, ohne ihnen Gewalt anzuthun, nicht herauslesen.

Wie nun aber, ist die Einheit ganz Italiens überhaupt erreichbar? Villari sagt unter Hinweis auf das heutige Königreich Italien und das Schlusskapitel des „Principe“: ja. Der Autor der „Discorsi“ beschränkt sich darauf, zu zeigen, dass es einmal ein einiges Italien auf republikanischer bundesstaatlicher Basis gegeben habe. Nun kann er allerdings den Wunsch nicht unterdrücken, dass das Beispiel der alten Römer Nachahmung finden möge, aber er scheint doch einzusehen, dass die Nachahmung nicht nur schwer, sondern geradezu unmöglich ist. Er hält sich daher lieber an das Erreichbare. In jenen Provinzen ist es die zum Teil ja schon festgewurzelte Monarchie, wie wir unbedenklich ergänzen dürfen, keine spanische, sondern die nationale Monarchie, für Toskana ein Staatenbund nach dem Muster des altetrurischen. Für waffenlose Republiken wie Florenz giebt es seines Erachtens nichts Verfehlteres, als ein ausgedehntes unfreies Unterthanenland mit einer im Besitze aller politischen Rechte befindlichen Zentrale. Rom war ein mächtiger italienischer Bundesstaat mit hinzu eroberten, von Statthaltern regierten Provinzen. Die Bundesgenossen konnten der Hauptstadt nicht ernstlich gefährlich werden, weil sie einerseits durch die Grösse und Macht Roms, andererseits durch die Provincialen im Zaume gehalten wurden. Spartaner und Athener schufen sich Unterthanenland wie die italienischen Stadtstaaten und giengen daran zu Grunde. Etrusker, Achaeer und Aetolier gründeten einen Staatenbund und sind dabei gut gefahren. Der etrurische Bund bestand aus nicht mehr als zwölf Städten. Kein Staatenbund wird die Tendenz zeigen, sein Gebiet zu erweitern, wenn er erst die zur Verteidigung gegen Angriffe hinreichende Zahl von Bundesgliedern erreicht hat. Die Gefahr, sich einen Krieg auf den Hals zu ziehen, ist bei seiner Friedfertigkeit geringer als für andere Staaten. In Toskana wären alle Vorbedingungen dazu in solchem

Maasse vorhanden, dass es nur der Einsicht und des guten Willens der Florentiner bedürfte, um mit Leichtigkeit ein freies Staatsleben einzuführen. Burgenbesitzende Edelleute sind hier unbekannt. Städte wie Pisa oder Arezzo aber würden auch für Florenz weit Erspriesslicheres leisten, wenn sie aus unsicheren und unwilligen Unterthanen die freien Eidgenossen des führenden Ortes würden.

Der Verfasser der „Discorsi“ hat also für die politische Neugestaltung Italiens kein uniformes Rezept. Dem grösseren Teile der Halbinsel empfiehlt er die Monarchie. Von Venedig ist überhaupt nicht die Rede. Für Toskana weiss er nichts Besseres als einen Staatenbund. Alle Ratschläge Machiavellis aber setzen voraus, dass die Wurzel alles Übels, der Kirchenstaat, beseitigt worden ist. Ohne Berücksichtigung der eigentlichen Weltlage, lediglich ein Zukunftsbild konstruierend, gewinnt er so zugleich die uns schon aus seiner Denkschrift an Leo X. bekannte allgemein gültige politische Maxime (I, 55): „Wo grosse Gleichheit ist, errichte man eine Republik, wo grosse Ungleichheit ist, eine Monarchie, wenn man nicht ein schlecht proportioniertes, undauerhaftes Ding schaffen will“.

Hiermit hat Machiavelli das Kapitel angewandter italienischer Politik verlassen, um es in den „Discorsi“ nicht weiter zu berühren. Ein fortlaufender Kommentar des Buches würde wohl noch mehr auf italienische Verhältnisse zugeschnittene Ratschläge herausschälen können. Wir thun jedoch besser daran, wenn wir uns die Gedankengänge des Autors in ihrer ursprünglichen zweideutigen Fassung vergegenwärtigen. Da ist es nun offenbar das Problem der Staatengründung, was ihn im Anschluss an jene Maxime vor andern beschäftigt. „Es darf wohl — meint er (I, 9) — als eine allgemeine Regel angenommen werden, dass in Republiken und Monarchien Verfassungen und Verfassungsänderungen fast durchgängig auf die Initiative eines einzelnen Mannes zurückzuführen sind. Die Staatengründung setzt einen Staatengründer voraus. Moses, Lykurg und Solon

konnten nur darum das Gemeinwohl fördernde Gesetze geben, weil sie sich Gewalt beigelegt hatten. Das erste ist immer, ein Volk in den Sattel zu heben. Das Reiten, die Sorge für die Dauer der Institutionen ist dann seine Sache. Zur Ordnung eines Staatswesens taugt nur Einer, weil sie keine Meinungsverschiedenheiten verträgt. Für die Erhaltung der Ordnung liegt in dem Interesse der Gesammtheit der Staatsbürger die beste Garantie. Diktatorische Gewalt duldet keinen andern Erben, als das ganze Volk.

Sehen wir von den altersgrauen Staatengründungen der Vorzeit ab, so wird es sich in der Regel weniger um eine Ordnung, als um eine Neuordnung der Staaten handeln. Es ist daher begreiflich, dass der von der Praxis zur Theorie gekommene Verfasser der „Discorsi“ sein Augenmerk allein auf die Verfassungsänderungen richtet. Das beste wäre für jeden Staat, überhaupt für jede menschliche Genossenschaft, also auch für Religionsgemeinschaften, wenn sie niemals einer völligen Neuordnung bedürften. Schon Sallust hatte in seiner „Verschwörung des Catilina“ bemerkt: „imperium facile eis artibus retinetur, quibus initio partum est, verum ubi pro labore desidia, pro continentia et aequitate lubido atque superbia invasere, fortuna simul cum moribus immutatur“. Das wünschenswerteste wäre also, wenn einer Einrichtung jederzeit das Ansehen, das sie zur Zeit ihrer Gründung genoss, zurückgegeben werden könnte. Dass das Christentum diese Kraft der inneren Erneuerung besessen hat, schliesst Machiavelli aus der Ordensgründung des Franz von Assissi und des heiligen Dominicus. Franziskaner und Dominikaner hätten durch ihren christusähnlichen Lebenswandel der katholischen Christenheit den ursprünglichen Charakter ihrer Religion wieder in das Gedächtnis zurückgerufen. Die Römer hätten es verstanden, durch Volkstribunat, Censur und alle übrigen nach und nach gegen den Ehrgeiz und Uebermut des Patriziates gemachten Gesetze die Erinnerung an die erste grosse Zeit der Republik lebendig zu erhalten.

Kein Deutscher wird heute fragen, was Machiavelli unter jenem ritornar al segno verstanden hat, wenn er sich der näheren Umstände des Unterganges der „Iltis“ erinnert. Durch Gesetze und durch Beispiel wird die Erneuerung bewirkt, das Feuer unter der Asche wieder angeblasen. Nicht immer freilich wird das möglich sein. Wie gute Sitten zu ihrer Erhaltung der Gesetze bedürfen, sind andrerseits zur Beobachtung der Gesetze gute Sitten erforderlich. Die anfänglichen Einrichtungen und Gesetze passen nur für ein unverdorbenes Volk. Ist aber erst einmal die Sittenverderbnis eingerissen, so passen sie nicht mehr.

Machiavelli setzt nun den Fall, dass es sich um einen äusserst verderbten Stadtstaat (città corrotta) handelt, und erhebt dann die Frage, ob es in einer solchen città überhaupt noch möglich sei, eine Republik zu erhalten oder zu gründen. Die Wiedereinführung gesunder politischer Zustände erheischt einen ausgezeichneten Mann. Wer aber soll diesem in einem solchen Stadtstaate die gesetzgeberische Gewalt übertragen, wenn er sich nicht selbst in Besitz der Herrschaft setzt. Es bedarf also, um an die Spitze des Staates zu gelangen, gewaltthätiger Handlungen, zu denen in einer Republik jedoch nur ein lasterhafter Mann im Stande sein wird. Wer gute Absichten hat, wird gewiss nicht durch schlechte Mittel Fürst werden wollen. Ebensowenig aber lässt es sich erwarten, dass ein Bösewicht, wenn er Fürst geworden ist, recht handeln und die schlecht erworbene Macht gut anwenden will.

Zieht man diesen Umstand in reifliche Erwägung, so ist es für einen ganz verderbten Stadtstaat immer noch das beste, wenn der Neuordner die neue Verfassung mehr der monarchischen als der republikanischen Regierungsform annähert. Gesetze würden die Bürger eines solchen Staates nicht bessern. Es gehört eine fast königliche Gewalt dazu, sie einigermaassen im Zaume zu halten. Sie auf andere Art gut machen zu wollen, wäre entweder ganz unmöglich oder das grausamste Unterfangen. Nichts wäre hier schädlicher,

als halbe Maassregeln. Darf schon der Staatengründer in der Wahl seiner Mittel nicht allzu ängstlich sein, so darf hier, wo es sich um das Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, nichts in Betracht kommen, sei es gerecht oder ungerecht, menschlich oder grausam, löblich oder schändlich, sondern es muss mit Beiseitesetzung jeder anderen Rücksicht durchaus das Mittel ergriffen werden, das dem Vaterlande das Leben rettet und die Freiheit erhält. Romulus hat seinen Bruder Remus erschlagen, weil der Ordner des Staates allein sein muss. Cäsar hat nur an die Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes gedacht*). Es kann sonach kein Zweifel bestehen, welchem von beiden der Neuordner eines Stadtstaates nacheifern sollte. „Strebt ein Fürst nach Weltruhm, so sollte er wünschen, einen verderbten Stadtstaat zu besitzen, nicht um ihn völlig zu Grunde zu richten, wie Cäsar, sondern um ihn neuzuordnen, wie Romulus (I 16)“.

Wie aber müsste dieser Fürst wohl beschaffen sein? Ein durch eine landständige Verfassung beschränkter Monarch wie der französische kann nicht in Frage kommen; denn er hat einen repräsentativen, gleichsam unpersönlichen Charakter. Hier aber hängt alles von der Person ab. So entlassen uns die „Discorsi“ mit dem psychologisch-politischen Problem des neuen Fürsten, des „Principe nuovo“.

3. Der Principe.

An dem bekanntesten Buche Machiavellis kann man sehen, wie aus Exkursen Monographien werden. Buch und Anhang gehören zusammen. Der „Principe“ aber hat sein eigenes Leben. Wie die „Discorsi“ will er an sich gewürdigt sein, ehe wir nach seinem Stammbaume fragen.

Die Scheidung aller Staaten in Republiken und Monarchien ist uns bereits bekannt. Die Republiken lässt

*) Schon im 14. Jahrhundert hat man in Florenz über Cäsar so geurteilt. Vgl. Bezold a. a. O. 437 fg.

Machiavelli bei Seite, da er sich schon an anderem Orte — er meint die „Discorsi“ — darüber ausgelassen habe. Die Monarchien oder, wie er hier durchweg sagt, die Fürstentümer (principati) teilt er ein in erbliche, worunter er alle seit langem befestigten Dynastien versteht, und in neue. Auf die Erbmonarchien näher einzugehen, verlohnt sich nicht, weil ihre Erhaltung bei der Macht der Tradition im allgemeinen nicht schwer fallen kann. Machiavelli will daher lieber untersuchen, mit welchen Mitteln ein Staat erworben und erhalten wird. Was ihn allein interessiert, sind die neuen Fürstentümer.

Nun giebt es aber zwei Arten von principati nuovi. Entweder wird der Principe zugleich der Gründer einer Dynastie und eines Reiches oder er gliedert seinem Staate ein erobertes Territorium auf dem Wege der Annexion an. Machiavelli kann also doch nicht umhin, auch die Erbmonarchien, und zwar vorzugsweise die grossen, zu berücksichtigen, insofern kein monarchischer Staat im Verlaufe seiner Geschichte auf Annexionen verzichtet hat. Auf den ersten Blick scheint die sich danach ergebende Disposition streng durchgeführt. Das erste Kapitel enthält in wenigen Worten die Einteilung des Stoffes. Das zweite erledigt in summarischer Weise die Erbmonarchien. Im dritten bis fünften Kapitel werden die „principati misti“, das heisst die aus Erblanden und annektierten Provinzen zusammengesetzten Fürstentümer besprochen. Vom sechsten Kapitel an wendet sich der Autor ganz seinem Hauptgegenstand, den principati nuovi der ersten Art zu. Aber schon im elften Kapitel unterbricht eine Besprechung der geistlichen Fürstentümer die Disposition. In den „Discorsi“ war ein systematischer Aufbau der Gedanken durch die Entstehung des Buches ausgeschlossen. Im „Principe“ lässt der Autor durch ihn selbst hervorgerufene Erwartungen unerfüllt. Nur am Thema hält er in Wahrheit fest. „Principe“ ist hier immer der Fürst. Wenn nicht die ungehörigen Beispiele aus der Geschichte republikanischer Staaten wären, würde

uns nichts an die schwankende und zweideutige Terminologie der „Discorsi“ erinnern. Die Interpretationsschwierigkeiten beginnen erst angesichts der Spezialisierungen des Begriffes „Principe“. Denn auch in der zweiten grösseren Hälfte seines Buches kommt Machiavelli immer wieder auf die erblichen Fürsten (principi ereditari) zurück. Rechnet man hinzu, dass er auch im „Principe“ seine Theorie dramatisiert und seine politischen Beobachtungen fast immer in die Form von Ratschlägen einkleidet, so weiss man im einzelnen Falle nie ganz genau, ob er sich an einen neuen oder alten Fürsten wendet. Noch höher aber steigt unsere Ungewissheit, woran wir uns eigentlich zu halten haben, wenn wir erwägen, dass der principe nuovo Machiavellis ein spezifisch italienisches Gewächs ist, ja wenn wir einen solchen italienischen Fürsten schliesslich als Befreier Italiens apostrophiert finden. Die italienischen Ratschläge der „Discorsi“ liessen sich, zum Teil wenigstens, unschwer ausscheiden. Auch im „Principe“ scheint die zweite Hälfte vom sechsten Kapitel ab nur auf Italien berechnet. Dahin weisen der principe nuovo, die Mehrzahl der überwiegend der jüngsten Vergangenheit entnommenen Beispiele, die Untersuchung in Kapitel 24, warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren haben, und endlich der Schluss des Buches. Nichtsdestoweniger ist auch im zweiten Teile das Bemühen des Autors unverkennbar, als Restaurator der Staatswissenschaft allgemeingültige politische Maximen aufzustellen.

Man könnte somit vielleicht die Irrtümer und Missverständnisse der meisten Kritiker und Erklärer des rätselhaften Büchleins darauf zurückführen, dass sie das von Natur aus Zweideutige eindeutig nehmend, in einem wissenschaftlichen Publizisten bald nur den Theoretiker, bald nur den italienischen Politiker gesehen haben. Diese Einsicht hilft uns indessen nicht über alle Schwierigkeiten hinweg. Trotz principe nuovo, trotz Kapitel 24 und 26 bleibt es eine offene, näher zu untersuchende Frage, ob und wie sich Machiavelli den neuen Fürsten als Befreier

Italiens gedacht hat. Auch die Frage nach der moralischen Verantwortlichkeit des Autors ist durch den Hinweis auf die berührte Zweideutigkeit und die dramatisch lebhafte Ausdrucksweise des Florentiners noch keineswegs entschieden. Denken wir uns Machiavelli auf der Armensünderbank, wo er für die Nachwelt lange genug gesessen hat, so könnte ein Verteidiger wohl auf den Einfall geraten, in allen schlechthin verwerflichen Ratschlägen lediglich eine Charakteristik des principe nuovo zu sehen, sodass allein die guten Ratschläge als an alle Fürsten gerichtet auf das Konto Machiavellis zu setzen wären. Diese Interpretation scheitert jedoch schon an dem Umstande, dass Machiavelli auch in der Besprechung der principati misti eines Cesare Borgia würdige Maximen aufstellt.

Und noch ein anderes darf nicht übersehen werden. Nichts wäre irriger als die Meinung, das der „Principe“ für uns eigentlich nur noch ein historisches Interesse habe, weil sich darin die Praxis eines längst vergangenen Zeitalters wiederspiegele. Annexionen sind heute so gut an der Tagesordnung wie zu Machiavellis Zeiten. Wenn der Verfasser des „Principe“ die romanisch-germanischen Nationen und ihre auf Europa beschränkten Eroberungen allein im Auge hatte, so begannen doch eben damals die bald in ungeahntem Umfange zunehmenden Übergriffe des europäischen Staatensystems nach den anderen Weltteilen. Auch für neue Fürsten bietet die jüngste Vergangenheit grosse und kleine Beispiele, wie Napoleon III, Kaiser Maximilian von Mexiko, König Karl von Rumänien, Alexander von Bulgarien und sein Koburger Nachfolger, das Reich des Mahdi im aegyptischen Sudan, der Philippinenhäuptling Aguinaldo und andere mehr. Der „Principe“ berührt also Fragen, die auch heute noch so brennend sind, wie vor vierhundert Jahren. Das Buch flösst daher dem Leser schon auf den ersten Seiten ein weit unmittelbareres Interesse ein, als die fortwährend an Altertum nnd Renaissance erinnernden „Discorsi“.

Daraus ergiebt sich nun aber ein ganz seltsamer Zustand. Wir glauben mit dem Autor auf dem gleichen Boden zu stehen und fühlen dann plötzlich diesen Boden unter unseren Füssen versinken, nachdem wir seiner Führung eine Zeit lang, ohne anzustossen, gefolgt sind. Es giebt einen Begriff von dieser dämonischen Anziehungskraft des Buches, dass Schirren 1878 in einer Kieler Rektoratsrede sich bis zu der Behauptung versteigen konnte, das Urbild des „Principe“ sei der Mensch, „der einfache, natürliche Mensch mit seinem Verlangen nach Macht“, der Principe sei daher gar nicht die Ausgeburt seiner Zeit, sondern stelle sich dar „als Bild seiner selbst, wie er ist, wie er nicht anders sein kann, wie er sein wird bis ans Ende der Tage“. Machiavelli hält sich nur deshalb für befugt, allgemeine Regeln aufzustellen, weil er an dem geschichtlichen Menschen aller Zeiten konstante Eigenschaften wahrgenommen hat. Wer zur Herrschaft berufen ist, muss diese Eigenschaften kennen, um danach zu handeln. Wie der Staatenlenker selbst beschaffen ist, gehört in einen ganz anderen Zusammenhang. Schirren hat deshalb auch nicht verraten können, für welchen Principe der Mensch an sich Modell gestanden habe, ob für den alten, der seinen Staat durch Annexionen vergrössert, oder für den neuen oder für beide. „Il Principe“ als Buchtitel besagt nicht mehr als „opusculo de principatibus“. Der Mensch, der Staat, der Fürst an sich sind, um es zu wiederholen, für Machiavelli nicht vorhanden. Wohl aber hat er es mit dem geschichtlichen Menschen, mit historisch bestimmten Republiken und Monarchien, mit Erbmonarchen und Tyrannen der Geschichte zu thun. Mit den Mitteln seiner Erfahrungswissenschaft sucht er das Wesen dieser historischen Phänomena zu ergründen. Staatswissenschaft ist für ihn weder Rechts- noch Staatsphilosophie. Wir erschweren uns das ohnehin schon so schwierige Verständnis seiner Schriften, wenn wir von vornherein aus dem Gedankenkreise Machiavellis heraustreten, wenn wir Unbe-

dingtes sehen wollen, wo nur historisch Bedingtes, in relativem Sinne Allgemeingültiges zu sehen ist.

Ein schlagender Beweis, wie schon das historisch, nicht absolut Normative im „Principe“ uns ins Bodenlose führt, sind das dritte und fünfte Kapitel. „Annexionen einer Erbmonarchie — heisst es im dritten Kapitel — gehören entweder derselben Nationalität und Sprache wie der erobernde Staat an oder nicht. Im ersten Falle ist es sehr leicht, sie zu behaupten, namentlich wenn sie an keine freie Verfassung gewöhnt sind. Will man sie sicher besitzen, so genügt es, die Linie des depossedierten Fürsten auszurotten (basta avere spenta la linea). Wird im übrigen an den bestehenden Zuständen nichts geändert, und ist die Landesart nicht verschieden, so leben die Menschen ruhig fort, wie man es in den Erwerbungen der Krone Frankreich, in der Bretagne, Gascogne, Burgund und der Normandie erlebt hat“. Das fünfte Kapitel zählt drei Mittel auf, an ein freies Verfassungsleben gewöhnte eroberte Staaten (città o principati) zu behaupten: Erstens, sie zu Grunde zu richten (rovinargli), zweitens seine Residenz dahin zu verlegen, drittens ihnen gegen einen Tribut ihre Verfassung zu lassen, und sie sich durch eine Oligarchie (uno Stato di pochi) willig zu halten“.

Machiavellis Beispiele sind freilich an der zuletzt genannten Stelle von der bereits charakterisierten, im „Principe“ unangebrachten Art. „Die Spartaner — meint er — behaupteten Athen und Theben vermittelst einer Oligarchie; nichtsdestoweniger haben sie beide verloren. Die Römer zerstörten Capua, Karthago und Numantia, um sie zu behaupten, und verloren sie nicht“. Spartaner und Römer beweisen also etwas, was sie strenggenommen gar nicht beweisen können, nämlich, wie ein Fürst einen eroberten Freistaat am besten behaupte. „Wer Herr einer freien Stadt wird und sie nicht vernichtet“, hat seines Erachtens zu erwarten, „dass er von ihr vernichtet wird. Das Zauberwort Freiheit und ihre alten Ordnungen sind ein ewiger Anlass

zur Empörung. Weder die Länge der Zeit noch Wohlthaten bringen sie in Vergessenheit".

Sicher ist hier nur soviel, dass Machiavelli den Medici gewiss nicht den Rat geben wollte, Florenz zu zerstören, dass er sie eher abschrecken wollte, seine Vaterstadt für immer der Freiheit zu berauben. In jener Denkschrift an Leo X. hat er die Verwandlung einer ausgesprochenen Republik in eine Monarchie und einer Monarchie in eine Republik nicht nur ein schwieriges, sondern geradezu ein unmenschliches, eines Biedermannes unwürdiges Beginnen genannt. Aber wenn auch sein Ratschlag keine Billigung ausdrückt, kann doch nicht in Abrede gestellt werden, dass er nach der Disposition und dem Zusammenhange auch an Erbmonarchen gerichtet ist, dass Bismarck danach 1866 besser gethan hätte, seinem Monarchen zur Ausrottung der verjagten Dynastien von Hannover, Kurhessen und Nassau und zur Zerstörung der freien Stadt Frankfurt zu raten. Wir sagen uns vergeblich, dass Machiavellis Beispiele seinen Gedanken ein gutes Teil ihrer Schroffheit nehmen. Der letzte männliche Spross des burgundischen Hauses ist, wie Machiavelli wohl wusste, vor Nancy gefallen. Die Krone Frankreich war so glücklich, dass ihr nach und nach alle apanagierten Fürstentümer wieder „zustarben". Karl VIII. und Ludwig XII. haben nacheinander der bretonischen Erbtochter Anna die Hand zum Ehebund gereicht. In der Politik des „spegnere la linea" hat schon damals die dynastische Verbindung eine mindestens ebenso grosse Rolle gespielt, wie Dolch und Henkerbeil. Es genügt, an die Vermählung der beiden Enkel Kaiser Wilhelms I. mit Prinzessinnen der Dynastien Augustenburg und Nassau zu erinnern, um zu zeigen, dass der Gedanke Machiavellis richtig wird, sobald damit nichts weiter gesagt sein soll, als dass die Ansprüche der depossedierten Linie aus der Welt geschafft werden müssen. Auch würde ihm selbst, wenn er an Bismarcks Stelle gestanden hätte, die Zerstörung Frankfurts in Anbetracht der Grösse und Stärke des annektierenden Staates

nicht nur unmenschlich, sondern auch völlig überflüssig erschienen sein. Aber von dem Buchstaben kommen wir durch alle diese Betrachtungen nicht los. Schon in der ersten Hälfte des „Principe“ findet sich die Bemerkung, dass „man den Menschen schmeicheln oder sie vernichten muss (vezzegiare o spegnere), weil sie leichte Beleidigungen rächen, schwere nicht rächen können“. Machiavelli wird nicht müde, bei jeder Gelegenheit seinen Lieblingssatz zu wiederholen: was du thust, das thue ganz. „Fortuna ist ein Weib. Wer sie meistern will, muss sie schlagen und stossen. Dem Saumseligen unterwirft sie sich nicht halb so gern“.

Ganz wie von selbst bietet sich daher Machiavelli, als er sich dem „Principe nuovo“ zuwendet, das Beispiel der längst zurechtgemodelten Gestalt des Cesare Borgia dar. Wie ihm Ludwig XII. von Frankreich als warnendes Exempel für alle Eroberer dienen muss, stellt er den Papstsohn allen durch das Glück und fremde Waffen zur Herrschaft gelangten Fürsten als Muster auf. Sein idealisierter Valentino soll also wohlverstanden keineswegs für alle neuen Fürsten die historische Norm sein. Moses, Cyrus, Romulus, Theseus und andere haben dem Glück nicht mehr als die Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer Pläne verdankt. Für solche Fürsten hören die Schwierigkeiten da auf, wo sie für einen Usurpator vom Schlage Valentinos erst beginnen. Sie schmieden sich ihr Glück und ihre Waffen selbst und bedürfen der Zwangsgewalt, um sich zu behaupten. Bewaffnete Propheten haben immer gesiegt, während entwaffnete wie Savonarola untergiengen. Bei Cesare und seinesgleichen handelt es sich vielmehr darum, eine weniger erworbene als geschenkte Herrschaft nachträglich zu fundamentieren. Dem Sohne Alexanders VI. wäre das auch gelungen, wenn sein Vater länger gelebt hätte. Erst als er die Wahl Julius des II. geschehen liess, hat er gefehlt. „Wer es also in den Anfängen seines Principats für nötig hält, sich gegen Feinde sicher zu stellen, Freunde zu ge-

winnen, durch Gewalt oder Betrug zu siegen, sich beim Volke geliebt und gefürchtet zu machen, den Soldaten Gehorsam und Respekt einzuflössen, seine mutmaasslichen Gegner zu beseitigen, an die Stelle der alten Ordnung eine neue zu setzen, streng und gnädig, grossmütig und freigebig zu sein, ungetreue Miliz zu vernichten, neue zu schaffen, sich die Freundschaft der Könige und Fürsten zu erhalten, so dass sie sich gern ihm gefällig zeigen oder sich besinnen, ehe sie ihn beleidigen“, wer alles dies für nötig hält, kann kein der Zeit Machiavellis näher liegendes Beispiel finden, als die Thaten des Herzogs der Romagna.

Im weiteren Verfolgen dieser Gedankenreihe kommt Machiavelli zu der Unterscheidung zwischen gut und übel angewandten Grausamkeiten. Die übel angewandten nehmen nach seiner Erklärung mit der Zeit eher zu als ab. Zu den gut angewandten wird ein Gewalthaber nur einmal, im Interesse des Staates und zur Sicherung seiner Person, greifen. Wenn sich Machiavelli der Antithese wegen des Wörtchens gut bedient, ist er doch weit entfernt, die „crudeltà bene usate“ unterschiedslos zu billigen. Cesare Borgia scheint ihm allerdings gerechtfertigt, insofern er die ihm durch das Glück zugefallene Herrschaft mit allen Mitteln zu befestigen strebte. Dagegen kann er doch nicht umhin, den Agathocles von Syrakus zu tadeln, weil er seine Mitbürger tötete, seine Freunde verriet, Treue, Erbarmen und Gottesfurcht nicht gekannt hat. Auf der Stufenleiter des Ruhmes steht ihm, wie er gelegentlich bemerkt hat, der Religionsstifter auf der obersten Sprosse, der Staatengründer auf der nächsten, der kriegerische Eroberer auf der dritten, der Held der Feder auf der vierten (Discorsi 1, 10). Den Papstsohn setzt er eine Sprosse tiefer als Romulus. Ein Agathocles und ein Oliverotto von Fermo haben auf Ruhm keinen Anspruch. Sie können mithin nur den durch die eigene Ruchlosigkeit auf den Thron erhobenen Usurpatoren zur Nachahmung empfohlen werden.

Eine vollständigere Naturgeschichte der Tyrannis ist kaum denkbar. Trotzdem lässt uns der Autor in der zweiten Hälfte seines Buches, vom Schlusskapitel abgesehen, entschieden etwas vermissen. Ein Eroberer pflegt das annektierte Land nicht nach seinem Willen zu befragen. Es wäre daher müssig, zu untersuchen, ob und von wem ein Territorium annektiert zu werden wünscht. Ein neuer Fürst dagegen ist, wie man zunächst denken sollte, nicht bloss um seiner selbst willen da, sondern hat doch auch, falls er nicht in die zuletzt geschilderte Tyrannenkategorie gehört, den Bedürfnissen eines Volkes nach staatlicher Einigung, nach Einheit und Macht, nach einer Verfassung zu entsprechen. Man erwartet deshalb auch von jenen politischen Bedürfnissen der Völker etwas zu vernehmen, um so mehr als Machiavelli bereits im nächsten (9.) Kapitel auf die durch die Gunst ihrer Mitbürger erhobenen Fürsten, auf die „principati civili", zu sprechen kommt. Machiavelli aber bleibt nun einmal dabei, in diesem Buche die Sache nur von oben zu betrachten. Wenn irgendwo, zeigt es sich hier, dass der „Principe" ein Ding für sich, kein Anhang der „Discorsi" sein will. Seinen republikanischen Grundsätzen getreu, betont Machiavelli zwar auch hier, dass die Absichten des Volkes weit ehrbarer seien als die der Grossen, insofern diese das Volk unterdrücken wollen, jenes zufrieden ist, wenn es nicht unterdrückt wird, aber auch im neunten Kapitel interessiert ihn lediglich die Frage, ob sich ein durch den Volkswillen berufener Fürst mehr auf die Grossen oder auf das Volk stützen solle, um sich auf dem Throne zu behaupten. Kein Wort deutet darauf hin, dass die diktatorische Gewalt nicht vererbt werden dürfe, dass es der schönste Ruhm des Staatengründers sei, seinem Volke als Geburtshelfer einer freiheitlichen Verfassung zu dienen.

So wird uns denn an dieser Stelle zur Gewissheit, was aus den Kapiteln über die „principati misti" noch nicht mit voller Sicherheit hervorgieng. Der „Principe„

wendet sich nicht allein in der Widmung an Lorenzo von Medici, sondern seinem ganzen Inhalte nach an die regierenden Häupter. Der Verfasser dociert vor einem Parterre von Königen. Was er aber mit einem durch Erfahrung geschärften Blicke zu seinen Füssen sieht, sind nicht die schemenhaften, mit allen erdenklichen Tugenden gezierten Monarchen einer puerilen Chronistik, keine Könige, die sich mit der Krone ins Bett legen, sondern Menschen, nicht besser und schlechter als andere Exemplare dieser zweibeinigen Geschöpfe. Er will daher seinem königlichen Auditorium keine Vorlesung über Ethik halten, sondern begnügt sich, zu zeigen, welche Tugenden ein Fürst in seiner Ausnahmestellung besitzen, welche Laster er meiden muss. Weil er aber die Schwäche der menschlichen Natur kennt und weil er weiss, dass ein Fürst, so wie er diese Species zu kennen glaubt, selbst diesen sehr herabgesetzten ethischen Forderungen nur höchst selten in vollem Maasse Genüge leisten wird, scheut er sich nicht, noch weiter zu gehen und seinem fürstlichen Schüler zu sagen: Du bist kein Privatmann, dem man Herz und Nieren prüft, sondern ein Fürst, den das Volk stets danach beurteilt, wie er sich äusserlich giebt. Kannst du dir die wünschenswerten Fürstentugenden nicht ganz zu eigen machen, kannst du den für deine Stellung besonders gefährlichen Lastern nicht ganz entsagen, so wahre wenigstens den Schein. Vor allem vergiss nicht, dass es nicht genügt, die Löwenhaut um die Schultern zu legen, wenn du den dir gestellten Schlingen entgehen willst. Übe dich bei Zeiten in der Rolle des Fuchses.

Mustert man die Ratschläge Machiavellis, so wird man finden, dass sie, so vortrefflich sie grossenteils sein mögen, sich alle in der angedeuteten Richtung bewegen. Selbst die Liebe des Volkes spielt nur die Rolle eines Regierungsmittels. Als Panzer gegen Verschwörer und Angreifer, gegen innere und äussere Feinde, nicht um ihrer selbst willen, erscheint sie dem Verfasser des „Principe“ erstre-

benswert. Der Fürst soll lernen, dass es sein eigner Vorteil ist, wenn er klug und gut regiert. In einer weisen und starken Regierung liegt die beste Bürgschaft ihrer Dauer. Die Könige von Frankreich sind mit solchen Regierungsgrundsätzen gross und mächtig geworden. Die Arragonesen in Neapel und die Sforza in Mailand haben, waffenlos und unpopulär wie sie waren, ihre Staaten verloren. Ihre Feigheit trägt die Schuld, nicht das Schicksal.

Sollte sich aber deswegen Italien verloren geben? Indem Machiavelli sich anschickt, in einem Schlusskapitel diese Frage zu beantworten, ist es plötzlich, als ob es in der Welt des cinquecento keinen dynastischen und persönlichen Egoismus gebe, als ob der nationale Egoismus auch in einem italienischen Principe alles verzehre oder verzehren müsse. Das Volk Israel war in Aegypten unterjocht, als Moses aufstand; die Perser waren von den Medern unterdrückt, als Cyrus an ihre Spitze trat, die Athener zerstreut, als Theseus sie sammelte. Die Italiener sind heute schlimmer daran, als Israeliten, Perser und Athener vor ihrer Erhebung. Der Held und Erretter pflegt zu erscheinen, wenn die Not am grössten ist. Aller Augen warten auf ihn. Wer das Banner ergreift, wird ganz Italien bereit finden, ihm zu folgen. Wenn die Medici die Zeichen der Zeit zu deuten verstehen, wissen sie, was sie zu thun haben. Das Volk in Waffen, von einem Heerkönige geführt, ist in einem Befreiungskriege unüberwindlich. Gebt uns Waffen und einen Führer. Gott und die Gerechtigkeit unserer Sache wird mit uns sein.

Gewiss ein Schluss, ebenso hinreissend als „wunderlich“. Ist er der Schlüssel zum ganzen Buche, enthält er die Lösung des Machiavelliproblemes? Ist das Kapitel nichts als ein rhetorisches Prachtstück? Traut der Autor seinem Volke die Kraft, traut er den Medici die Fähigkeit zu, den nationalen Staat zu errichten? Will er die Florentiner Freiheit auf dem Altare des Vaterlandes opfern, will er Toskana zur Basis nationaler Medicäerpolitik gemacht

sehen? Hat er eine bestimmte politische Konstellation im Auge gehabt? Ist das Kapitel für Lorenzo geschrieben, oder war es schon concipiert, als der „Principe“ noch Giuliano zugedacht war?

Jede dieser Fragen hat ihre Beantwortung gefunden. Völlig befriedigend ist keine ausgefallen. Sie näher zu besprechen, hat nur ein literarhistorisches Interesse. Für unsere Zwecke scheint es förderlicher, uns streng an das Objekt haltend, festzustellen, was Machiavelli eigentlich gesagt, was er nicht gesagt hat. So sehr das Schlusskapitel in Sprache und Gedanken von dem ganzen Buche absticht, tritt es nicht unvermittelt auf. Die Erörterung der Ursachen der Katastrophe von 1494 war vorausgegangen. Die Variierung des Gedankens, dass jeder seines Glückes Schmied sei, bildete den Übergang. Die Staatengründer erster Ordnung, Moses, Cyrus, Theseus, nicht Cesare Borgia, werden dem nationalen Helden als Muster aufgestellt. Machiavelli denkt nicht daran, dem kranken Italien Gift zu verschreiben. Noch weniger will er den Medici die Wege weisen, ihre Halbtyrannis in Florenz in ein absolutes Regiment zu verwandeln. In Giuliano hat er den Anwärter eines mittelitalienischen Königreiches gesehen. Lorenzo war Herzog von Urbino. Von ihren Territorien hätte die nationale Wiederauferstehung auszugehen. Wenn ihre eignen Unterthanen bewaffnet sind, können sie daran denken, den Aufruf Papst Julius des II. zur Befreiung Italiens zu wiederholen und die nationale Erhebung zu organisieren. Alles weitere überlässt Machiavelli der Zukunft. Keine Silbe deutet an, was aus Italien nach einem siegreichen Befreiungskriege werden soll, ob der Oberbefehl im Feld nach geschlagener Schlacht niedergelegt werden, oder dem Hause Medici verbleiben soll. An die Stelle der Hoffnungslosigkeit des Briefes an Vettori, an die Stelle der Vertröstung auf bessere Zeiten in den „Discorsi“ tritt die Begeisterung des ehemaligen Sekretärs der Neun der Miliz. Nur so erklärt es sich,

dass er die Charakteristik der principati misti und der principati nuovi mit einem politischen Zukunftstraume beschliesst. Das Volk in Waffen ist der Punkt, von wo aus sich die Welt aus den Angeln heben lässt.

4. Die sieben Bücher über die Kriegskunst.

„Der Fürst“, heisst es einmal im „Principe“, „soll ein grosser Frager und ein geduldiger Hörer der Wahrheit sein“. Eine bessere Schutzwehr gegen Schmeichelei giebt es nicht. Auch der Herrscher im Reiche der Erfahrung muss sich auf das Fragen und Hören verstehen, wenn er gegen die gefährlichste aller Schmeicheleien, gegen die Selbstgefälligkeit, gewappnet sein will. Wie ein König erteilt der Einsiedler von San Andrea in seinem Studierzimmer Audienz. Dante war mit Virgil in das Schattenreich hinabgestiegen. Machiavelli empfängt die Helden der Geschichte wie Lebende. Von dem dienstthuenden Hofmarschall und Flügeladjutanten, von Livius, Plutarch und anderen vor ihn geführt, stehen sie auf seine Fragen Rede.

Schon in den „Discorsi“ haben wir jedoch die Scene zuweilen verwandelt gefunden. Das Audienzgemach wird mit dem Garten Freund Rucellais vertauscht. Der Majestät des Denkers sicher, wenn auch ohne königliche Gewänder, freut sich Machiavelli des lebendigen Gespräches. Der grösste aller Frager nimmt dem Freunde die Gegenfrage nicht übel. Um zu lernen hatte er gefragt. Um zu lernen, lässt er sich fragen. In den „Discorsi“ und dem „Principe“ ist der Dialog noch latent. Nur an der gesteigerten Lebhaftigkeit des Vortrages, an der Anrede des Untersuchungsobjektes erkennt man hie und da seine Spuren. Erst in den „sette libri dell' arte della guerra“ tritt er in seine Rechte ein. Für die Form des Buches sind wie in den „Discorsi“ die vorausgegangenen Studien, nicht das oder jenes Stilmuster maassgebend geworden. Es kann wohl sein, dass Fabrizio Colonna auf der Durchreise durch Florenz

einmal der Gast Cosimo Rucellais gewesen ist, dass die Anwesenheit des berühmten Condottiere der Unterhaltung eine militärische Richtung gegeben hatte. Wenn Machiavelli ihn jedoch zum Führer eines Dialoges über die Kriegskunst macht, so ist das eine sehr durchsichtige Fiktion. Nicht Colonna, sondern Machiavelli selbst hat, gewiss mehr als einmal, seine 1512 so schlecht bewährte Lieblingsschöpfung der florentinischen Miliz gegen den Tadel seiner Freunde Rucellai, Buondelmonti, Alamanni, della Palla verteidigt. Obwohl er Zeuge jener Unterhaltung gewesen sein will, ergreift er scheinbar in keinem der sieben Bücher das Wort. Die Wahrheit ist, dass er darin dem eignen Gedankenaustausche mit seinen jungen Freunden das schönste Denkmal errichtet hat. So sehr die Einleitung der Urbanität des Verfassers zur Ehre gereicht, kann sie uns doch nicht darüber täuschen, dass der Ausgangspunkt jener Gartengespräche weniger die Kriegskunst an sich, als sein missglückter Versuch einer Renaissance der Thaten gewesen ist.

Staatskunst und Kriegskunst sind unzertrennlich. Der Krieg setzt die Politik eines Staates mit den Waffen fort. Die Thätigkeit des Staatsmannes wird im Kriege nicht pausieren. Der Feldherr muss auch im Frieden gehört werden. Je einträchtiger beide zusammenwirken, desto nachhaltigere Erfolge werden sie erzielen. Als Restaurator der Staatswissenschaft fand Machiavelli die Lehre vom Kriege auf seinem Wege. Der Theoretiker der Politik durfte und wollte sie nicht übergehen. Zahlreiche Kapitel der „Discorsi“ und des „Principe“ betreffen militärische Fragen. Sein militärisches Hauptwerk aber ist eine wissenschaftliche Verteidigungschrift. Geschichte und Theorie der Kriegskunst dienen einem ganz bestimmten Zwecke. „Ich wollte euch zeigen, sagt Colonna-Machiavelli, wie man in unserer Zeit ein tüchtigeres Heer als die bestehenden schaffen könnte“. Der Leser hat sich also zunächst auf den Standpunkt der Freunde Machiavellis zu stellen und

das Gehörte erwägend zu fragen, ob dem Verfasser der „Arte della guerra“ sein Vorhaben geglückt ist.

Da bemerken wir nun alsbald, dass sich ihm auch hier als letzter nie versagender Trumpf die Katastrophe von 1494 darbietet. Was will das verunglückte Experiment der Florentiner Ordinanza gegen jenes furchtbare Memento bedeuten. Die Niederlage bei Prato hat lediglich bewiesen, dass eine gute Sache falsch angegriffen war. 1494 aber hat Alles versagt: die Führer, die Truppen, die Festungen. Der italienische Fürst der „Arte della guerra“ ist kein Muster im Sinne des „Principe“. Selbst die Muster der Ruchlosigkeit gewinnen, wenn man sie mit diesem nach der Natur gezeichneten Schwächlinge vergleicht. Vor 1494 hat er wohl geglaubt, „es genüge schon, wenn ein Fürst die Fähigkeit besitze, am Schreibpult eine spitze Antwort auszudenken, einen schönen Brief abzufassen, in Reden und Worten schlagfertigen Witz zu zeigen, einen Betrug anzuzetteln, sich mit Edelsteinen und Gold zu schmücken, glänzender als seinesgleichen zu schlafen und zu essen, sich mit Lastern aller Art zu umgeben, seinen Unterthanen ein geiziger und hochmütiger Herr zu sein, im Müssiggang zu verfaulen, die Kommandostellen im Heere nach Gunst zu vergeben und den Wegweiser zur Ehre geringzuschätzen; es genüge, wenn ein Fürst wünsche, dass seine Worte Orakelsprüche seien“. Er allein trägt die Schuld, dass es mit Italien so weit gekommen ist. Er hat den Condottiere zum wahren Tyrannen Italiens gemacht, die Hauptwaffe der Zeit, die Infanterie vernachlässigt, die Schwäche der italienischen Festungen nicht erkannt.

Wer das einsieht, und welcher Italiener, denkt Machiavelli, sollte das nicht einsehen, wird auch die Schlussfolgerungen zugeben müssen. Mit Flickwerk ists nicht gethan. Nur eine gründliche Reform kann noch helfen. Der Fürst muss, seinen wahren Beruf erkennend, der oberste Kriegsherr werden. Das beste Heer kann ihm versagen, wenn er nicht den Mut hat, sein eigener Condottiere zu

sein. Auf Söldner wird er sich niemals verlassen können. Was ist ihnen auch der Fahneneid? „Bei welchem Gotte, bei welchen Heiligen sollte sie der Feldherr schwören lassen? Bei denen, die sie anbeten, oder bei denen, die sie lästern? Wie können Gottesverächter vor Menschen Respekt haben?“ Der Kriegsherr versuche es nur, einem Söldner mehr Gepäck, als er gewohnt war, aufzuladen, ihn täglich zu exerzieren, Spiel, Unzucht und die üblichen Ausschreitungen streng zu bestrafen, und er wird sehen, wie weit er mit diesem Auswurfe der Gesellschaft kommt. Mit einem verhauenen Marmorblock kann der beste Bildhauer nichts anfangen. Auch hier handelt es sich darum, ein Heer aus dem Rohen heraus zu schaffen. Das Rohmaterial eines italienischen Fürsten können nur Italiener, nur seine eigenen Unterthanen sein.

Die Reform des Hauptes ist für Machiavelli eine Forderung der Vernunft. Moderne Musterbeispiele gebe es nicht. Keine der bestehenden Monarchien sei wohl eingerichtet. Wären sie das, so würde sich der Absolutismus der Könige auf das Heerwesen, auf den Oberbefehl im Kriege beschränken, während sie in allen anderen Fragen nichts ohne vorausgegangene Beratung thun dürften. Von der Reformbedürftigkeit der Glieder kann sich, wie er meint, jeder mit eignen Augen überzeugen. Frankreich hat in den 15 Ordonnanzkompagnien der hommes d'armes eine kleine, aber treffliche schwere Kavallerie. Wenn die Monarchie es verstünde, neben dem französischen Adel auch Bürger- und Bauernstand zum Wehrdienst heranzuziehen, wenn Ludwig XI., wie Machiavelli hinzusetzen könnte, die Einrichtung der pfarreiweise ausgehobenen Freischützen (franc-archers) nicht wieder abgeschafft hätte, wäre der französische Einheitsstaat unüberwindlich. Spanien und die Eidgenossenschaft haben sich durch eigne Waffen furchtbar gemacht. Deutsche und Spanier gelten in ganz Europa mit Recht für die besten Soldaten. Namentlich an den Eidgenossen kann man sehen, was ein Volk in Waffen

vermag. Die heimische Zucht und Gesetzlichkeit bändigt selbst den schweizer Soldknecht.

So zweifellos indessen die militärische Ueberlegenheit der Deutschen und Spanier seiner Zeit erscheint, will sie Machiavelli doch nicht als Muster empfehlen. Deutsche Landsknechte und schweizer Fussvolk schlagen jeden Kavallerieangriff zurück, während sie gegen eine leichter bewegliche Infanterie wie die spanische in offenbarem Nachteil sind. Die Infanterie der Spanier wird stets Gefahr laufen, von schwerer Kavallerie überritten zu werden. Die Reform des Hauptes ist in der von Machiavelli vorgeschlagenen Weise ein Neues. Die Reform der Glieder bedeutet die Wiederholung eines schon einmal gestellten und gelösten Problemes. Wehrpflicht, Strategie und Taktik müssen mit sinngemässen Aenderungen so, wie sie sich vier Jahrhunderte lang in Rom bewährt haben, erneuert werden. Alle Anstrengungen sind verloren, wenn die Erinnerung an das Jahr 1494 dieser Einsicht nicht zu allgemeinem Durchbruche hilft.

Das Gelingen der Reform des italienischen Heerwesens wird freilich allemal von der Wahl des Standpunktes abhängen. Erstes Erfordernis ist ein grösserer monarchischer Staat. Wenn ein Fürst nicht 15000 bis 20000 Landeskinder ausheben kann, will Machiavelli die Garantie des Erfolges nicht übernehmen. Obwohl er sich nicht weiter darüber ausspricht, ist in diesen Worten zugleich die Erklärung der Katastrophe von Prato enthalten. Ein Freistaat wie der florentinische war nicht im Stande, die Renaissance der Kriegskunst allen Hindernissen und Friktionen zum Trotz durchzuführen*). Die Aufgabe erheischt diktatorische Gewalt. Nur der „Principe“ kann sie lösen.

Das zeigt sich aber bereits bei dem Aushebungsgeschäft. Auch ohne ausdrücklichen Hinweis wissen die Hörer Colonna-Machiavellis, dass es nicht einerlei ist, ob

*) „Avete fatto un abortivo, non una figura perfetta“.

die Aushebungskommission die Bürger und Nichtbürger eines Stadtstaates oder die Unterthanen einer Monarchie vor sich hat. Die città wird sich, wie man das in Florenz gesehen hat, über gewisse politische Bedenken nie ganz hinwegsetzen können. Für einen Fürsten kommen allein die militärischen Gesichtspunkte in Betracht. In der Monarchie wird nur der körperlich Untaugliche und der Ehrlose von der Ehre des Waffendienstes ausgeschlossen sein. Jeder waffenfähige Mann vom siebenzehnten bis zum vierzigsten Jahre ist wehrpflichtig. Die in der Florentiner Ordinanza gemachten Ausnahmen fallen hinweg. Ueber die Zahl der Ausgehobenen entscheidet das Bedürfnis, über die engere Auswahl der Grad der Tauglichkeit.

Die Verteilung des Ersatzes auf die Hauptwaffengattungen seiner Zeit denkt sich Machiavelli so, dass auf je 20 Infanteristen ein Kavallerist kommt. Auf ein stehendes Heer hat er es nicht abgesehen, weil es einen Staat finanziell zu Grunde richten würde. Die Ausbildung des einzelnen Mannes und der Truppe hat daher in periodischen Uebungen zu erfolgen. Als taktische Einheit der Infanterie schwebt ihm dabei das nach dem Muster der römischen Legion gebildete, aus 10 Fähnlein (battaglie) zusammengesetzte Regiment (battaglione) vor. Ein kriegstüchtiges Regiment muss so einexerziert sein, dass es sich auch unter schwierigen Verhältnissen, in jedem Gelände, schnell vorwärts und rückwärts bewegen kann. Der Uebergang von der Marschformation in die Gefechtsformation muss sich ebenso glatt vollziehen, wie eine Frontveränderung während des Gefechtes.

Von den 450 Mann des Fähnleins sind nach dem Vorschlag Colonna-Machiavellis 100 Mann mit Piken wie die Deutschen, 300 mit Schild und Degen wie die Spanier und 50 mit Büchse oder Armbrust auszurüsten. Um das zu verstehen, muss man berücksichtigen, dass die Handfeuerwaffen bis zur Einführung der Steinschlossflinten, also bis in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, so

schwerfällig zu handhaben waren, dass noch bis in die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges den Musketieren die gleiche oder gar die doppelte Anzahl Pikeniere beigegeben wurde, weil anreitende Kavallerie die Musketiere ohne den Schutz der vorgestreckten Piken mit Leichtigkeit überreiten und zusammenhauen konnte, bevor diese zur Abgabe des zweiten Schusses kamen. Machiavelli aber ist in seiner Waffenlehre ganz besonders konservativ und verspricht sich von den Handfeuerwaffen gar nichts, wie er denn auch der Artillerie nur für den Festungskrieg eine grössere Bedeutung beimisst: beides für die damalige Zeit nicht ganz unberechtigte Ansichten, wenn sie auch 1520 bereits entschieden übertrieben und veraltet waren. Nun hatte er aber die Beobachtung gemacht, dass die Phalanx der Schweizer zwar jeden Kavallerieangriff, aber nicht den in den Lanzenwald eindringenden leichtbewaffneten spanischen Infanteristen gewachsen sei. Er giebt daher den Pikenieren statt der Musketiere die dreifache Zahl in römisch-spanischer Weise Bewaffneter und nur eine kleinere Anzahl Schützen bei.

Die kavalleristischen Anschauungen Machiavellis sind dagegen ganz modern. Wenn heute bei der zerstreuten Gefechtsart die vernichtende Wirkung der Schnellfeuerwaffen jeden Kavallerieangriff zu einem Todesritt gestaltet, hält auch der Restaurator der Kriegskunst sein auf den Nahkampf angewiesenes Regiment für unüberwindlich, weil er den moralischen Halt der Vaterlandsliebe mindestens ebenso hoch anschlägt wie die militärische Schulung der nationalen Infanterie. In Europa wenigstens — denn Asien und seine Reitervölker will er aus dem Spiele lassen — ist ihm die Infanterie der Nerv des Heeres. Die Reiterei dient ihm lediglich zu Rekognoszierungen und Streifzügen, zu Fouragierung und Verwüstung des feindlichen Gebietes, zur steten Beunruhigung des Gegners und zum Abschneiden seiner Zufuhr. So überzeugend das für moderne Ohren auch klingt, ist sein Urteil gerade hier sichtlich befangen. Jedes Manöver beweist, dass auch heute noch die Frage

der Verwendung der Kavallerie im Gefecht eine vielumstrittene ist. Das sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert war die Blütezeit der Reiterschlachten. Die Bedeutung der schweren eisengepanzerten Kavallerie für die Feldschlacht hat auch Machiavelli nicht ganz in Abrede gestellt.

Nichtsdestoweniger genügt ihm eine relativ kleine Kavallerie*), und zwar eben deshalb, weil im Kriege alle Maassnahmen auf die Vernichtung des Gegners hinzielen müssen, weil ihm die Schlacht unter allen Umständen die Hauptsache bleibt**). Seine Marsch- und Lagerordnung, seine Regelung der Verpflegung, seine Vorschläge zur Ausbildung des einzelnen Mannes und der Truppe haben keinen anderen Zweck, als ein schlagfertiges Heer zu schaffen. Seine ganze Taktik läuft darauf hinaus, zu zeigen, wie die Armee eine handliche und starke Waffe wird. Seine Strategie will den Gebrauch dieser Waffe lehren. Das nationale Heer unter seinem angestammten Fürsten soll wie ein gutes Schwert in der Hand eines guten Fechters sein. Auf die Zahl kommt es nicht an. Eine nicht zu grosse, aber tüchtige, nach jenen Grundsätzen geschulte und geführte Armee ist ihm lieber, als das ungeheuerste Heer. Wer sich nicht selbst verlässt, hat keine Uebermacht zu fürchten. „Derjenige unter den Staatenlenkern Italiens, der den vor-

*) Um ihm ganz gerecht zu werden, darf nicht übersehen werden, dass auch in der Armee des Königreichs Italien aus Gründen, die zum Teil in der Natur des Landes liegen, die Kavallerie eine relativ bescheidene Rolle spielt. Vgl. Fischer, Italien und die Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts S. 151.

**) Wo Machiavelli andrer Ansicht ist, haben wir in Wahrheit nicht ihn, sondern seinen Hauptgewährsmann Vegetius (vgl. unten S. 178, Anm.) vor uns. Max Jähns sagt in seiner „Geschichte der Kriegswissenschaften" 1, 468: „Zuweilen scheinen die Geister des Vegez und des Cäsar sich um die Seele des Florentiners zu streiten". Dem Feldherr aber bleibt der Sieg. Die Thaten der Alten sagen Machiavelli mehr, als ihre Theorie. Zu Vegetius hat er sich ähnlich verhalten wie zu dem Geschichtsphilosophen Polybius.

geschlagenen Weg zuerst einschlägt, wird eher, als irgend ein anderer der Herr dieses Landes (signore di questa provincia) werden. Und es wird seinem Staate ergehen, wie dem Königreich Makedonien, das unter König Philipp durch seine der thebanischen nachgebildete Militärverfassung so mächtig wurde, dass es in wenigen Jahren das ganze übrige, in Müssiggang versunkene und nur an Komödienspiel denkende Griechenland besetzen konnte, dass es dem Sohne Philipps die Möglichkeit schuf, sich zum Herrn der Welt zu machen. Wer aber diese Gedanken missachtet, missachtet, wenn er ein Fürst ist, sein Fürstentum, wenn er ein Bürger ist, seine Stadt".

Indem er so seinem Volke den Weg zur Einheit und Macht zeigt, wird der Verfasser der „Arte della guerra" zum Propheten der historischen Mission des Hauses Savoyen. Den Weg zum Einheitsstaate aber hat er, wenn ich ihn recht verstehe, in diesem Buche nicht zeigen wollen. Von den Venezianern hat er wohl gemeint, dass sie für Italien und die Welt das hätten werden können, was Rom im Altertum war, wenn sie die Führung ihrer Festlandskriege nicht Condottieren und Söldnern überlassen hätten. Obwohl er den militärischen Diktator nur noch auf dem Throne zu finden hofft, käme es für ihn auf dasselbe hinaus, ob eine Adelsaristokratie oder ein Fürst die „nuova monarchia" errichte. Was ihm vorschwebt, ist der militärische Erzieher und Bundesfeldherr. Ein solcher Heerkönig „entlässt nach dem Friedensschluss seine Fürsten, damit sie ihre Völker regieren, die Edelleute, damit sie ihre Güter bebauen, die Soldaten, damit jeder wieder seinem Handwerk nachgeht". Bei dem „signore di questa provincia" hat Machiavelli sichtlich mehr an die allerdings sehr reformbedürftige Stellung des Reichsoberhauptes in Deutschland, als an den König eines Einheitsstaates wie Frankreich gedacht. Der deutsche Kaiser würde auch heute seinem Ideale mehr entsprechen, als der König von Italien. Die „Arte della guerra" erinnert uns daran, dass die nationale Einheit

in dem Italien Machiavellis nur in der Form des Bundesstaates möglich gewesen wäre. Auch in unsern Tagen ist ja der italienische Einheitsstaat des Partikularismus nur deshalb Herr geworden, weil es ausser Piemont in ganz Italien keine nationalen Regierungen gab.

Dem Verfasser des „Principe" ist auf Grund einer irrigen Interpretation nachgesagt worden, dass er seinem kranken Vaterlande Gift verschrieben habe. Die „Arte della guerra" schliesst ein derartiges Missverständnis völlig aus. Jeder Hörer Colonna-Machiavellis wird zugeben müssen, dass ein gewissenhafter Arzt zu ihm spricht. Wenn in den „Discorsi" und im „Principe" die Scheidung zwischen Beobachtung und Ratschlag schwer, wenn nicht unmöglich war, haben wir es in den „sieben Büchern über die Kriegskunst" mit einer vollständigen Arzneimittellehre zu thun. Der Weg, den uns Machiavelli führt, ist nicht minder lehrreich als das Ziel, das er uns zeigt. Zum erstenmale fühlen wir uns an sein briefliches Geständnis*) erinnert: „das Schicksal hat gewollt, dass ich weder von der Zunft der Seidenwirker noch von Wollwebern, weder von Gewinn noch von Verlust, sondern vom Staate allein zu reden verstehe". Es ist doch nur zum Teil Mangel an Erfahrung, wenn Machiavelli so naiv ist, zu glauben, ein schlagfertiges Heer, wie er es sich denkt, liesse sich ohne erhebliche Kosten im Frieden durch sonntägliche Übungen bilden, wenn er den Gedanken an ein stehendes Heer zurückweist. Auch der Staatsmann hätte von Gewinn und Verlust soviel verstehen müssen, um zu wissen, dass das militärische und das finanzielle Problem einander bedingen. Der Schöpfung der Ordonnanzkompagnien war in Frankreich eine Reform der Steuerverfassung vorausgegangen. Colonna-Machiavelli meint mit Recht, im Kriege seien Männer, Eisen, Geld und Brot die Hauptfaktoren. Wenn er aber hinzusetzt, Männer und Eisen sind notwendiger

*) An Vettori. 9. April 1513. Alvisi 229.

weil sie Geld und Brot schon zu finden wissen, so ist das weniger wahr als geistreich gesprochen. Schweden ist durch seine Eisenrüstung schliesslich erdrückt worden, weil es nicht fähig war, sie zu bezahlen. Der preussische Staat verdankte sein Emporkommen der Erkenntnis, dass Geld und Brot ebenso wichtig seien wie Männer und Eisen. Es genügt nun einmal nicht, dass ein Fürst den Mut habe, sein eigner Condottiere zu sein. Was einer Militärmonarchie notthut, hat König Friedrich Wilhelm I. in der Sprache des Absolutismus weit besser gesagt als der Verfasser der „Arte della guerra“. „Ich bin — meinte er trocken — der Finanzmann und der Feldmarschall des Königs von Preussen. Das wird den König von Preussen erhalten“.

Man sieht, Machiavelli ist wohl auf dem richtigen Wege, aber er überlässt es seinen Hörern, die erste Hälfte des Weges allein zurückzulegen. Er schafft kein Heer, sondern führt ein bereits geschaffenes vor. Er hebt keine Lombarden, Romagnolen und Apulier aus, sondern Normalrekruten, um daraus Normalsoldaten zu machen. Es ist wohl wahr, dass auch in seiner Hauptquelle, der Epitoma rei militaris des Flavius Vegetius, ein römischer Normalsoldat sein Wesen treibt. Die Entwicklung des altrömischen Heerwesens konnte er aus diesem unkritischen Compilator des vierten Jahrhunderts nicht kennen lernen. Aber man darf angesichts seiner Vertrautheit mit Polybius, Caesar und Frontin*) mit Fug und Recht fragen, ob es ihm um die antiquarische Genauigkeit überhaupt zu thun war, ob ihm Vegetius nicht gerade das darbot, was er brauchte. Der Eindruck seiner Freunde und Hörer wird von dem unsrigen schwerlich sehr verschieden gewesen sein. Auch sie werden sich über die leicht entzündliche Phantasie des grundsätzlichen Menschenverächters, über seinen felsenfesten Glauben

*) Vgl. Villari 3 II, 97, der für seine zweite Auflage eine Studie des Principeherausgebers Burd über „the literary sources of Machiavelli's Arte della guerra“ im Manuskript benutzen durfte.

an die menschlichen und soldatischen Tugenden des Vaterlandsverteidigers gewundert haben, aber auch sie werden dadurch in ihrer Verehrung für Machiavelli nur bestärkt worden sein. Das ceterum censeo des Volkes in Waffen ist in seiner Unbedingtheit, nicht allein für die damalige Zeit, ein militärischer Doktrinarismus. Machiavellis Landsmann Michelangelo hat aus einem verhauenen Marmorblock den David gemacht. Aber jener Doktrinarismus hat Früchte getragen, um die ihn die Praktiker aller Jahrhunderte beneiden dürfen.

Wir aber dürfen uns dem Bergsteiger vergleichen, der nur noch eine kleine Wegstrecke bis zum Gipfel vor sich sieht. An der Aussicht wird sich kaum noch etwas verändern. Lediglich der Wunsch, den ganzen Berg zu unseren Füssen zu sehen, lässt uns noch weitersteigen.

5. Die Florentiner Geschichte.

Der Uebergang von der Praxis zur Theorie ist ein unmerklicher. Jedes Urteil über ein Geschehenes enthält den Ansatz zur Bildung einer Theorie. Prometheus, der Mann der That, hat Epimetheus, den geborenen Theoretiker, zum Bruder. Der Erfahrung folgt die Erfahrungswissenschaft auf dem Fusse. Vom Kanzler der Zehn zu dem Verfasser politischer und militärischer Studien war nur ein kleiner Schritt. Wenn er die Vergangenheit zur Erklärung der Gegenwart heranzog, trat er damit noch nicht aus seiner Sphäre heraus. Politik ist ein Wissen und eine Kunst. In Praxis und Theorie erkennt man an der glücklichen Mischung von Kenntnissen und philosophischen Qualitäten den echten Politico.

Erst die Spezialisierung der Studien, erst die Vertiefung der Kenntnisse erinnert daran, dass alle Kunst ursprünglich ein Handwerk ist, dass „arte della guerra" in wörtlicher Übersetzung ebensowohl das Handwerk oder die Zunft des Krieges als die Kriegskunst heissen könnte. Dem Poli-

tiker genügt es, seine Erfahrung durch Kenntnis der Vergangenheit zu erweitern. Selbst als Memoirenschreiber darf er noch des Zunftzwanges spotten. Der Historiker muss wissen, dass das, was wir gemeinhin Geschichte nennen, besser die Überlieferung genannt würde, dass das buchstäblich Vergangene eben darum keine historische Vergangenheit ist. Auch im Besitze der höchsten Meisterschaft wird er wegen dieses Wissens ein Kunsthandwerker bleiben, wird seine Geschichtschreibung zünftig sein. Den Verfasser der „Discorsi“ und des „Principe“ könnte nur ein Pedant nach seiner Stellung zur Überlieferung fragen, wenn er nicht zugleich der Autor der „Istorie Fiorentine“ wäre. Die Zunft aber hat an ihn wie an jeden Genossen ihre Fragen zu richten, ehe sie ihn freispricht. Der Historiker verlangt von seinesgleichen nicht philosophische, sondern historische Kritik, wenn er auch nicht übersieht, dass diese als das Speziellere dem Begriffe nach in jener enthalten ist.

Was man im Zeitalter Machiavellis in Italien unter historischer Kritik verstanden hat, wird sich wohl am kürzesten durch den Hinweis auf zwei kritische Thaten, Petrarcas Kritik der gefälschten österreichischen Freiheitsbriefe und Laurentius Vallas Angriff auf die Echtheit der Konstantinischen Schenkung umschreiben lassen. Die wiedererwachenden philologischen Studien hatten den Humanisten den Blick für die Fälschung oder Verdunkelung der historischen Tradition geschärft. Kritiklose Überlieferung des Überlieferten konnte sich ebensowenig für Geschichte ausgeben, wie die historische Rhetorik panegyrischer Lohnschreiber. Man legt also an die Geschichtschreibung Machiavellis keinen modernen Maassstab, wenn man näher untersucht, wie sich bei ihm die Prüfung und Sichtung zu der Sammlung des Stoffes verhält. Das überraschende Ergebnis dieser Untersuchung ist aber die Thatsache, dass er auch hier, völlig neue Wege gehend, als Sammler weit origineller ist als in der Kritik des Details. Er hat wohl

den fabelhaften Charakter der Urgeschichte Diodors von Sizilien bemerkt. Auch weiss er ganz genau, dass in den Reden bei Livius und Sallust der Geschichtschreiber selbst, nicht der angebliche Redner das Wort führt*). Ja seine rationalistische Skepsis geht soweit, die Erscheinung der Jungfrau von Orléans für eine Erdichtung König Karls VII. zu halten**). Aber weit fruchtbarer erweist sich sein Gedanke, dass die historische Tradition ausserordentlich lückenhaft und unvollständig ist, dass wir mit dem Worte Vergangenheit Vergangenes und Überliefertes bezeichnen. Das Christentum, führt er aus, hat sich die grösste Mühe gegeben, die Erinnerung an das Heidentum bis auf die letzte Spur auszulöschen, was ihm wohl auch ganz gelungen wäre, wenn nicht die lateinische Sprache die Continuität zwischen der heidnischen und christlichen Kultur erhalten hätte. Wo ausser der Religion auch eine andere Sprache die Herrschaft erlangt, wo Pest, Hungersnot, Überschwemmungen das ihrige thun, verschwindet jede sichere Kunde der Vorzeit***).

Danach bestimmt sich bereits die Liviuskritik des Verfassers der „Discorsi". Der römische Historiker berichtet ihm nicht zu viel, sondern zu wenig. Rom hat die Religion und die Sprache der besiegten Italiker verschlungen. Wer so lange und so tapfer wie die Samniter für seine Freiheit gekämpft hat, kann nicht führerlos gewesen sein. Wie hiessen jene Helden? Wie lebten die etrurischen Einwohner Toskanas? Machiavelli sieht wohl ein, dass er mit seinem Blick das Dunkel nicht durchbohren kann, aber er

*) Discorsi I, 46: sentenza Sallustiana posta in bocca di Cesare. An Vettori. 20. Dez. 1514 (Alvisi 382): Tito Livio in due parole nella bocca di Tito Flamminio dà questa sentenzia".

**) Arte della guerra. Libro IV: „Ne' tempi de' padri nostri Carlo VII re di Francia, nella guerra che fece contro agl' Inglesi, diceva consigliarsi con una fanciulla mandata da Iddio, la quale si chiamò per tutto la pulzella di Francia, il che gli fu cagione della vittoria".

***) Discorsi II, 5.

will wenigstens zeigen, dass da einmal etwas vorhanden gewesen ist. Indem er die Frage der historischen Tradition im Zentrum fasst, entdeckt er, dass sie durch nichts so sehr verdunkelt und gefälscht wird, als durch die Einseitigkeit der Quellen. Als humanistischer Autodidakt ohne Sinn und Verständnis für philologische Detailkritik entdeckt er gleichwohl das Wesen der historischen Kritik. Während die Philologie mit ihren Mitteln über die Erklärung und Vergleichung der Quellen nicht hinauszukommen vermag, erblickt er die Aufgabe des Geschichtschreibers in der Emanzipation von den Zufälligkeiten der Überlieferung, in der Befreiung von der Tyrannei des Buchstabens.

Die Entwicklung der neueren Historiographie lässt nicht zweifelhaft, welchen Dienst der Historiker Machiavelli mit dieser Entdeckung der Geschichtswissenschaft erwiesen hat. Die Frage ist nur, ob sie ihm selbst bei der dogmatischen Richtung seines Geistes nicht gefährlich wurde. Wenn die souveräne Kombinationsgabe den Geschichtschreiber von dem Philologen und Antiquar unterscheidet, wenn sein Handwerk zugleich eine Kunst ist, bleibt es doch eine ausgemachte Sache, dass er nicht fliegen kann. Auch der Künstler muss seine Phantasie fest im Zügel haben. Der Historiker zügelt nicht nur, er wird auch gezügelt. Emanzipation von der Tradition heisst für ihn nicht Absehen von der Tradition. Er löst wohl Rätsel, aber er stellt sie nicht selbst zur Lösung. Er beugt sich nicht vor dem Buchstaben der Überlieferung, aber er kann ihm nicht ganz entfliehen. Eine halbe Lösung ist ihm lieber als eine scheinbar vollständige, aber forcierte. Die philosophische und die dichterische Wahrheit lockt ihn nicht. Zwischen Wahrheit und Dichtung steht ihm als Grenzsperre das Bekenntnis des Nichtwissens.

Wird aber auch der Dichter eines imaginären Valentino, eines idealisierten Romulus, eines römischen Mustersoldaten, der Verfasser der didaktischen Novelle „Cas-

truccio Castracani" solche Enthaltsamkeit üben, wenn er in Klios Dienste tritt? Wird dem Verfasser der Florentiner Geschichte die historische Wahrheit trotz ihrer Relativität das höchste sein, wird er sie niemals der allezeit unbedingten poetischen Wahrheit opfern? Hat der Entdecker neuer Welten auf seiner Fahrt die dräuenden Klippen vermieden, hat er sie, so wie sein Kompass nun einmal beschaffen war, überhaupt vermeiden können? Wie die Antwort auch ausfallen mag, soviel ist wohl klar, dass sie über die historiographische Bedeutung Machiavellis entscheiden wird. Um sie geben zu können, ist es indessen unerlässlich, zuvor auf das Thema des Geschichtschreibers einen kurzen Blick zu werfen.

Es ist für den modernen Betrachter der Geschichte der Arnostadt nicht ganz leicht, sich in dem ewigen Wechsel ihrer Verfassungsformen zurechtzufinden, und schon mancher wird sich erstaunt gefragt haben, ob die florentinische Republik überhaupt einer politischen Kategorie eingereiht werden könne. An Ort und Stelle aber schwindet jeder Zweifel. Da kann man es mit Händen greifen, dass Florenz bis 1530 eine Demokratie gewesen ist. Vom Domplatz zum Palazzo vecchio führt die Strumpfwirkergasse (Via Calzajoli) an der Kirche Or San Michele vorbei. Das Gebäude würde nicht so sehr in die Augen fallen, wenn nicht die Apostel- und Heiligenstatuen in den Nischen wären. Eine herrlicher als die andere, ein einziges grosses Denkmal der Florentiner Bildhauerei. Die Plastik des Mailänder Domes wird nur den Kunsthistoriker zu Detailstudien einladen. Hier aber fesselt jede einzelne Gestalt. In Mailand ist der ganze Dom das Denkmal der Stadttyrannis. Hier wird jede Statue zu einem Denkmal des Demos. Jede Zunft hat einen Pfeiler übernommen. Über dem heiligen Georg des Donatello*) prangt in buntglasiertem

*) Seit einigen Jahren ist das durch eine Kopie ersetzte Original eine Hauptzierde des Donatellosaales im Bargello. Zur Baugeschichte

Thon aus der Schule der Robbia das Wappen der Panzerschmiede. Wenn man sieht, was hier die Fleischer, Kürschner, Schuster, Wollenweber für ihr eignes Andenken und für die in ihrer Mitte erwachsene Kunst gethan haben, wundert man sich nicht mehr, dass ein Geld- und Börsenmensch wie Cosimo von Medici Prunk und Schönheit niemals verwechselt hat.

Zwischen Mailand, Florenz und Venedig ist insofern kein Unterschied, als sie sämtlich Stadtstaaten waren und den unterworfenen Städten und Provinzen keine föderative Gleichberechtigung zugestanden. Die Unterschiede sind im Volkscharakter zu suchen, dem sich die jeweilige Verfassung anschmiegt. Auch Florenz hat wie Mailand seinen Adel gehabt. Seit den ordinamenta justitiae von 1293 aber gab es nur noch Gross- und Kleinbürger (popolo grasso und minuto), obere und niedere Zünfte (arti maggiori und minori). Der venezianische Geldadel hatte sich bereits 1297 durch die Schliessung des goldenen Buches als Aristokratie konstituiert. In Florenz ist erst auf der Grundlage jener Neuordnung des Staates ein neuer Geldadel entstanden. Allen Nichtbürgern gegenüber war der florentinische Demos aristokratisch. Im eigenen Hause hatte er dem Ehrgeiz Thür und Thor offen gelassen. Wer hier Tyrann werden wollte, konnte es gleichwohl nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Usurpation werden, sondern musste danach streben, der erste Bürger des Freistaates zu werden. Die Albizzi haben in dieser Weise ein halbes Jahrhundert vorwaltenden Einfluss ausgeübt, bis das Bankiergeschlecht der Medici mit Giovanni (gestorben 1429) und dessen Sohne Cosimo emporkam. Kein Herzogshut, geschweige denn ein Diadem, ja nicht einmal der rote Lucco, die Amtstracht, schmückte den Tyrannen von Florenz. Nur durch seinen Einfluss auf die Besetzung der Magistraturen, durch seinen Anhang in der Bürgerschaft, auch wohl durch Denunziantentum und eine

von Or San Michele vgl. Hans Semper, Donatello in Quellenschriften für Kunstgeschichte 9, 75 ff.

auf diskrete Bestechung hinauslaufende Freigebigkeit hatte er das Heft in der Hand.

Das Schöne an dieser Tyrannis ist, dass sie trotz alledem weder zur Knechtung der Bürgerschaft noch zur Entartung der herrschenden Geschlechter führen konnte. Obwohl die Kontrole der Staatsgewalt nicht wie in Venedig in gesetzliche Formen gekleidet war, hatten sich die Medici stets zu hüten, dass sie es weder mit dem übrigen Kaufmannsadel noch mit der popolaren Partei verdarben. Cosimo hat, ehe er 1434 sein Regiment gründete, noch einmal das Brot der Verbannung essen müssen. Was anderwärts Unterdrückung, was der platte Kampf ums Dasein war, wurde in Florenz der Wettkampf eines reichbegabten Volkes. Die Parteiungen, Revolutionen und Staatsstreiche hielten die freie Entfaltung aller Kräfte des Geistes und Gemütes nicht auf. Nächst Athen hat sich keine Polis um die Kultur des Menschengeschlechtes so verdient gemacht, wie die demokratische Halbtyrannis von Florenz.

Wie alle politischen Halbheiten hatte jedoch auch diese keine Zukunft. Es war doch eine Anomalie sondergleichen, dass eine Demokratie Städte mit altem Ruhme wie Pisa und Livorno als rechtlose Unterthanen behandelte, dass der florentinische Wollweber sich besser dünkte, als ein Pisaner Nobile. Lediglich die Verwandlung in eine förderative toskanische Republik hätte Florenz vor dem trivialen Schicksale bewahren können, aus der stolzesten aller Demokratien die simple Hauptstadt eines kleinen Grossherzogtums zu werden. Die Unsicherheit seiner äusseren Politik während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts ist der schlagendste Beweis, dass hier etwas im Staate faul war. Kein italienischer Staat hat ein so starkes Anlehnungsbedürfnis besessen, wie diese waffenscheue Demokratie. Nachdem man glücklich darüber hinaus war, zur Schlichtung der inneren Streitigkeiten die Intervention anderer Mächte, des Kaisers und vor allem der Anjou in Neapel anzurufen, sah man im medicäischen Zeitalter alles Heil

im engsten Anschlusse an Frankreich*). Lyon war ein Hauptort der florentinischen Seidenindustrie. Das genügte für die Kaufmannsrepublik am Arno, die Politik der freien Hand völlig fahren zu lassen. Die Partei Savonarolas und Soderinis hat es in dieser Hinsicht nicht anders gehalten als die Medici von Cosimo bis auf den jüngeren Lorenzo.

Eine noch nicht abgeschlossene Entwicklung zu überschauen und richtig zu deuten, wird immer schwer fallen. Bedürfte es noch eines Beweises für die Genialität Machiavellis, so würden wir ihn darin zu sehen haben, dass er zuerst den Ariadnefaden durch das Labyrinth der Florentiner Geschichte gefunden hat. Auch die historische Ueberlieferung der Arnostadt ist ein unvergleichliches Denkmal des florentinischen Demos. Ein Chronist wie Giovanni Villani versetzt uns in das Gewühl auf Markt und Strassen. Humanisten wie Leonardi Bruni und Poggio Bracciolini begleiten die Gesandte der Stadt an die Höfe der Machthaber, die Kriegskommissäre in das Feldlager. Jedes Haus, jeder Stein dieser città wird uns in längerem Verkehre mit ihnen vertraut. Keinem aber ist es vor Machiavelli eingefallen, den Campanile zu besteigen. Auch der Kanzler der Zehn, der Organisator des Krieges gegen Pisa, hat noch nicht daran gedacht. Erst der Verfasser der „Discorsi" konnte sich durch eine gar nicht gross genug zu veranschlagende geistige Arbeit zu diesem Standpunkte erheben. In seinem Livius, mehr noch in den Dekaden des päpstlichen Sekretärs Flavio Biondo, der „ersten gelehrten Geschichte des Mittelalters" **), war ihm der Begriff der Universalgeschichte aufgegangen. Er aber erkannte und löste die schwierigere Aufgabe, die lokale Geschichte seiner Vaterstadt universalhistorisch zu behandeln.

Dieses Völkchen, „das sich die Freiheit nicht zu er-

---

*) Vgl. B. Buser. Die Beziehungen der Mediceer zu Frankreich während der Jahre 1434—94. Lpzg. 1879.

**) G. Voigt. Die Wiederbelebung des klassischen Altertums 2III, 493.

halten weiss, das die Knechtschaft nicht ertragen kann", diese geistvollen Zungenhelden, denen nichts unerträglicher wäre, als ein Papagenoschloss am Munde, lernt man wohl auch aus Machiavellis Vorgängern kennen. Er aber hat sie zuerst so charakterisiert. Indem er zum erstenmale den Grund der Waffenscheu des florentinischen Demos in der Unterdrückung und Vertreibung des alten Waffenadels aufdeckt, erinnert er sich zugleich, dass auch die andern italienischen Staatengebilde an demselben Uebel litten, weil sie der Sturz der Staufer des politischen Mittelpunktes beraubt und isoliert hatte. In den ewigen Parteikämpfen sieht er, als ob er persönlich niemals etwas damit zu thun gehabt hätte, den Fluch und den Segen der Florentiner Geschichte. Das Gleichgewicht der Kräfte während des fünfzehnten Jahrhunderts, die vielgepriesene politische Klugheit Cosimos und Lorenzo des Prächtigen machen ihn nicht blind gegen die Thatsache, dass sich Italien vor dem Einmarsche Karls VIII. nur darum selbst gehörte, weil kein Stärkerer dazwischenfuhr *).

Obwohl es zum Teil dieselben Gedanken wie in den „Discorsi" und dem „Principe" sind, wird der Leser immer wieder durch die grossartige Weite des Blickes in den „Istorie Fiorentine" frappiert. Man muss Machiavellis Erzählung des vom Zaune gebrochenen Krieges der Florentiner gegen Lucca (Buch V, Kap. 11) gelesen haben, um zu wissen, wie er in seinen späteren Jahren über die florentinische Territorialpolitik und seine eigne Thätigkeit unter Soderini geurteilt hat. Ungeachtet der Unvollkommenheit der Überlieferung will er doch nicht in den Fehler des Livius verfallen. Auch ihm sind die Helden der Feindin seiner Vaterstadt unbekannt, aber er weiss

*) Wenn er zum Tode des König Ladislaus von Neapel bemerkt: „cosi la morte fu sempre più amica ai Fiorentini che niuno altro amico, e più potente a salvargli che alcuna loro virtù" (Buch III Ende), so hat er dabei wohl auch an den Tod Lorenzos von Urbino im Jahre 1519 gedacht.

sich zu helfen, indem er „einen der Ältesten und Weisesten“ an das versammelte Volk von Lucca eine hinreissende, für Florenz durchaus nicht schmeichelhafte Rede halten lässt. Das erste einleitende Buch ist nur ein Auszug aus Flavio Biondo, aber es ist das Excerpt eines Universalhistorikers von Gottes Gnaden. Die politische Gruppierung der appenninischen Halbinsel, das Papsttum als ewiges Hindernis der Einigung, Stadtstaat und Tyrannis, Demokratie und Aristokratie, Feudalwesen und Absolutismus, Privilegierte und Pöbel, Klassenherrschaft und städtischer Kommunismus, der Condottiere im Felde und als Staatengründer, wie wird das Alles bei ihm lebendig. Kein wirksamer Faktor des öffentlichen Lebens entgeht seinem Adlerblick. Es ist ihm eine Freude, gelegentlich (VIII 29) auch über eine so merkwürdige historische Erscheinung wie die politische Aktiengesellschaft San Giorgio in Genua berichten zu können. Seht ihr, ruft er dann den Verfassern philosophischer Staatsromane zu, so etwas habt ihr euch doch nicht träumen lassen. Der philosophische Sinn für das Wesentliche und das Gefühl des Historikers für das Wirkliche halten sich vollkommen die Wage. Der erste neuere Geschichtschreiber, der sämtliche Fäden in der Hand behält, hat er von vornherein sein Ziel unverrückt im Auge. Soweit es für sein Geschäft möglich und wünschenswert ist, hat die politische Entwicklung Italiens für ihn bereits vor dem sacco di Roma ihren Abschluss erreicht.

Wer die „Istorie Fiorentine“ nur bruchstückweise liest, wird sie niemals verstehen. Erst bei vollständiger, ununterbrochener Lektüre empfängt man den vom Verfasser beabsichtigten Eindruck eines historischen Dramas. Das lauterste Streben nach Objektivität ist ersichtlich, aber es ist die Objektivität des Dichters. Der Antithese zulieb wird Piero, dem Sohne Cosimos, dem Vater Lorenzo des Prächtigen, eine Gesinnung zugeschrieben, die er schwerlich gehabt hat. Der Doktrin zulieb werden die Condottierischlachten noch unblutiger dargestellt, als sie in Wirklich-

keit verliefen. Der Pointe zulieb scheut Machiavelli sogar nicht vor der Aenderung zweier im Original erhaltener Briefe Piero Medicis und Acciajuolis zurück. Im „Castruccio Castracani“ war es ihm überhaupt nicht um historische Wahrheit zu thun gewesen. In der Florentiner Geschichte sehen wir ihn bemüht, historische und poetische Wahrheit in einem ihm vorschwebenden höheren Dritten zu vereinigen. Die eingestreuten Reden sollen nach der Widmung an Papst Clemens VII. wie die Reden der alten Historiker der Situation und dem Charakter der handelnden Personen entsprechen. In der That hat er sich auch in einigen Fällen an Vorlagen seiner Quellen gehalten oder wie in jener Ansprache an die Einwohnerschaft Luccas in die Seele des fingierten Redners hineingedacht. Gerade die schönsten aber sind ganz oder teilweise Parabasen des historischen Dichters.

Hier aber zeigt er sich, wenn auch nicht unerwartet, von einer ganz neuen Seite, als Geistesverwandter seines ebenfalls an einem Wendepunkte dichtenden und denkenden Landsmannes Dante. Ob er nun den Herzog von Athen durch einen Florentiner, oder den Condottiere Francesco Sforza durch einen Mailänder vor der Aufrichtung der Tyrannis warnen lässt, ob er von Attentaten, vom Verfall der Sitten, von zwecklosen und elend geführten Kriegen, von dem Leichtsinn und Übermut der Machthaber, von dem sträflichen Langmute der Völker zu berichten hat, will er nichts anderes verkünden als die furchtbare Lehre, dass Gott die Sünden der Fürsten und Völker bis in das dritte und vierte Glied heimsuchen wird. Der wiedererwachte antike Glaube an Prodigien*) nimmt bei diesem Priesterhasser eine entschieden christliche Färbung an. Ein Naturphänomen, wie die Windhose, die Italien 1456 von Ancona nach Pisa durchquert hat und zwischen San Casciano und San Andrea alles zerstörend hindurchfuhr, erscheint ihm

*) Vgl. auch Discorsi I, 56.

wie eine leise Mahnung an den Tag des Gerichts. Er aber hat die durch Erfahrung bestärkte Überzeugung, dass dieses Gericht schon auf Erden über Fürsten und Völker gehalten wird, wenn auch nach Goethes Worten „Gott nicht jeden Wochenschluss die Zeche macht“. Das Erbauen und Predigen überlässt er den Pfaffen. An der „sazievolezza di questi preti“ hält auch der Verfasser der „Istorie Fiorentine“ fest. Wie ein tragischer Dichter bezweckt und erreicht er die Katharsis. Ohne es zu ahnen, reicht er Martin Luther die Hand, wenn er angesichts der göttlichen Weltregierung zur Sinnesänderung ermahnt.

Was hätte dieser treue Eckart seines Volkes der Welt noch zu sagen gehabt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, aus den Aktenauszügen der „frammenti istorici“ und aus eigner Erinnerung auch den letzten Akt der Tragödie zu gestalten. Kein anderer konnte ihn schreiben, kein Guicciardini ihn ersetzen. Man wird an Schillers Demetriusfragment, mehr noch an den Treitschkeschen Torso erinnert. Dem Epigonen bleibt nur „unendliche Sehnsucht“.

6. Versuch einer Synthese; Kritik und Kritiker.

Wir sind am Ziel. Unter uns windet sich der Weg herauf. Zuweilen scheint er sich in tiefen Schluchten zu verlieren. Mitunter verbergen ihn Wald und Felsen. Werden wir ihn mit unseren Augen bis zu seinen Anfängen zurückverfolgen können? Wird uns der Gipfel nicht zur Martinswand?

Der Leser mag urteilen. In reinlicher Projektion liegt das ganze Massiv des Berges mit seinen Höhen und Tiefen vor ihm ausgebreitet. Ueber den besten Weg kann gestritten werden. Völliges Versteigen ist für jeden, der Augen hat, ausgeschlossen.

Nehmen wir also an, dass der Restaurator der Staatswissenschaft von dem Problem der Neuordnung zerrütteter

Staaten ausgegangen ist. Der Neuordner eines solchen Staates kann in Republik und Monarchie nur Einer sein. Um überhaupt etwas zu erreichen, muss er mit der Fülle der Gewalt bekleidet sein. Der Augiasstall, der ihn erwartet, erfordert einen scharfen Besen. Grausamkeiten, List und Betrug sind ihm erlaubt, wenn sie dem Wohle des Ganzen, dem Staatszwecke dienen, wenn sie durch die Natur der Dinge geboten erscheinen. Was den Privatmann zum scheusslichsten Verbrecher stempeln würde, wird dem Diktator zum höchsten Verdienste angerechnet. Und das mit Recht. Nicht weil wir zwischen öffentlicher und privater Moral zu scheiden hätten. Als Mensch steht der Staatsmann ebensogut unter dem Sittengesetz, wie jeder Unterthan des Staates. Mit dem Ergreifen der höchsten Gewalt aber hat er aufgehört, ein Mensch im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu sein. Der Mensch in der Gesellschaft wird danach beurteilt, wie er sich mit seinem Eigenwillen in die sittliche Weltordnung einfügt. Der Wille des Diktators ist unpersönlich, repräsentativ, das Ergebnis einer Addition. Da er unter allen Umständen eine Summe zu stande bringen soll — denn so verlangt es sein gesetzgeberischer Beruf — so muss er über alle dem Staatszweck im Wege stehenden Einzelwillen erbarmungslos hinwegschreiten. Was vom Standpunkte des Privatmannes aus in hohem Grad unmoralisch erscheinen würde, gestaltet sich so für ihn geradezu zu einem sittlichen Gebot, insofern der Staat allein dem Menschen die Möglichkeit einer menschenwürdigen Existenz schafft und somit sittlicher Natur ist.

Der Privatmann darf sich in diesem Leben zuweilen auch unmoralischen Neigungen ungestraft hingeben. Der Staatsmann muss sie unbedingt unterdrücken, sobald sie seinem Amte und dem höheren Zwecke, dem er dient, schädlich werden könnten. In allem, was sein Amt nicht berührt, kann auch er es halten, wie jeder Privatmann, und ist dafür nur seinem Gewissen verantwortlich. Mit der glücklichen Durchführung der Neuordnung hören jedoch

auch für ihn die ausserordentlichen Maassregeln auf. Es heisst dann nicht mehr, caveant consules. Aus dem Diktator wird ein durch die selbstgegebene Verfassung gesetzlich beschränkter Herrscher, wenn nicht, wie es in Republiken der Fall sein sollte, der Neuordner bescheiden zurücktritt und dem für mündig erklärten Volke die Regierung nach den gegebenen und erprobten Gesetzen überlässt.

Auf Italien angewandt würde sich der nämliche Gedankengang etwa folgendermaassen gestalten: Italien ist in all seinen Teilen grundverderbt. Es bedarf daher durchgängig einer Neuordnung der Verhältnisse. In dem grösseren Teile der Halbinsel, in der Romagna, der Lombardei und Neapel auf monarchischer, in Toskana auf republikanischer Grundlage. Hier wie dort aber hat die Neuordnung der Dinge von einer Reform des Heerwesens auszugehen. Bisher hatten nur die Kleinstaaten wie Ferrara und Mantua eigene Waffen. In Zukunft werden die grösseren Staaten, in erster Linie der neue Fürst in Mailand, der weltliche Erbe des Kirchenstaats, der wiederhergestellte Erbmonarch in Neapel, an die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht denken müssen. Der toskanische Staatenbund wird, dem gegebenen Beispiele folgend, die Florentiner Ordinanza erst zu dem machen, was sie hätte sein sollen. Wer zuerst sein eigner Condottiere wird, tritt eben dadurch als Bundesfeldherr an die Spitze des geeinigten Italien. Die venezianische Aristokratie hätte dazu wohl das Zeug gehabt, wenn sie aus der ersten Seemacht die erste Landmacht Italiens geworden wäre, wenn ihrer Flotte ein ebenso tüchtiges Landheer entspräche. So wie die Dinge jetzt liegen, ist von ihr nichts zu hoffen. Besser zunächst ein kleines, aber einiges und starkes, als ein grosses, aber ohnmächtiges, von Barbaren beherrschtes Italien.

Dem Leser der fünf ersten Kapitel dieses Buches wird nicht entgangen sein, wie wir schliesslich zum Ziele gelangt sind. An einigen Stellen nicht ohne Stifte und Leitern. In der Hauptsache auf deutlich erkennbarem,

natürlichem Wege. In das wohlgetroffene Bild des Staates seiner Zeit zeichnet Machiavelli mehr andeutend als ausführend ein Zukunftsbild hinein. Wie die philosophischen Staatsromane des Altertums und der Renaissance stellt er Postulate auf, aber er lässt sie sich von Vergangenheit und Gegenwart diktieren. Seine Erfahrung ist nur soweit sie Italien betrifft lückenlos, aber sie genügt, ihn erkennen zu lassen, dass die christliche Kulturwelt, um vorwärts zu kommen, zwei Aufgaben zu lösen hat. Europa postuliert den Erzieher zum Staate und die Selbsterziehung des Volkes in Waffen. In Frankreich, England und Spanien, auch im deutschen Territorialstaate, wie Machiavelli hinzufügen könnte, ist der Erzieher bereits am Werke. In Deutschland ist für die Selbsterziehung schon Manches geschehen. Jene Postulate sind nicht vom Himmel gefallen, sondern gewachsen. Das, worauf es in Zukunft ankommt, ist die klare Erkenntnis des Berufes der Fürsten und Völker. Der Instinkt, das blinde Tasten muss zum zielbewussten Willen werden. Wind und Wellen werden immer bleiben, was sie waren, aber der wollende Mensch wird sie mit Gottes Beistand regieren können. Es gilt, sich nicht mehr treiben zu lassen, sondern im Strome der Zeit zu steuern. Der Staatskunst, nicht der charakterlosen Routine gehört die Zukunft. Bis zu dem Tage der Erfüllung bleibt die ganze Herrlichkeit der Renaissance nur ein Stückwerk.

Niemand wird Machiavelli tadeln, dass er von der Idee des besten Staates ganz absehend als grundsätzlicher Gegner aller utopistischen Träumereien der Nachwelt das Erreichbare gezeigt hat. Jeder wird zugeben, dass nur Geschichte und Erfahrung ihn das Erreichbare erkennen liessen. Der Kritiker des Systemes aber wird sich erinnern, dass auch der Versucher den Herrn auf Bergeshöhe geführt hat. Unbekümmert um die lockende Aussicht hat er nach den Erziehungsmitteln dieser politischen Pädagogik zu fragen. Die Verantwortlichkeit Machiavellis wächst, wenn wir be-

merken, dass er Gut und Böse sehr wohl zu unterscheiden verstand, dass er offen und ehrlich Betrug nannte, was Freund Guicciardini lieber mit gelinderem Ausdrucke List oder Verstellung genannt hätte*). Die Abschwächung seiner Worte würde nur in die Irre führen. Bismarck hat freilich dem Grafen Arnim den Prozess gemacht, weil der Lenker des Staates allein sein muss, aber er hat ihn nicht wie Romulus den Remus erschlagen. Auch die Kritik hat also, wenn sie zu einem Ergebnisse kommen will, bei dem Ausgangspunkte Machiavellis, bei der Unterscheidung zwischen Dictator und Privatmann einzusetzen. Wenn wir dabei den speziellen Begriff des Dictators mit dem allgemeineren des Staatsmannes vertauschen und vertauschen dürfen, so geschieht das in Erwägung der Thatsache, dass jede schwierige Situation auch im konstitutionellen Staate der Gegenwart den Staatenlenker bis zu einem gewissen Grade zum Dictator macht.

Sitten und Gewohnheiten wechseln. Das Sittengesetz ist ewig und unveränderlich. Daraus folgt die Gleichheit seiner Anforderungen an das Menschengeschlecht. Grundfalsch aber wäre es, daraus zu folgern, dass auch die Rechte und Pflichten des Einzelindividuums und der Gesamtheit schlechthin zusammenfallen. Setzen wir den Fall, ein Afrikareisender werde ausserhalb der europäischen Schutzgebiete im Innern des dunkeln Weltteils von den Eingeborenen überfallen und beraubt, so wird ihm in den meisten Fällen nichts anderes übrig bleiben, als sich selbst in ganz mittelalterlicher Weise auf dem Wege der Selbsthülfe sein Recht zu verschaffen. Er wird, isoliert wie er ist, Ankläger, Richter und, wenn möglich, Vollstrecker der Sentenz in einer Person sein. Die Rechtsvollstreckung wird daher nur zu leicht den privaten Charakter der dem Sittengesetz widersprechenden Rache tragen. Wo dagegen,

*) Discorsi II, 13. Guicciardini. Opere inedite 1, 66. Vgl. auch Istorie Fiorentine, Buch 6, Kap. 17: „gli uomini grandi chiamano vergogna il perdere, non col inganno acquistare“.

wie im Staate, die Gesamtheit das Interesse und das Recht des Einzelnen vertritt, ist die Selbsthülfe verpönt. Rein um des Rechtes willen, nicht zur Abschreckung oder gar aus Rache, wie wohl zur Begründung der Strafrechtstheorie gesagt worden ist, bestraft der Staat die Frevel am Leben und Eigentum seiner Angehörigen. Das öffentliche Gewissen, das Gewissen der Gesamtheit übernimmt die dem Gewissen des einzelnen viel zu schwere Verantwortung. Denn verantwortlich bleibt der Staat unter allen Umständen und zwar dann erst recht, wenn auch er in Ermanglung einer höheren irdischen Instanz auf den Weg der Selbsthülfe angewiesen ist. Auch er kann jeden Tag in die Lage kommen, wie jener Afrikareisende Ankläger, Richter und Vollstrecker zu sein. Nichtsdestoweniger leuchtet es auf den ersten Blick ein, dass es nicht ganz dasselbe ist, ob ein Privatmann mit seiner Karawane oder die deutsche Schutztruppe ein afrikanisches Dorf in Brand steckt. Die Verantwortlichkeit ist in beiden Fällen die gleiche. Nur lastet sie das eine Mal mit dreifacher Wucht auf einem einzigen Manne, während sich im anderen Falle Kaiser und Reich, Reichskanzler und Bundesrat, der Reichstag und die Gesamtmasse der Wähler, die Schutztruppe und ihre Führer in verschiedenen Abstufungen in sie teilen. Jener Reisende ist nicht nur Ankläger und Richter. Auch die Kontrole seiner Handlungsweise steht einzig bei ihm. Die Selbsthülfe des Staates unterliegt mehr oder minder der Kontrole all seiner Angehörigen. Wenn die geteilte Verantwortung den einzelnen entlastet, belastet sie dafür um so stärker die Gesamtheit.

Das und nichts anderes hat Schiller sagen wollen, wenn er die Weltgeschichte das Weltgericht nannte. Die Florentiner Geschichte Machiavellis wird von diesem Gedanken geradezu getragen und beherrscht. Das Schillersche Wort klingt uns heute fast trivial, und der Historiker trägt eine begreifliche Scheu, an Stelle des Weltenrichters über die Völker zu Gericht zu sitzen, aber das alles verhindert nicht,

dass sich jener Satz immer von neuem die Anerkennung der Menschen erzwingt. Als 1806 nach der Katastrophe von Jena der Staat Friedrich des Grossen zusammenbrach, da waren es seine besten Söhne, die Stein, Humboldt, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau, Fichte und Schleiermacher, die mit schneidender Kritik das Schicksal Preussens als kein unverdientes hinstellten und die sittliche Wiedergeburt ihres Vaterlandes im Zeitalter der Befreiungskriege vorbereiteten. Selbst ein so wenig einsichtiges Volk wie unsre französischen Nachbarn hat sich des Eindruckes nicht ganz erwehren können, dass Sedan doch mehr bedeutete, als den Sieg der brutalen Gewalt über ein von seinen Führern verratenes Volk. Ueber die tieferen Gründe des grossen débâcle mögen sie anderer Ansicht sein als der geschichtskundige Deutsche. Dass aber das Kriegsjahr 1870 keine einfache Niederlage, sondern ein Zusammenbruch war, das haben sie, wie schon ihre verzweifelten Reorganisationsbestrebungen auf allen Gebieten beweisen, wenn auch widerwillig genug, anerkannt.

Giebt es aber ein öffentliches Gewissen, so folgt daraus, dass jeder zur Leitung eines Staates Berufene in allen die Gesamtheit betreffenden Fragen sich seiner Persönlichkeit gleichsam zu entkleiden hat und nur das öffentliche Gewissen zu seiner Richtschnur nehmen darf. Der Privatmann soll nach Kants Formulierung so handeln, dass die Beweggründe seines Handelns jederzeit zur allgemeingültigen Maxime erhoben werden könnten. Der Staatsmann hat so zu handeln, dass seine Beweggründe für jeden Staat in der gleichen Situation Gültigkeit hätten. Es ist seine Pflicht, das Interesse und das Recht der Gesamtheit gegenüber den staatsfeindlichen Elementen im Innern und den äusseren Feinden des Staates zu wahren, indem er die divergierenden Interessen auf den allen gemeinsamen und zum Besten dienenden Staatszweck hinleitet. Seine Aufgabe wäre mithin für menschliche Schultern viel zu schwer, wie sie es denn auch vielfach gewesen ist, wenn sie nicht andrerseits

durch die Teilung der Verantwortung erheblich erleichtert würde.

Angesichts der politischen Didaktik Machiavellis könnten wohl Zweifel aufsteigen, ob es wohlgethan war, auch die pädagogischen Grundsätze des Politikers allein der Geschichte und der Erfahrung entnehmen zu wollen. Die Unterscheidung zwischen Dictator und Privatmann aber zeigt uns, dass der Restaurator der Staatswissenschaft doch auf dem richtigen Wege war. Der Grundgedanke seines Systemes ist kerngesund. Der Machiavellismus seiner Lehre hat nur die Bedeutung eines hässlichen, aber unwesentlichen Accidens. Um sein Verdienst nach dieser Seite hin völlig zu würdigen, müssen wir uns gegenwärtig halten, dass dem Mittelalter die antike Anschauung der sittlichen Natur des Staates völlig verloren gegangen war. Für den mittelalterlichen Menschen existierte nur die civitas dei. Auf dieser Welt war und blieb er ein Fremdling. Die Lenker der Staaten glaubten, dem Beherrscher jener civitas allein für ihre irdische Pilgerfahrt Rechenschaft schuldig zu sein. Das mittelalterliche Gottesgnadentum der Fürsten drückt strenggenommen nur einen Teil der fürstlichen Berufspflichten aus, die Pflichten gegen Gott. Als Gottes schlichten Amtmann am Fürstentum hat sich der erste Hohenzoller in den Marken bezeichnet. Die Verantwortlichkeit gegenüber den Unterthanen des Staates ist darin nur mittelbar enthalten. Der Staat, das Territorium sind gleichsam Privatbesitz. Staats- und Privatrecht gehen vielfach ineinander über, ohne dass sich eine genaue Grenzberichtigung durchführen liesse.

Je komplizierter indessen die Aufgaben des aus dem Feudalismus herauswachsenden Staates wurden, je gewaltthätiger in einer Uebergangszeit geistliche und weltliche Fürsten auftraten und auftreten mussten, desto verlogener und empörender musste die scheinheilige Berufung auf das Gottesgnadentum erscheinen. So sehr man sich daran gewöhnt hatte, dass Worte und Thaten gekrönter Häupter

selten übereinstimmten, obwohl die Regierungsmaxime Ludwigs XI. von Frankreich: dissimulare est regnare in aller Mund war, wagte man es gleichwohl nicht, der Sache auf den Grund gehend, ehrlich zu fragen, ob nicht die Rechte und die Pflichten des Staates und des Einzelnen wesentlich verschiedener Natur seien, ob sich nicht die Beurteilung des Staatsmannes danach zu richten habe. Die mit Dantes Schrift de monarchia einsetzenden Versuche, den Staat von der Kirche zu emanzipieren, kamen, weil sie in der Scholastik befangen blieben, über Anläufe nicht hinaus. Namen und Dinge wurden gleichgesetzt und verwechselt.

Nichtsdestoweniger werden wir nicht sagen dürfen, dass Machiavelli „auf dem Gebiete der Politik das Mittelalter begraben“ habe. Auch kann ich meinem unvergesslichen Lehrer Hermann Baumgarten nicht beipflichten, wenn er einschränkend hinzufügt, Machiavelli habe „versucht, die moderne Politik schlechthin auf das römische Altertum zu stützen und sie aufzubauen, als wenn die Grundlagen der modernen Welt, das Christentum und die enge Verwandtschaft der civilisierten Nationen nicht existierten“. Als Machiavelli schrieb, war das mittelalterliche Völkerrecht, die Vormundschaft von sacerdotium und imperium, längst ausser Kraft gesetzt, das moderne Völkerrecht noch nicht geboren. Der habsburgischen folgte die französische Hegemonie. Hugo Grotius ist nicht umsonst der Landsmann und Zeitgenosse des grossen Oraniers gewesen. Das moderne jus gentium setzt eine gewisse Consolidierung der grossen Mächte voraus. Namentlich ein Italiener konnte in ihren Geburtsjahren von der engen Verwandtschaft nur die unerfreulichen Seiten bemerken.

Das Christentum aber hat Machiavelli so wenig ignoriert, dass er dem Mittelalter vorwirft, die werkthätige Vaterlandsliebe nicht als eine der vornehmsten Christenpflichten erkannt zu haben. Seine religiöse Bedürfnislosigkeit erlaubt ihm wohl, auch die Religion in der Lehre von den Regierungsmitteln zu behandeln, aber sie hat auch

nicht verhindert, dass dieser grosse Skeptiker Gott in der Geschichte fand.

Der Beurteiler Machiavellis verfällt nur zu leicht in den Fehler, wie in Beurteilung der Renaissance über den modernen und den heidnischen Elementen die mittelalterlichen zu übersehen. Gerade der schwächste Punkt seiner Lehre scheint mir aber ein deutliches Zeichen der mittelalterlichen Gebundenheit dieses modernen Heiden zu sein. Auch im absoluten Staate wird man von einem öffentlichen Gewissen reden können, weil sich selbst da die Verantwortlichkeit auf den ganzen Regierungsmechanismus erstreckt. Wenn wir von den Sünden der Regierung Ludwigs XIV. sprechen, werden wir ungeachtet des Königswortes l'état c'est moi nicht den Monarchen allein, sondern auch seine Berater und Helfer, seine Colbert, Louvois, Bossuet, Frau von Maintenon, und die ganze noblesse de robe und de l'épée mit verantwortlich machen. Machiavelli aber denkt anders. Er hat in dieser Hinsicht die mittelalterliche privatrechtliche Auffassung des Staates noch nicht ganz überwunden. Er würde zu Ludwig XIV. gesagt haben, gut, du bist der Staat, aber nur, um ihm allein alle Verantwortung aufzubürden. „Es beklage sich — heisst es in den „Discorsi“ (3, 29) — kein Fürst über die Sünden seiner Völker. Denn sie entstehen nur durch seine Nachlässigkeit oder durch sein sündhaftes Beispiel“. Wenn Machiavelli trotzdem dem Neuordner eines zerrütteten Staates die uneingeschränkteste Machtfülle einräumen möchte, freilich nur unter der Voraussetzung, dass dieser allein im Staatsinteresse Gebrauch davon mache, hofft er sichtlich auf das Übergewicht des furor politicus über die egoistischen Motive. Die historische Aufgabe lässt ihn trotz seiner Umgebung, trotz seiner Menschenverachtung im Geiste den historischen Helden sehen, aber er sieht ihn im Kostüme seiner Zeit. Indem er die Staatswissenschaft in neue Bahnen leitet, indem er die erst in der Folgezeit recht verstandene und gewürdigte Unterscheidung zwischen öffent-

lichem und privatem Gewissen, zwischen Staatsmann und Privatmann klar und bündig auseinandersetzt, giebt er dem Politiker zugleich ein Compendium der bisherigen Regierungspraxis in die Hand und zahlt so, ohne dass wir an der Lauterkeit seines Charakters zweifeln dürfen, einer in politischer Fäulnis ihres gleichen suchenden Weltperiode seinen Tribut.

Über die Existenzbedingungen des Staates nachgrübelnd, hatte sich Machiavelli in eine Art von Staatsfanatismus hineingedacht, die man Staatsreligion nennen könnte. Der Gesamteindruck seiner Lehre aber ist ein durchaus profaner, weltlicher. Die grossen und die kleinen politischen Rechner der folgenden Jahrhunderte haben in ihm lediglich den skrupellosen Theoretiker der Regierungskunst verehrt. Wenn wir ihn grösser fanden, als er sich selbst gegeben hat, erscheint er uns doch in hohem Maasse ergänzungsbedürftig. Das Verhältnis von Staat und Kirche wird von ihm kaum gestreift. Seine antiken vorchristlichen Vorbilder mussten ihn hier natürlich im Stiche lassen. Die Kirche, die er kannte, war selbst nichts anderes als Staat und zwar in der schlechtesten aller staatlichen Formen, in der theokratischen. Ohne die völlige Verweltlichung der Kirche wäre auch seinem Genie die völlige Sekularisierung des Staates nicht gelungen. Und doch hätte ihn noch ein Mönch belehren können, dass die Renaissance des Staates und der Kirche sich gegenseitig bedingten, dass der Staat nicht ohne die Kirche, die Kirche nicht ohne den Staat gehoben werden konnte.

Die Namen Luthers und Machiavellis drücken keinen Gegensatz aus. Was der Italiener in erster Linie für die Wissenschaft gethan hatte, that gleichzeitig der Deutsche für das Leben, als er 1520 in seinem Aufruf an den christlichen Adel deutscher Nation die weltliche Herrschaft für ein „Glied des christlichen Körpers und geistlichen Standes“ erklärte. Die Heiligung des Staates sollte den katholischen Staaten ebenso zu gut kommen, wie den protestantischen.

„Diese That der politischen Befreiung — sagt Treitschke — wirkte fast noch gewaltiger, noch weiter in die Welt hinaus als die Reformation der Kirche“. Schon in den Tagen des grossen Schisma hatte der Staat der verweltlichten Kirche Funktionen abgenommen, die sie das ganze Mittelalter hindurch als Vormünderin der Völker ausgeübt hatte. In der Rechtspflege, im Schul- und Armenwesen hatte er schon vor der Reformation angefangen, der Kirche ihre Grenzen zu ziehen. Die Legitimierung zu jener Grenzberichtigung, die mehr in die Tiefe gieng als alle mittelalterlichen Machtkämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum, sollte der moderne Staat doch erst Luther verdanken. Bei Machiavelli ist der Staat in erster Linie Macht, bei Luther die von Gott gewollte Obrigkeit. Jener stellt ihn auf eigne Füsse, dieser, nicht minder standfest, weist ihn wieder nach oben. Der Rechtsstaat Machiavellis verwandelt sich in den christlichen Kulturstaat. Die Selbstbestimmung der Völker, die christliche Autarkie erhebt das politische Postulat zu einer sittlichen Pflicht.

Nicht als ob sich der Protestantismus deshalb vom Machiavellismus frei gehalten hätte. Die hervorragendsten protestantischen Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts, ein Moritz von Sachsen, ein Wilhelm von Oranien, haben um kein Jota weniger machiavellistisch gehandelt, als ihre katholischen Gegner. Für die Tragweite der Ideen des Florentiners hat die römische Kirche überhaupt eine feinere Witterung gehabt, als der Protestantismus. Der Pfaffenhass eines Guicciardini und Vettori that der Curie nicht weh. Gefährlich ist er ihr erst in der Formulierung Machiavellis geworden. Als sie die vergifteten Waffen der Florentiner Verleumdung begierig aufgriff, als sie durch ihre Organe, namentlich durch den neuen Orden der Jesuiten dem grossen Toten nachzuweisen suchte, dass er am wenigsten Grund dazu gehabt habe, den Päpsten und der ganzen Klerisei ihre Sittenverderbnis vorzurücken, befand sie sich nur in dem Stande der Notwehr gegen den Bundes-

genossen Martin Luthers. Im protestantischen Lager aber hat man noch lange von dieser Bundesgenossenschaft nichts wissen wollen. Dem Hugenotten Gentillet ist Machiavelli ein unreiner Hund. Der Verfasser des „Principe“ musste sich mit Katharina von Medici, der Tochter Lorenzos von Urbino, in die Verantwortung für die Bartholomäusnacht teilen.

Während sich aber Jesuiten und Protestanten in Angriffen auf das politische System Machiavellis erschöpften, während sie in der Regel das Selbstverständliche oder das Unbeweisbare zu beweisen suchten, das nie Behauptete zurückwiesen, fieng der absolute Principe an, seine welthistorische Mission zu begreifen. Indem er mit Bewusstsein auf den Bahnen fortschritt, die frühere Generationen instinktiv eingeschlagen hatten, vollendete er den Ausbau des modernen Staates. Auch der Verfasser des „Antimachiavell“ hat die von der Person des Fürsten ausgehenden Einwirkungen überschätzt. Noch in seinem politischen Testamente von 1752 stellt Friedrich der Grosse ganz im Sinne des verabscheuten Florentiners die Behauptung auf: les États ne sont que ce que les font les hommes, qui les gouvernent. Aber er hat schon in seiner Jugendschrift auf das nachdrücklichste betont, dass der fürstliche Beruf nicht von Seite der nutzbaren Rechte angesehen werden dürfe, dass der Fürst „le premier domestique de l’état“ sei. Der Souveränetätsbegriff der Obrigkeit bekam einen neuen Inhalt und eine neue Würde.

Es ist etwas Wahres an der Behauptung des fürstlichen Kritikers, dass der Verfasser des „Principe“ nur für kleine Fürsten geschrieben, nur italienische Kleinstaaten im Auge gehabt habe, wenn auch die ganze Polemik des preussischen Kronprinzen beweist, dass ihm das Allgemeingültige vieler Sätze Machiavellis nicht entgangen ist. Im übrigen ist die Machiavellikritik weit mehr durch die Thaten des Königs, als durch das Buch des Kronprinzen gefördert worden. Nur den militärischen Doktrinarismus

Machiavellis hat der Verfasser des „Antimachiavell“ richtig durchschaut. Wir aber können uns nicht entbrechen, gerade in jenem Doktrinarismus den sprechendsten Beweis für die über die Jahrhunderte hinausragende Grösse des Mannes zu sehen. Wir wissen jetzt, was England schon 1689 erfahren sollte, dass es keiner machiavellistischen Künste bedarf, um die nationale Einigung gegen innere und äussere Feinde zu erringen und zu behaupten. Aber wir vergessen deshalb nicht, dass Machiavelli das, was uns zur Einigung verhelfen sollte, zum erstenmale als nationales Postulat verkündet hat: ich meine den Fürsten, der einen genialen Staatsmann zu entdecken und auf die Dauer in ruhmvoller Bescheidenheit zu ertragen weiss; ein Volk, das dem Rufe dieser Führer zu den Waffen mit Freuden folgt. Kein deutscher Besucher der Arnostadt wird an dem Denkmal in Santa Croce vorübergehen, ohne sich zu sagen: tanto nomini nullum par elogium.

Bibliographische Schlussnote.

Erste Ausgaben der Einzelschriften: Arte della guerra 1521 (bis 1587 in Italien elfmal aufgelegt); Discorsi 1531 (Mohl zählt bis 1587 elf ital. Einzeldrucke); Principe 1532 (in Venedig nach Burd zwischen 1537—54 allein sechsmal); Istorie Fiorentine 1532 (nach Mohl 7 Drucke bis 1554).

Erstmalige Übersetzungen: A. Lateinische: Principe 1560. Istorie Buch I 1564 (vollständig 1610). Discorsi 1569. Arte 1600. — B. Französische: Arte 1546. Principe 1553. Discorsi 1559. Istorie 1577. — C. Englische: Arte 1588. Istorie 1595. Discorsi 1603. Principe 1640. — D. Deutsche: Arte 1623 (nach der latein. Übersetzung von 1600). Principe 1623. Istorie 1788. Discorsi 1797. — Man übersehe nicht die kulturgeschichtlich lehrreiche Reihenfolge der Nationen. Die Arte wurde ausserdem 1536 ins Spanische (ohne Nennung Machiavellis vgl. Jähns 1, 469), der Principe ins Schwedische (1557), Holländische (im 17. Jahrhundert) und ins Spanische (1824) übersetzt. Die erste vollständige Gesamtausgabe in 4 Quartbänden, erschienen 1550, wird nach dem Kopfe des Autors auf dem Titel (vgl. Seite 96) Testina genannt. — Für das Studium Machiavellis und für den deut-

schen Leser kommen hauptsächlich in Betracht: Opere Vol. I—X. Milano 1804—5 (Teil der Classici Italiani, Freundesbriefe unvollständig). Opere. Italia 1813. Vol. I—VIII (wird am meisten gelobt, mir nicht zugänglich). Le opere. Per cura di P. Fanfani, L. Passerini e G. Milanesi. Firenze 1873—77. Vol. I—VI (kritische, viel neues archivalisches Material bringende Ausgabe, enthält jedoch nur die Istorie, die Fragmente und die Legazioni). Lettere familiari. Per cura di E. Alvisi. Firenze 1883 (vollständigste Ausgabe). Il Principe. Edited by Arthur Burd, with an introduction by Lord Acton. Oxford. 1891 (kritische Musteredition mit reichem Kommentar). Ausserdem eine Fülle handschriftlichen Materiales von und über Machiavelli in den italienischen Biographien, namentlich bei Tommasini und Villari. Eine deutsche Übersetzung der sämtlichen Werke von Joh. Ziegler, Karlsruhe 1831—42 in 8 Bänden. Die Übersetzung des Principe von Rehberg (1810) jetzt auch in Reclams Universalbibliothek.

Einer Aufzählung der Machiavelli-Literatur enthebt mich die Zusammenstellung R. v. Mohls im dritten Bande seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften (Erlangen 1858. S. 521—91), das erste Kapitel in Tommasinis Biographie, die Bibliographical note in Burds Principeausgabe, Villari, libro II cap. V. Die einschlägige Renaissanceliteratur findet der deutsche Leser in Pastors Geschichte der Päpste, in Burckhardts Kultur der Renaissance, bei Geiger, Renaissance und Humanismus, in Gasparys italien. Literaturgeschichte u. a. O. verzeichnet. Unter den deutschen Machiavellistudien steht an erster Stelle die „Geschichte der Florentinischen Historiographie nebst einer Charakteristik des Machiavell“ von Gervinus (Hist. Schriften. Frankfurt 1833). Auf die Studien L. Rankes, H. Leos, H. Baumgartens u. a. ist im Text mehrfach Bezug genommen. Eine umfassendere deutsche Monographie wissenschaftlichen Charakters giebt es nicht. An Thudichums Promachiavell (Stuttgart 1897) ist nur der Titel originell. Die neuere französische Monographie von Nourrison (Paris 1883) kenne ich nicht. Unter den italienischen Biographien ragen die Arbeiten Tommasinis und Villaris so sehr hervor, dass die anderen (Nitti, Gioda, Amico) daneben kaum in Betracht kommen. Dem unvollendeten Buche Oreste Tommasinis (La vite e gli scritti di N. Machiavelli nella loro relazione col Machiavellismo. Vol. I Torino 1883) fehlt die künstlerische Abklärung. Villaris wissenschaftliche Leistung ist längst erkannt und gewürdigt. Die erste Auflage (N. Machiavelli e i suoi tempi illustrati con nuovi documenti) erschien in Florenz 1877 und wurde von Mangold und Heusler 1883 ins Deutsche übersetzt. Eine zweite verbesserte Auflage des italienischen Originals in 3 Bänden 1895—97. Milano (Hoepli).





